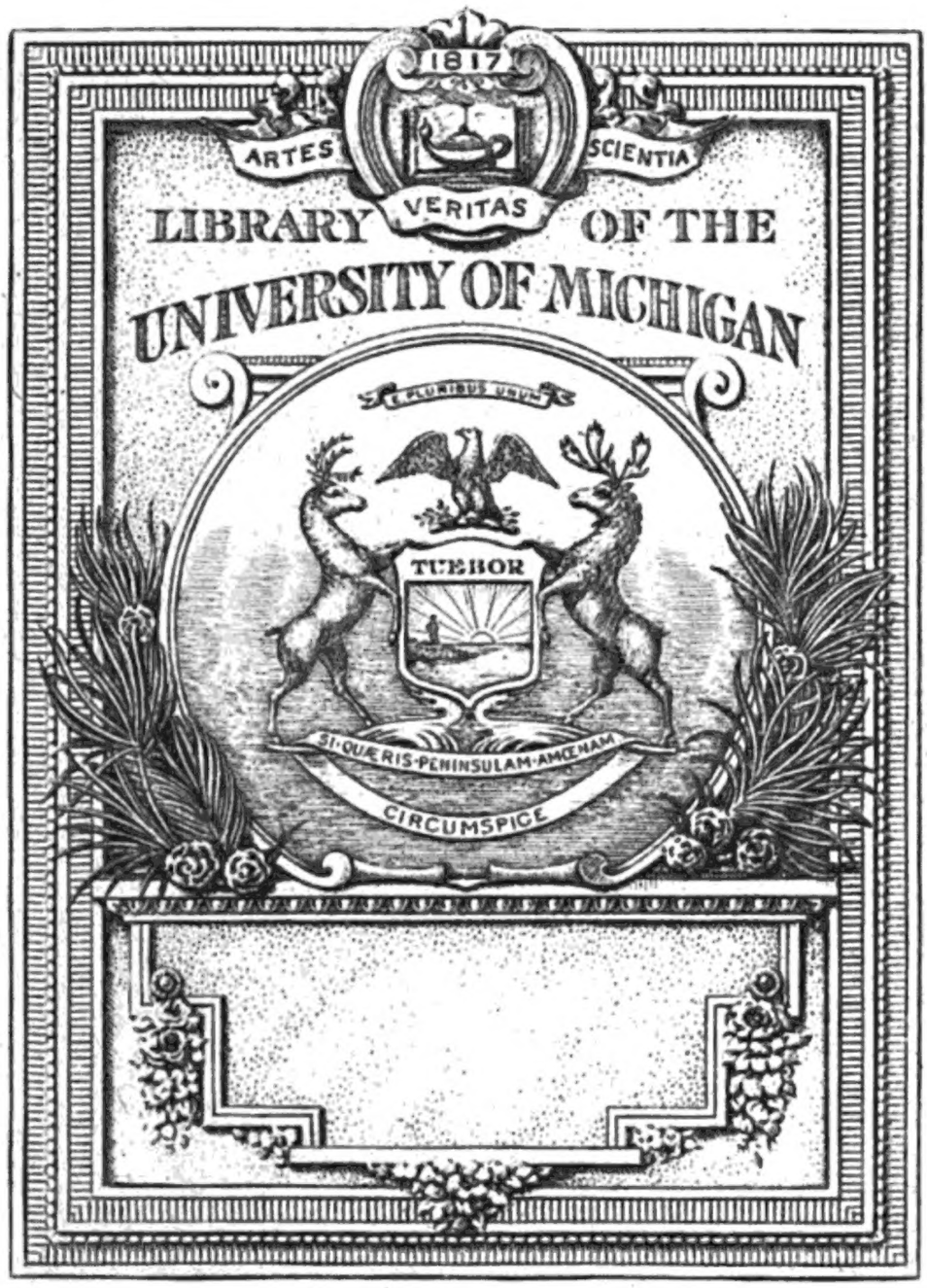
Digitized by Google

A 559358



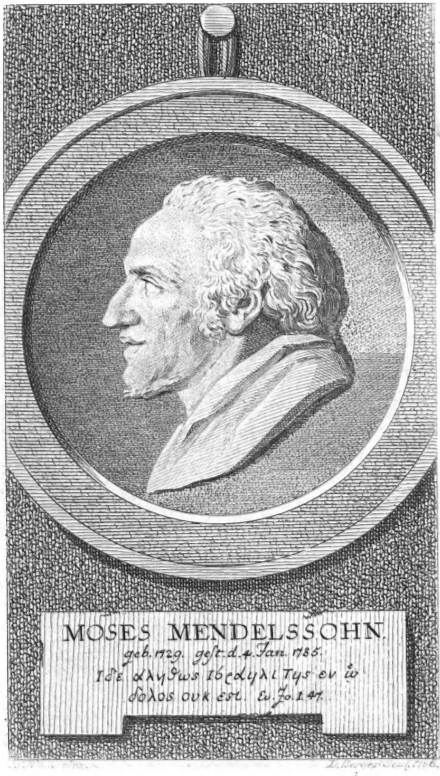
Digitized by Google

1395.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google



Digitized by Google

Berlinische Monatsschrift.

Herausgegeben
von
F. Gedike und J. E. Biester.

Neunter Band.
Januar bis Junius 1787.

Berlin, 1787.
Bei Haude und Spener.

Digitized by Google

AP
30
.B48
v.9

Digitized by Google

GL
Dir
Barateira
11-29-55
95512

Vorrede.

Es wird nicht unschiklich sein, den Anfang des neuen Bandes mit einer Vorrede zu begleiten, nachdem vier Jahrgänge, oder acht Bände, der Berlinischen Monatsschrift itzt glüklich geendiget sind. Wir sagen: glüklich; weil der gütige stets wachsende Beifall des Publikums, und die gefälligste Unterstützung mit Beiträgen von den berühmtesten und angesehensten Personen fast aller Stände, uns bis itzt beehrt hat. Ein Beifall und eine Unterstützung, welche uns nur ermuntern können, beides dadurch noch immer mehr zu verdienen, daß wir unserm Ziele fest entgegen arbeiten: freimüthig und wahrheitsliebend die Verbreitung nützlicher Einsichten und die Verbannung verderblicher Irrthümer befördern zu helfen.

Zwar konnte es hierbei auch nicht an Widerspruch fehlen; und wir sind in der That mit mancherlei Waffen angegriffen worden. Denn vielleicht war selten eine Zeit, wo, wie itzt, so laut, um nicht zu sagen, so stürmisch, von beiden Seiten zu Werke gegangen wird, wo die widersprechendsten Behauptungen aufs heftigste gegen einander aufgestellt werden, und wo man Sätze in Anspruch genommen sieht, die gleichsam die Sanktion ganzer Jahrhunderte für sich hatten. Hierdurch wird ohne Zweifel die Wahrheit sehr viel gewinnen: der Prüfungsgeist wird allgemeiner, und die Untersuchung verbreitet sich freier über alle Gegenstände. Allein hierdurch wird auch ein anscheinender Krieg Aller gegen Alle eingeführt, ohne welchen doch das Gebiet des Denkens todt und öde sein würde. So ist auch die Berl. Monatsschrift in manchen Streit verwikkelt worden; und namentlich mag vielleicht dies erste Stück des neuen Jahrganges Manchem gar zu polemisch scheinen. Indeß sind wir uns bewußt, nie mit unedlen Waffen gefochten zu haben;

ja

ja wir haben öfter das Vergnügen gehabt, daß unsre muthigsten Bestreiter theils unsrer Unparteilichkeit Gerechtigkeit genug widerfahren ließen, um die Bekanntmachung ihres Widerspruches gegen uns von uns selbst zu fordern, theils sich an uns selbst zur Emporhaltung wichtiger Wahrheiten anschlossen, so uneins sie auch in andern Punkten mit uns sein mogten. Vorzüglich aber können wir auf das Gefühl aller Leser uns berufen: ob je ein bei uns geführter Streit bloß Animosität und Rechthaberei zum Grunde hatte; oder ob er nicht vielmehr zur Gelegenheit diente, daß wichtige Gegenstände in ein helleres Licht gesetzt wurden?

Wir sind so glüklich, von einer Menge der edelsten Menschen die Versicherung zu hören: daß, bei aller Verschiedenheit der Meinungen, man doch die Absichten unsrer Bemühungen lobenswürdig findet, und an der Erfüllung derselben auch nicht ganz verzweifelt. Mehr als alles dies, muß uns aber der Edle Wunsch unsers erhabenen Königs befeuren, welcher sich in folgendem allergnädigsten Kabinetsschreiben findet.

Se.

Se. Königliche Majestät von Preußen lassen den Herausgebern der Berlinischen Monatsschrift für das von ihnen eingesandte Exemplar derselben danken; und wünschen: daß ihre gemeinnützigen Bemühungen um Aufklärung und Philosophie recht viel Gutes stiften mögen. Berlin den 13. December 1786. Friedrich Wilhelm.

Ein großes königliches Wort, das jeder Unterthan, ja jeder patriotische Deutsche mit Entzükken von dem Throne hören muß, dem die gereinigte Philosophie und die wahre freie Aufklärung seit Jahrhunderten soviel zu verdanken hat! Aber auch ein Wort, dessen herablassende Huld uns mit dem festesten Bande der treuesten Dankbarkeit auf ewig bindet, und dessen großen Sinn auf immer zu verdienen, das thätigste Bestreben unsers ganzen Lebens sein soll!

Berlin, den 1. Januar 1787.

Die Herausgeber.

Inhalt

des neunten Bandes.

Januar.

1. Lob des Trajanus. Vom Herrn Prof. Ramler. Seite 1

2. Ueber das Betteln auf dem platten Lande und in kleinen Städten. 3

3. Letzte Erklärung des Thomas Akatholikus über Hrn. D. Semlers Empfehlung des Hirschenschen Luftsalzwassers. 28

4. Verordnung des Markgrafen Friedrich Heinrich von Brandenburg Königl. Hoheit, über die zugestandne katholische Religionsübung in der lutherischen Kirche zu Schwedt. 52

5. Ueber und für die Vertheidigung der katholischen Messe von einem protestantischen Theologen und Mitgliede der Gesellschaft der reinen Lehre. Replik uud Duplik. 57

6. Nöthige Gegenerklärung gegen des Hrn. Oberhofpredigers Stark öffentliche Erklärung. Von den Herausgebern der Berl. Monatsschrift. 87

Februar.

1. Friedrichs Lob. An Alxinger in Wien. Vom Herrn Sekretär Bischof. Seite 101

2. Beitrag zur Geschichte der Behandlung des weiblichen Geschlechts bei verschiednen Völkern. Vom Herrn Prof. Meiners. 105

3. Ueber des Professor Piderit bekanntes Unternehmen im Jahr 1776. An Hrn. Bibliothekar Biester in Berlin. 105

4. Magnetische Desorganisation und Somnambulism. 126

5. Nachricht von den hinterlassenen Manuskripten des Königs Friedrich. Vom Herrn Geheimen Finanzrath von Wöllner. 161

6. Ueber einige Nachrichten von dem Leben des höchstsel. Königs. Von Biester. 166

7. Nachricht von der Röllingschen Harmonika. Von Biester. 175

8. Friedrichs Sternendenkmal. Vom Herrn Prof. Bode. 187

9. Gegenseitige Erklärung des Herrn Kapellmeister Reichardt und des Herrn Prof. Hottinger. 191

10. Berlinische Mortalitätstabellen vom Jahr 1786. 195

Mêlée

1. Briefe des Hochseel. Königs an die Frau Gräfin von Camas. 197

2. An den Licinius Murena. Horazens zehnte Ode des zweiten Buchs. Vom Herrn Prof. Ramler. 227

3. Voltus. Vom Herrn Prof. Selle. 230

4. Historische Nachricht von dem letzten Lebensjahre Königs Friedrich II. von Preussen. Von Sr. Excellenz, dem Königl. Staats- und Cabinets-Minister, Herrn Grafen von Herzberg. 242

5. Von dem nunmehr auch im römischen Staatskalender befindlichen Preußischen Königstitel. Von Biester. 299

6. An die Herausgeber der Berl. Monatschrift. Vom Herrn Doktor Semler. 303

April.

1) Rede bei Eröffnung des neuen Nationaltheaters in Berlin. Vom Hrn. Prof. Ramler. Seite 309

2) Ueber die frühe Beerdigung der Juden. Aus Prag. 317

3) Der Ruhm. Eine Epistel an Geßner. 334

4) Vorlesung in der feierlichen Versammlung der Akademie am 25. Januar 1787. Vom Herrn Geheimenrath Formey. 346

5) Ueber das itzige Streiten mancher Schriftsteller, besonders Lavaters, gegen die Berliner. Von Gedike und Biester. 353

6) Ueber Hrn. Oberhofprediger Starks neueste Erklärung in drei Zeitungen. Von den Herausgeb. der Berl. Monatsschrift. 395

Mai.

1. Der Tod der Polyxena. Nach dem Ovid. Nebst einer Epistel an Ramler. Von Hrn. Alxinger. Seite 403

2. Ueber den freien Getreidehandel in den Preussischen Staaten. 414

3. Reise nach der Insel Ischia, ohnweit Neapel. Im Febr. 1786. Vom Hrn. Leibmedikus Marcard. 425

4. Gedanken über die Bau- und Gartenkunst und beider Verwandtschaft. Vom Hrn. Gr. v. F—n. 467

5. Die Toleranz. Vom Hrn. Hofrath Pfeffel. 475

6. Etwas von sentimalischen Gesundheiten. Vom Hrn. Hauptmann von Archenholz. 476

7. Ueber die magnetische Desorganisation in Bremen. 478

8. Nachricht von der Leopoldsstiftung. 503

Juni.

1. Ueber die allgemeine Toleranz. Briefe aus Virginien, an Hrn. Geh. Justizr. Möser. S. 505

2. Ueber die Astronomie des Thales und der Pythagoräer. Vom Hrn. Prof. Eberhard. 519

3. Abdul. Eine Erzählung. Vom Hrn. Hofr. Pfeffel. 521

4. Ueber den freien Gold- und Silberhandel. 523

5. Beschluß der Reise nach der Insel Ischia, ohnweit Neapel. Im Febr. 1786. Vom Hrn. Leibmedikus Marcard. 536

6. Vorläufige Erklärung über Schlossers Brief an Leuchsenring; nebst einem Mährchen. Vom Hrn. Geh. Rath Leuchsenring. 567

7. Nachricht über das von Hrn. D. Semler hieher gesandte Luftgold. Vom Hrn. Assessor Klaproth. 574

8. Deforganisation und Manipuliren. 588

Berlinische Monatsschrift.

1787.

Erstes Stük. Januar.

1.

Lob des Trajanus.

Martials sechstes Sinngedicht des elften Buchs.

So billig, so gerecht bist Du, mein Cäsar,
Als Numa *) war. Doch Numa war ein Armer.

Dem

*) Mit diesem gerechten und friedliebenden Römischen Könige ward auch der Preußische König Friedrich Wilhelm der Zweite lange vor seiner Thronbesteigung verglichen. In dem Vorspiel das Opfer der Nymphen, welches zur Ehre Seines hochseligen Oheims des Königes Friedrich, im Jahr 1773, den 24. Januar aufgeführt ward, sang Viadrina, die Nymphe des Oderstroms:

Verschleuß den Janustempel,
Quirinus! — Holder Numa,
Nie schleuß ihn wieder auf!
Du Sohn des Kriegeshelden,
Des Menschenfreundes Sohn,
Zum Streite sey gewappnet,
Und bleib' ein Menschenfreund!

Dem Reichthum nicht die Tugend aufzuopfern,
Und Numa noch zu seyn, wenn man an Schätzen
So manchen Krösus übertrifft: ist schwerer.
O! dürfte man Elysiens Gefilde
Verlassen; könnten die erhabnen Männer
Der Vorwelt, unsre Väter, wiederkehren:
Mit Freuden würde Dich der unbesiegte
Camill zum Fürsten statt der Freyheit wählen,
Fabricius kein Gold von Deinen Händen
Verschmähn, in Dir den Herrscher Brutus ehren.
Der blutbespritzte Sylla legte zeitig
Die Fasces nieder, um sie Dir zu reichen.
Dir wich' aus Liebe Cäsar und Pompejus;
Dir schenkte Crassus seinen ganzen Reichthum;
Selbst Cato, käm' er aus dem Reich des Orcus
Zurück, würd' ein Cäsarianer werden.

Ramler.

2.

Ueber das Betteln auf dem platten Lande und in kleinen Städten.

Eine auffallendere Verkehrtheit und Unzwekmäßigkeit, als die Bettelei auf dem platten Lande und in kleinen Städten ist, giebt es wohl nicht in unsern kultivirten gut eingerichteten Staaten. Es ist viel über die Sache geschrieben; aber dem Uebel ist noch nicht abgeholfen worden. Mein Grundsatz in solchen Fällen ist nun: daß man über dergleichen offenbar verkehrte und der menschlichen Gesellschaft nachtheilige Dinge so lange reden und schreiben, sie von so vielen Seiten, auf so mannigfache Art, und bei so vieler Gelegenheit, als möglich ist, in ihrer Gemeinschädlichkeit darstellen muß, bis die allgemeine Aufmerksamkeit darauf gerichtet wird, und gründliche Anstalten und Vorkehrungen zur Abhelfung oder Verminderung des Uebels gemacht und getroffen werden.

Ich will daher ganz kurz sagen, wie die Sache ist, was sie für üble Folgen hat, und wie ihr abgeholfen werden kann.

Bei dem allen werde ich mein Augenmerk vorzüglich auf den Preußischen Staat richten, weil mir der am bekanntesten ist, alles Gute in ihm vorzüglich gedeihet, er vielen andern Staaten zum

Muster der Nachahmung dienet, und sein König Friedrich Wilhelm auf die gänzliche Vervollkommnung der innern Einrichtung desselben mit wirklich landesväterlicher Sorgfalt bedacht ist, und sich dieselbe zum Ziele seiner königlichen Thätigkeit und Bestrebungen gemacht hat.

Der itzige Zustand der Sache ist, meiner eignen Erfahrung nach, folgender.

Eine ungeheuer große Menge von Menschen aus allen Ständen, männlichen und weiblichen Geschlechts, jung und alt, Ausländer und Einländer, laufen im Lande umher, von Haus zu Haus, von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt, erbitten, erbetteln, erbäten, ertrotzen, erschimpfen, erdrohen, erstehlen sich den nöthigen Lebensunterhalt. Krüppel, Lahme, kleine oder kranke Kinder, u. s. w. werden von gesunden und starken Menschen, die mit ihnen verwandt sind, oder sich zu ihnen gesellet haben, geführet, getragen, geschleppt, oder auf Schiebkarren umher gefahren. Ein sehr großer Theil dieser Menschen besteht: aus abgedankten Soldaten, die mit unter auf ihren König und ihr Vaterland schimpfen, daß sie, nachdem, wie sie sagen, sie ihre Haut und ihre Knochen zu Markte getragen haben, nunmehr darben und betteln müssen; aus Soldatenweibern und Soldatenkindern.

Die Menge dieser herumstreifenden Menschen und ihr Ueberlauf ist so groß, daß durch ein Dorf,

zumal wenn es an der Landstraße liegt, zuweilen 30 bis 40 und noch mehr tagtäglich durchpassiren, und von Haus zu Haus, oder dahin, wo sie etwas zu erhalten hoffen, und wissen, gehen, und um ein Allmosen ansuchen. Man muß bedenken, daß die nehmlichen Leute nicht zu oft in einem und ebendenselben Orte wieder erscheinen, und man kann sich alsdann einigen Begrif von ihrer Anzahl machen. Manche kommen alle Jahr nur einmahl in einer Gegend, andere noch seltener, nachdem der Kreis ihrer Wanderschaft größer oder kleiner ist.

So verhält sich die Sache, und so ist sie auch wohl den meisten meiner Leser bekannt. Ich habe das Historische davon nicht ganz mit Stillschweigen übergehen können, wenn es auch noch bekannter wäre. Weitläuftiger aber darüber zu sein, und es mit lebhaftern Farben darzustellen, war nicht nöthig. Nun will ich von dem mannichfachen Schädlichen und dem höchst Unglüklichen und Verderblichen, welches die Sache mit sich führt, reden; ob ich mich gleich beinahe schäme, so ganz handgreifliche, und von selbst in die Augen fallende Dinge und Wahrheiten zu sagen. Aber es muß doch geschehen.

Erstlich also ist es ganz augenscheinlich, daß alle diese Menschen, mit allen Kräften, Fähigkeiten und Fertigkeiten ihres Körpers und ihres Geistes, für das Beste der Gesellschaft so gut, wie ganz

verloren, und ohne allen Werth sind. Sie sind bloß verzehrende, und wegen ihrer herumstreifenden Lebensart und gewöhnlichen Unmäßigkeit unverhältnißmäßig viel verzehrende Mitglieder des Staats und der Gesellschaft; und es ist offenbar, je größer die Anzahl solcher ist, desto größer ist der Nachtheil für das allgemeine Wohl.

Wie sehr die öffentliche Sicherheit bei der Bettelei leidet, und wie viel Diebe und Straßenräuber unter dem Namen und der Gestalt von Bettlern herumschleichen, will ich nicht einmal erwähnen.

Zweitens. Diese Menschen sind eine wahre Landplage, eine drükkende Last für ihre einzelnen Mitmenschen, und vorzüglich für den Theil derselben, welcher der wichtigste, der nüzlichste und der unentbehrlichste in der Gesellschaft ist, und der ohnehin auf so mannigfache Weise gedrükt und beeinträchtigt wird. Man kann selbst leicht nach dem, was ich oben angegeben habe, ohngefähr berechnen, welche wichtige Ausgabe für den Landmann die Allmosen sind. Um nur ein einziges bestimmtes Beispiel anzuführen, so kann ich selbst nach einer zuverlässigen Erfahrung versichern, daß ein gewisser Bauer in einem an der Landstraße liegenden Dorfe, fast eben so viel Brodtkorn auf die Bettler, als auf seine zahlreiche Familie und seinen grossen Hausstand rechnen muß: wenigstens 12 bis 15 Rthlr. baar Geld jährlich; ohne

Fleisch,

Fleisch, Butter, Käse, Eier und Gemüse, welches doch auch häufig gegeben wird, mit in Anschlag zu bringen. Dazu kommt noch die Beschwerde, daß eine Person bei Tage fast immer in Bereitschaft sein muß, den Bettlern aufzuwarten, worunter die häusliche Arbeit leidet. Insonderheit ist es im Sommer äußerst lästig und nachtheilig, daß stets ein erwachsener Mensch zu Hause bleiben muß, und an der Feld- und Gartenarbeit nicht Theil nehmen kann. Die Furcht, von Bettlern bestohlen zu werden, nöthigt sie darzu.

Drittens. Diese der Gesellschaft so unnützen und ihren Mitbürgern so beschwerlichen Menschen sind für sich selbst (wenigstens in vielem Betracht) höchst unglüklich.

Man nehme das drükkende Gefühl: seinen Mitmenschen eine Last, ein Abscheu zu sein, und in Ansehung seines Unterhalts ganz von ihrer Gnade und jedesmaligen Laune abzuhängen. Welche Niederträchtigkeit und Verworfenheit gehört darzu, dabei gleichgültig zu sein; und in welchem traurigen Gemüthszustande muß man sich befinden, so lange man dagegen noch empfindlich ist? Und sind beide Arten Menschen nicht äusserst unglüklich?

Welch eine schrekliche Aussicht ist es für sie, bei ihrer Lebensart alt und krank zu werden; und wie entsetzlich elend sind sie, wenn der Fall wirklich eintritt? Wie unglüklich sind insonderheit die Kinder und jungen Leute, die sich von Jugend auf

zur Unthätigkeit, zu einer unsteten Lebensart, zur Unordnung und Unmäßigkeit in ihrer Lebensart verwöhnen, ohne alle zwekmäßige Ausbildung ihrer körperlichen und geistigen Kräfte bleiben, und zu niedern Gesinnungen und sittlicher Unwürdigkeit gleichsam mit Gewalt genöthigt werden!

Viertens. Bei den Bettlern steht der Empfang der Wohlthaten von ihren Mitmenschen, deren Unterstützung, und der Bettler äussere Glükseligkeit, im umgekehrten Verhältnisse mit ihrem Bedürfnisse und ihrem Werthe. Je stärker und gesunder, und je besser zu Fuße ein Bettler ist, desto weiter kann er in einem Tage laufen, desto mehr Allmosen kann er sich also von Hause zu Hause, von Dorfe zu Dorfe einsammlen. Auch fürchtet sich der Landmann vor dem rüstigen starken Bettler, daß er ihn bestehle, ihm seine Fruchtbäume verderbe, oder sonst Schaden zufüge, ja wohl gar das Haus in Brand stekke, wenn er sich nicht in gutem mit ihm abfindet, und seine Forderungen befriediget.

Je unbescheidner, unverschämter und verwegner der Bttler ist, desto besser glükt es ihm. Er muß geradezu in die Häuser und Stuben der Landleute dringen, ungestüm fodern, und sich nicht aus der Selle treiben lassen; dann fehlt es ihm nicht leicht. Der wirklich Elende, der Unfähige sich durch seiner Hände Arbeit zu ernähren, der Kranke, der Ehrliebende, der Schüchterne und Bescheidene

kann

kann und wird zehn ja hundertmal eher in seinem Elende umkommen und verhungern, als jener rüstige, verwegene, verruchte Bube nur einmal Noth leidet.

Ist das nicht eine Entsetzen und Schauder erregende Verkehrtheit der Dinge, und eine Zerstörung aller natürlichen, sittlichen und bürgerlichen Ordnung und Verhältnisse?

Fünftens. Die gesammte Moralität und die Stimmung des Nationalcharakters eines Volks werden auf mannichfache Weise durch die Bettelei verdorben. Von den Bettlern selbst, die gleichwohl einen so beträchtlichen Theil der Menschen im Staate ausmachen, will ich gar nicht reden. Diese sind nun ein für allemal schon als abgestorbene und in Fäulniß gerathene Glieder der Gesellschaft anzusehen. Aber man bedenke, daß die Fäulniß im Politischen und Moralischen so gut wie im Physischen immer weiter um sich greift, und nach und nach auch die gesunden Glieder anstekt und verderbt. Ich will eigentlich reden. Wenn der gemeine Mann, der Handwerker, der Tagelöhner, die so sehr oft bei mühsamer Anstrengung und regelmäßigem Fleisse kaum so viel erwerben, daß sie sich und die ihrigen nothdürftig erhalten können, sehen, daß der Faullenzer, der Bettler oft besser leben, als sie, wie denn das wirklich häufig der Fall ist; was muß das für einen Eindruk auf sie machen? Wie leicht ist es möglich,

daß sie auf den Gedanken kommen: wenn es mit der Arbeit nicht recht mehr gehen will, wollen wir es auch so machen; oder daß sie wirklich bei einer verschuldeten oder unverschuldeten Widrigkeit in ihren Berufsarbeiten und bei einigem dadurch entstandenen Mangel in dem nöthigen Lebensunterhalte sich flugs entschließen zu betteln und auf dem Lande herum zu streifen? Das wenigste was sie thun ist, daß sie die Kinder herumschikken, und sich ihren Unterhalt zu erwerben nöthigen. Dabei ist nach ihrer Rechnung mehr Vortheil als sie in die Schule zu schikken: denn da müßten sie noch wohl gar Schulgeld bezahlen; oder sie auch zu Hause zu allerlei Arbeiten anzuhalten, und zu gewöhnen: wobei wenigstens anfänglich nicht so viel Vortheil heraus kommt als beim Betteln.

Von der Gleichgültigkeit gegen das Elend der Menschen, die der tagtägliche Anblik desselben verursachen muß, von der Hartherzigkeit gegen wirklich Nothleidende und Hülfsbedürftige, die daraus nothwendig entstehet, will ich gar nicht einmal reden.

Noch will ich bloß zu bedenken geben, was für Eindrükke es auf den jungen Soldaten macht, wenn er seinen alten grauen durch Wunden Strapazen und Mißhandlungen zu Grunde gerichteten Kammeraden am Bettelstab herum schleichen sieht. Wer weiß ein sicherer Mittel, die Liebe zum Vaterlande, zum Landesherrn und zum Leben selbst zu

erstik-

erstikken, und den Menschen, so lange er nicht alles Gefühl der Menschheit und des Menschenwerths verlohren hat, zur Verzweifelung zu bringen?

Ich mag und will weiter nichts über die Sache sagen; — denn ich bin aufs innigste überzeugt, daß jeder Mensch von menschlicher Vernunft und menschlichem Gefühl mit mir einstimmen wird, daß das so nicht bleiben kann, nicht bleiben darf, nicht bleiben wird.

Ich eile, einige allgemeine Vorschläge zu thun, wie dem Uebel abgeholfen werden kann. Dabei kann ich denn nicht unterlassen, einer Vorkehrung zu erwähnen, wodurch man bisher im Preußischen gedacht hat, es von Grund aus zu vertilgen, und wodurch man gleichwohl seinen Zwek nicht erreicht hat. Es wird nehmlich an einem gewissen, aber immer unbestimmten Tage im ganzen Lande eine allgemeine Visitation in allen Dörfern und Städten angestelit, durch die alle verdächtige Personen und Landstreicher sollen aufgegriffen, in Verhaft genommen, und auf die Festungen gebracht werden. Im Anfange mag diese Verordnung in etwas vollzogen seyn, — allein die Festungen wurden dadurch dermaßen mit Leuten überschwemmt, daß man sie sehr bald wieder ruhig aus einander gehen lassen mußte. Die Gerichtsobrigkeiten hatten also weiter nichts als die Mühe und Kosten des Aufgreifens und Transportirens gehabt, und haben ihre

ihre Leute in acht oder 14 Tagen wieder bei sich. Das nächste Jahr wünschte man dieser vergeblichen Mühe und Kosten überhoben zu sein, machte unter der Hand den Tag der Visitation bekannt, und die Landstreicher blieben eine Nacht im Walde und unter freiem Himmel. Man stellte die Visitation nun an, und fand überall niemand.

Mich dünkt, durch allgemeine Verordnungen der Art wird einem eingewurzelten schadhaften Zustande des Staats so wenig abgeholfen, als die gänzliche Verderbniß der Säfte des menschlichen Körpers durch ein drastisches Reinigungsmittel gehoben werden kann.

Ich wage es nunmehr einige Hauptregeln, die man dabei zu beobachten hat, anzugeben.

1.) Man muß so viel als möglich die Verarmung oder das Armwerden der Einwohner zu verhüten suchen. — Das ist nun freilich ein sehr weitschichtiger Vorschlag, den ich unmöglich hier in seiner mannigfachen Anwendung ausführen kann, zumal da es dabei so sehr auf die Lokalität jedes Orts und jeder Provinz ankömmt. Hauptpunkte dabei sind aber wohl Freiheit des Kommerzes und des Gewerbes, Aufhebung des Lottos, und Abschaffung oder doch Einschränkung der Monopolien. Von der Gottlob immer allgemeiner anerkannten Schädlichkeit des Monopols will ich nur Ein Beispiel anführen, von dem man weiter schließen kann. Mir ist eine Stadt bekannt, deren

ren Hauptnahrungsquelle die Tuchmanufakturen sind. Es werden darin die Tücher für viele Regimenter der königlichen Armee verfertiget. Diese Tücher werden aber nicht von den einzelnen Tuchmachern oder dem ganzen Gewerke unmittelbar an die Regimenter abgeliefert, sondern es geht alles durch Lieferanten *). Ein solcher Lieferant kann dem Tuchmacher von dem, was die Regierung für die Elle festgesetzt hat, so viel geben, wie er will. Will der Tuchmacher Absatz haben, so muß er sich alles gefallen lassen. So gewinnt der einzelne Lieferant an den Tüchern, die Eine Stadt liefert, viele tausende jährlich; während daß einige hundert Familien dabei hungern und darben, und sich bei einer fast beispiellosen Arbeitsamkeit kaum satt essen können, viele aus Verzweifelung ihr Handwerk dran geben, herumlaufen und betteln, oder

*) Der Verfasser dieses Aufsatzes konnte, da er dieses schrieb, noch nichts von den neuesten Verfügungen unsers weisen und wohlthätigen Monarchen in Ansehung der Lieferungen wissen. In dem öffentlich bekannt gemachten neuesten Reglement (vom 18 November 1786) heißt es ausdrüklich: „Se. Königliche Majestät wollen den Ouvriers „so viel möglich ihren Verdienst ohne Wucher „nach den Etatssätzen zufließen lassen". Und im 4ten Artikel heißt es: „Zu den neuen Konzessionen haben ganze Gewerke, einzelne gute Fabrikanten, Verleger von Fabriken, Kaufleute in den Provinzen und Landstädten, wo die Regimenter in der Nähe liegen, den Vorzug".

oder in die Fremde gehn. Das ist nur Eine mir sehr genau bekannte Art, wie die Einwohner eines Orts verarmen können, und Ein Beispiel davon. Aber wer weiß nicht, daß es deren sehr viele so wohl allgemeine als lokale giebt. Allein die Betrachtungen über diesen Punkt würden mich zu weit führen. Ich will nur noch hinzusetzen, daß die Regierung nicht bloß die unmittelbaren Ursachen der Verarmung aus dem Wege räumen, sondern daß sie auch darauf sehen müsse, wie ihre Unterthanen wohlhabend werden, und sich bereichern können; — und da ist nach meiner Einsicht das Hauptmittel, daß man für die gute Erziehung der Jugend gehörig sorge, damit die Kinder zu verständigen, klugen, gutgesinnten und thätigen Menschen gebildet werden. Die gute Beschaffenheit des Nationalcharakters, die Aufklärung, Thätigkeit, Arbeitsamkeit, der erfinderische Geist der Einwohner sind die wichtigsten Quellen, wenigstens die nothwendige Bedingung alles Nationalreichthums und Wohlstandes. Es erhellet daher von selbst, wie wohlthätig es nicht nur für die einzelnen Menschen, sondern für das ganze Land sein würde, wenn nicht nur die Schulen überhaupt verbessert würden, sondern vorzüglich auch, wenn zwekmäßige Industrieschulen angelegt, oder für die Beförderung der Industrie in den öffentlichen Schul- und Erziehungsanstalten gesorgt würde. Uebrigens giebt es der vernachläßigten Mittel zur

Be-

Beförderung der Industrie und des Wohlstandes wohl eben so viel, als es der übersehenen und nicht verhüteten Wege der Verarmung giebt; aber ich kann mich hier in keine ausführliche Auseinandersetzung derselben einlassen. Doch will ich Einen Vorschlag statt aller übrigen thun, der mir nicht unausführbar und schimärisch zu sein scheint, und von dessen Ausführung ich mir sehr viel gutes verspreche. Ich wünschte nehmlich, daß es ein eigenes hohes Landes-Kollegium, nebst den ihm untergeordneten niedern Kollegien, in jedem Staate gäbe, dessen eigentliche Bestimmung, Pflicht und Beschäftigung dahin ginge, den Wohlstand und das Glük der Unterthanen unmittelbar zu befördern, die immer mehr zunehmende Armuth zu verhindern, die öffentlichen Armenanstalten zwekmäßig einzurichten, die Einkünfte der sogenannten piorum corporum und der Armenkassen gehörig zu verwalten, und zur bestmöglichsten Anwendung der vom Landesherrn zu Landesmeliorationen jährlich bewilligten Summen Vorschläge zu thun.

Alle diese Pflichten und Geschäfte, die in einer so engen natürlichen Verbindung stehen, sind bisher nach keinem allgemeinen bestimmten Plan, nach keinen sichern Grundsätzen, von sehr verschiedenen hohen und niedern Kollegien, Privatgesellschaften und einzelnen Privatpersonen besorgt worden; und es rühret gewiß vorzüglich mit daher, daß bei weitem nicht alles das Gute, welches

mit

mit den nehmlichen einmal vorhandenen Mitteln hätte bewirkt werden können, bewirkt worden ist. Ein großer Theil dieser Geschäfte liegt den Finanz- und Kammer-Kollegien ob. — Aber für diese scheinen sie mir nicht recht zu gehören. Man verstehe mich hier ja recht wohl, oder vielmehr nicht unrecht; — ich rede nicht von dem Geist und Sinn einzelner Männer, die in diesen Kollegien sitzen — so etwas zu sagen, könnte mir nicht einfallen, da ich sehr viele patriotische Männer unter denselben persönlich kenne. Nein, ich rede von dem allgemeinen Geiste der Finanz- und Kammer-Kollegien, der doch unleugbar zum ersten Augenmerk die Erhöhung der Landesherrlichen Einkünfte hat. — Da scheint es mir nun fast, daß es zu ungleichartige Gesichtspunkte, zumal für die untergeordneten Kollegien und subalternen Mitglieder derselben, sind: zu gleicher Zeit für die Schatzkammer, und für den Wohlstand der Unterthanen zu sorgen. Es sollte also nach meiner Meinung ein eigenes höchstes, nur von dem Landesherrn abhängiges, Landeskollegium in jedem Staate sein, welches für die Beförderung und Vermehrung des Wohlstandes der Unterthanen wachte, und von dem insonderheit alles was zum Armenwesen gehöret, abhinge. Diesem höchsten Kollegium wären ähnliche Provinzialkollegien untergeordnet, und jede Stadt ja jedes Dorf hätten ihr besonders Kollegium, die wieder unter den Provinzialkollegien ständen.

Auf den Dörfern bestünde ein solches Kollegium aus dem Prediger, dem Schulzen und einem verständigen andern Bauer, wenn kein Edelmann oder Amtmann darin wäre.

Diese ganze Einrichtung würde und müßte nach meiner Meinung weder den Unterthanen noch dem Landesherrn auf irgend eine Weise zur Last fallen, noch würde sie einen besondern Besoldungsfonds für die Beamte erfodern. Ich stelle mir nehmlich vor, daß es in unsern Zeiten in jedem Lande an jedem Orte mehrere gutgesinnte patriotische Männer giebt, die einen Theil ihrer Zeit und Kräfte einem so edlen würdigen Geschäfte unentgeldlich widmen würden. Nicht bloß Räsonnement, sondern Thatsachen und Erfahrung bestärken mich in dieser Ueberzeugung. Giebt es nicht fast überall besondere Armenkollegien, deren Mittglieder unentgeldlich dienen? Und stehet es nicht überall mit den Armenanstalten am besten, wo es dergleichen Kollegien giebt?

Wenn das nun der Fall ist, warum sollte man nicht mit Zuverläßigkeit darauf rechnen, daß sich auch Männer zu einer ähnlichen aber zwekmässiger eingerichteten, mehr umfassenden, in allem Betracht wohlthätigern und gemeinnützigern Beschäftigung aus freien Stükken, und ohne durch besondern Lohn dazu aufgefodert und verpflichtet zu sein, entschließen würden? Ist es nicht angenehmer und reizender, der Armuth und Noth unter

seinen Mitmenschen vorzubeugen, als ihr bloß durch Palliativmittel abzuhelfen? Ist es nicht ein erfreulicher Geschäft, das Glük Anderer zu befördern und zu vermehren, als ihr Elend bloß zu mindern? Ich gestehe gern, daß ich durchaus nicht Kenntniß des Geistes und Charakters meiner Zeitgenossen habe, wenn ich mich in diesem meinen Vertrauen zu ihnen irre. — Zu den mechanischen Geschäften, als Schreib- und Rechnungsarbeiten könnten die jungen Männer, die bei andern Kollegien als Referendarien stehen, gebraucht werden; und man könnte bei ihrer weitern Beförderung Rükſicht nehmen auf die Geschiklichkeit, die Treue und den Eifer, welche sie in diesem Posten bewiesen hätten. — Man bedenke noch, mit welcher Würde, mit welcher edlen Freimüthigkeit und Zuversicht, mit welcher Achtung von Seiten des Fürsten, mit welchem Vertrauen von Seiten des Publikums, und mit welchem Nachdruk überall diese Kollegien eben um deswillen, weil sie nicht bezahlt würden, zu Werke gehen könnten.

Ohne mich auf eine weitere Auseinandersezzung der Gründe, warum ein solches Kollegium einem Lande so wichtig und nüzlich sein würde, einzulassen, will ich bloß das Eine noch einmal zu bedenken geben, daß dadurch einer der größten Unvollkommenheiten bei der jezigen Einrichtung des Armenwesens abgeholfen würde. Es giebt

jezt

jetzt nehmlich nicht etwa in einer ganzen Provinz, sondern beinahe in einer jeden großen Stadt, mehrere in ihrer Einrichtung und in ihrem Zwekke sehr verschiedene, ganz von einander unabhängige und in gar keiner Verbindung unter einander stehende Armenanstalten. — Dieser ausnehmend großen Unbequemlichkeit, die jeder Einsichtsvolle als solche anerkennen wird, würde durch die Ausführung meines Vorschlags auf einmal und auf die gründlichste Art abgeholfen.

2) Die Armen und Bettler müssen in die Umstände versetzt, und genöthigt werden, nach Maaßgabe ihrer Kräfte und Geschiklichkeiten der Gesellschaft zu nützen, und wenigstens einen Theil ihres Lebensunterhalts zu verdienen und zu erwerben. Sie müssen nicht bloß verzehrende Glieder des Staats sein, so lange sie noch irgend etwas mehr sein können. Gesetzt der Arme verdient auch nur den 4ten, den 8ten Theil dessen, was er verzehrt; so ist im Ganzen der Gewinn für die Gesellschaft doch sehr beträchtlich.

Ich darf nicht ausführlich sein, um die Richtigkeit und Billigkeit dieses Grundsatzes darzuthun; auch darf ich nicht erst beweisen, daß überall noch Menschenhände zu beschäftigen und nützlich zu gebrauchen sind: es kömmt nur darauf an, wie die Sache anzufangen ist, um den Zwek an besten zu erreichen. Das Allgemeine davon ist bekannt — Arbeitshäuser, Waisenhäuser, Werkhäuser, Zucht-

häuser, einzelne Vertheilung des Stoffs und der Geräthschaften zu Arbeiten, einzelne Vertheilung insonderheit der Kinder in Familien, Anweisung gewisser öffentlicher Arbeiten, als das Wegebessern, und ernstliche Anhaltung dazu, sind bekannte Mittel und Vorschläge. Wie diese verschiedenen Mittel in der Wirklichkeit und der Lokalität angemessen anzuwenden sind, muß von den dazu verordneten Kollegien untersucht werden. Es läßt sich darüber im allgemeinen nicht viel bestimmen. Zum Beweise der Wichtigkeit eines gut eingerichteten Werkhauses will ich nur anführen, daß das grosse Werkhaus in Braunschweig mehr als tausend Menschen Arbeit verschaft, und gegen 20000 Rthlr. für Arbeitslohn in die Stadt zieht.

3) Jede Provinz, jede Stadt, jedes Dorf, sollten in der Regel ihre Armen versorgen. Die Richtigkeit und Nothwendigkeit dieses Grundsatzes liegen, wie mich dünkt, am Tage. Machen besondere Umstände die Befolgung und Ausübung desselben an einem oder dem andern Orte für eine Zeitlang unthunlich; so muß der Staat in solchen Fällen auf eine oder die andere Art zutreten. Wie das gemacht werden soll, läßt sich wegen der unendlichen Verschiedenheit der Fälle im allgemeinen nicht bestimmen. Die Frage ist nur: wie die Beiträge zur Erhaltung und Versorgung der Armen gegeben und gehoben werden sollen. Aber auch

das

das leidet verschiedene Bestimmungen nach der Verschiedenheit der Lokalität.

Daß sich der Landmann, so gut wie die Einwohner der großen Städte zu gewissen fixirten wöchentlichen oder monatlichen Beiträgen verstehen würde: ist mir gar nicht zweifelhaft, da er noch mehr als diese das Aufheben der Bettelei zu wünschen Ursache hat. Ließe es sich einrichten, daß er seine Beiträge in Naturalien gäbe; so würde die Sache dadurch noch erleichtert.

Was insonderheit die Armen aus dem Militär betrift, so müßte der Kanton, aus dem ein Regiment rekrutirt wird, zur Erhaltung derselben beitragen. Zur Erziehung der Soldatenkinder könnte anfänglich ein Theil, und in der Folge vielleicht die ganze Summe der Werbegelder verwandt werden. Ferner müßte man möglichst dafür sorgen, und auf allerlei Einrichtungen denken, wie den Soldaten, ihren Weibern und Kindern Arbeit geschafft würde.

4) Bettler, die aus fremden Ländern kommen, müssen in jedem Dorfe und jeder Stadt angehalten werden, so viel zu verdienen, daß sie, ohne Allmosen zu sammlen, von einem Orte bis zu dem andern kommen können oder sie müssen gleich in die Werk- und Arbeitshäuser gebracht werden. Sollte es nicht thunlich sein, daß auf den Dörfern in den Häusern des Beamten oder des Krügers eine öffentliche Spinnstube angelegt würde, in wel-

cher man alle durchwandernde Bettler nöthigte, eine gewisse Quantität Wolle zu spinnen?

Insonderheit müsste den vornehmen Landstreichern, als verunglükten Kandidaten, Studenten, Fräulein, abgedankten Offizieren, Komödianten, u. s. w. das Handwerk gelegt werden. Der größte Theil dieser Art Menschen besteht aus Betrügern, die nicht selten mancherlei Unheil auf ihrer Wanderschaft anrichten.

Alle diese Grundsätze und Vorschläge, und alles, was über das Armenwesen gutes und nützliches gesagt und geschrieben sein mag, und noch wird gesagt und geschrieben werden, helfen nichts, oder fruchten doch äußerst wenig, so lange nicht jene Kollegien errichtet sind. Uebel dieser Art erfodern durchaus eine gründliche, allgemeine Kur; und dazu wird ein gründlicher, uneigennütziger, wohlwollender, mit dem Krankheitszustande genau bekannter und unermüdet sorgsamer Arzt erfodert.

Je länger und je sorgfältiger ich über die Sache nachgedacht, und je mehr ich mit einsichtsvollen Freunden darüber gesprochen habe: desto lebhafter und stärker habe ich mich überzeugt, daß der Vorschlag zur Errichtung jener Kollegien eben so ausführbar (freilich nicht ohne Kampf mit Schwierigkeiten aller Art) als heilsam ist. Wenigstens glaube ich mich nicht schämen zu dürfen, ihn einsichtsvollern, und in Geschäften geübtern Männern

zur

zur Prüfung, Beurtheilung und genauere Bestimmung vorgelegt zu haben.

Braunschweig, den 16. Nov. 1786. * * *

3.

Letzte Erklärung des Thomas Akatholikus über Herrn D. Semlers Empfehlung des Hirschenschen Luftsalzwassers.

Noch immer habe ich nicht auf Herrn Semlers öffentliche Aufforderung in dem dritten Stük von ächter hermetischer Arzenei, Vorrede S. XXII, welcher Aufforderung Er auch in der Berl. Monatsschrift August 1786, S. 175 erwähnet, geantwortet. Ich habe mich während der Zeit an des großen und würdigen Mannes neuen vortreflichen Büchern erquikt und erbaut: der Vorrede zu den merkwürdigsten Schikfalen der christlichen Kirche; dem Werk über historische, gesellschaftliche und moralische Religion der Christen; dem lezten Theil der Kirchengeschichte. Ich gestehe, es ward mir schwer, von Schriften, welche den Dank aller Christen und

Gelehrten verdienen, und deren segensvolle Wirkungen sicherlich auf keinen kleinen Zeitraum eingeschränkt sind, zu andern Schriften desselben Verfassers überzugehn, wo ich weder die gleiche Gründlichkeit der Einsicht noch den gleichen Nutzen fand: zu der Semlerischen Lobpreisung des Hirschenschen Luftsalzwassers. Allein, Er selbst will es, und ich muß mich also wohl darauf einlassen.

Meine Lage ist bei diesen Streit in der That sonderbar. Herr Baron von Hirschen behauptet: sein Luftsalzwasser sei eine wirkliche Universalarzenei; und das leugnet Herr Semler. Herr Semler behauptet dagegen: es sei die Vorarbeit zum Goldmachen, und enthalte wirklich Gold; und das leugnet Herr von Hirschen nun wiederum. (S. Berl. Monatsschrift Juni 1786, S. 551.) Ich armer Mensch habe beides geleugnet, und habe also mit allen beiden Händel. Es sollte scheinen, ich brauchte nur zwischen den Herren wegzutreten, so lägen sie selbst mit einander in Streit. — Indeß, auch der medizinischen Wirksamkeit dieses Luftsalzes oder Luftsalzwassers nimt sich Herr Semler gegen mich an; aber noch immer ohne den geringsten Beweis zu führen. Er hat nunmehr 3 Büchlein über die Sache geschrieben, zusammen an viertehalbhundert Seiten stark; aber noch ist von ihm kein einziger Fall beigebracht, wo das streitige Salz zuverlässig seine Wirksamkeit geäußert hätte. Noch immer muß ich wiederholen

(Berl.

(Berl. Monatsschrift April 1786, S. 345, 346): Herr Semler hat 1) dies Mittel bei sich selbst gebraucht, aber er war nicht krank, und konnte also auch nicht gesund davon werden; und 2) er hat es auch bei Andern gebraucht, die wirklich krank waren, aber er meldet nichts von dem Erfolge. (Vergl. Juni S. 537, f.) Mancher Leser wird glauben, ich spaße; aber Herr Semler widerlege mich, wenn er kann! Woher, frage ich nun, woher kennt denn Herr Semler die große Kraft dieses Mittels, das er so preiset, ja das er selbst eine Universalarzenei nennt, obgleich er diesen Begrif ganz anders bestimmt, als Herr von Hirschen?

Und dennoch ließ Herr Semler sich verleiten, gleichsam triumphirend in zwei der gelesensten Zeitschriften Deutschlands, in die Allgemeine Litteraturzeitung und in den Deutschen Merkur, folgende Nachricht einrükken zu lassen: „Nachdem „viele Zeitgenossen es zur Pflicht gerechnet, über „das Luftsalzwasser, das ich in drei kleinen Aufsätzen für ächte hermetische Arzenei erklärt habe“ (ja leider!) „sich lustig zu machen, so ganz „unbekannt es ihnen war, und so wenig die chemische Auflösung von statten ging; so erzähle ich nun, „daß der Baron von Hirschen seit einigen Wochen in Berlin, unter wirklicher Aufsicht und „mit Genehmhaltung des Königl. Oberkollegii „Medici, an Kranken die man bisher nicht heilen

„konnte, sein Luftsalzwasser wirklich zur Kur ange„wendet, daß schon glüklicher Erfolg sich gezeigt, „daß die Attestate aus der königlichen Residenz „öffentlich in Druk erscheinen sollen. Ich hoffe, „daß auch meine Freunde es gern sehen, daß die „Sache es bewährt: ich hätte nicht aus Einbildung „oder Anmaßung diese Arzenei öffentlich zu em„pfehlen gesucht. Halle, den 19. September 1786. „D. Salomo Semler *)." — Das letzte, was Herr Semler hier wünscht, kann auch wohl der beste Erfolg nicht gewähren. Denn, wer eine Arzenei empfielt, ohne sie untersucht zu haben, und ohne die zur Untersuchung nöthigen Kenntnisse zu besitzen; wer sie bloß empfielt, weil er glaubt, sie sei andern in unbewährten Legendenbüchern gepriesenen Arzeneien ähnlich, von welchen er wiederum ohne Untersuchung glaubt sie wären wirkliche Universalarzeneien gewesen: wer das thut, — sei er auch ein Semler! — der handelt aus Einbildung. (Aus Anmaßung, will ich nicht sagen; denn jedem Gelehrten muß frei stehen, über wissenschaftliche Dinge zu urtheilen.) Gesetzt nun auch, die empfohlne Arzenei zeige sich hernach wirklich als gut; handelte jener Gelehrte, der sie ohne Urtheil und Kenntniß, bloß aus unbegründetem Glauben empfal, darum weniger aus Einbildung? — Allein

*) S. den Deutschen Merkur, Oktober 1786, den Anzeiger S. CLXXXII.

Allein ist denn die Erzählung von der künftigen guten Wirkung des Hirschenschen Luftsalzwasser wahr? Ich will hierauf um so mehr antworten, da Herr Semler, in der That etwas unbedacht, ein ansehnliches Landeskollegium öffentlich in die Sache gemischt und gleichsam kompromittiret hat.

Des Herr Baron von Hirschen Wunsch: aus den königl. Lazarethen 24 unheilbare Kranke angewiesen zu bekommen, um sie durch sein Luftsalzwasser zu heilen, kennen die Leser aus seinem eigenen Aufsatze, Berl. Monatsschrift Juni 1786, S. 545. Herr Semler hätte wohl anführen mögen, was der aufgeklärte Staatsminister, welcher zugleich sein Chef ist, als Chef des Armendirektoriums auf das Gesuch um 24 Kranke aus der hiesigen Charite geantwortet hat. Er hätte auch seines Freundes des Herrn von Hirschen Klage gegen seine Freunde die Herausgeber der Berl. Monatsschrift, bei des Königs Majestät, und des Tones, der in dieser Klage herrscht, und des Königs allergerechtestes Zurükweisen derselben an die Behörde, wohl erwähnen mögen. Zur vollständigen Erzählung der Geschichte gehörte dann auch: die Entscheidung des verehrlichen Oberkollegiums Sanitatis, welches doch wohl erst auf Prüfung drang, ehe es genehmigte? Und des Herrn von Hirschen fernere Gesuch bei dem Oberkollegium Medikum, nebst beigelegter Erzählung der für ihn günstig scheinenden Fälle; und dieses preiswürdigsten Kollegiums

ums Entscheidung: ob diese Fälle (da einige Kranke in der Kur gestorben, einige im vorigen Zustand geblieben, und einige, welche NB. andere Arzeneien dabei gebraucht, besser geworden) wirklich den großen Nutzen und die Unfehlbarkeit seiner Arzenei bewiesen? Imgleichen der Umstand: ob nicht etwa ein approbirter Arzt den Schaden des Hirschenschen Luftsalzes beim Oberkollegium Medikum angezeigt hat? Wer erzählen will, wie Herr Semler zu thun verspricht, muß vollständig erzählen, was damals als er schrieb (den 29. Septemb.) schon vorgegangen war, und muß nachtragen, was seitdem geschah. Beides ist mein Zwek und Beruf nicht. Auch weiß ich sehr wohl, daß keines unsrer hohen und höchsten Tribunale meiner schriftstellerischen Vertheidigung bedarf. Allein ich bin stolz darauf, in einem Lande zu leben, wo solche erleuchtete Tribunale über mich und meine Mitbürger sprechen; und ich hoffe wenigstens Verzeihung für meinen Patriotismus, daß ich einer bloß auf Hörensagen gegründeten itzt aber öffentlich bekannt gemachten Nachricht von Landessachen, welche wohl gar bei Ausländern eine seltsame Meinung erregen kann, eine andere Nachricht entgegen stelle, die mit der anerkannten rühmlichen Denkungsart unsrer Landeskollegien besser übereinstimmt. Ich leugne demnach: daß Herr von Hirschen hier je unter Aufsicht des Oberkollegium Medikum Experimente mit seiner vorgeblichen Universalarzenei

nei angestellt hat. Wenn aber dies Kollegium erlaubte: daß er unter Aufsicht eines approbirten Arztes Kranke in die Kur nehmen durfte; so ist dies ein ganz anderer Fall. Denn, auf die Art ward eigentlich nur unsern Aerzten gestattet, so wie andere Arzeneien, so auch das Hirschensche Luftsalz, wenn sie es ihrem Gewissen und ihrer Ueberzeugung gemäß fänden, zu gebrauchen; und so ward auch zugleich höchst weise dem zu befürchtenden Mißbrauche vorgebeugt. Nun aber frage ich: hat Herr Baron von Hirschen diese Bedingung, nur unter Aufsicht eines Arztes Kranke in die Kur zu nehmen, nicht gebrochen? Ich frage ferner: ist er nicht wegen dieser eigenmächtigen Kuren von dem Oberkollegium Medikum zur Verantwortung gezogen? Ich frage endlich: ist ihm nicht darauf von demselben hochpreislichen Kollegium alles Kuriren nach der Medicinalordnung bei namhafter Strafe gänzlich verboten worden? Ich erwarte, ob Herr Baron von Hirschen oder Herr Semler auf diese drei Fragen: Nein, antworten können. Können Sie es, so wird gewiß die Berl. Monatsschrift selbst ihre Antwort gerne bekannt machen. Bis dahin bitte ich nur, ein ansehnliches Kollegium, welches aus gelehrten und würdigen Mitgliedern besteht, nicht, durch voreilige Erzählungen, in den Verdacht eines übereilten oder wohl gar parteiischen und illegalen Verfahrens zu bringen.

Statt

Statt solcher Nachrichten, die noch dazu den erst künftigen *) glüklichen Erfolg der Arzenei betreffen, hätte Herr Semler wirklich gegründete Fakta von geschehenen Wunderkuren erzählen sollen. Oder liefert die Geschichte dieser Universalarzenei, die das Unheilbare heilt, und zwar alles durch Ein einziges Mittel heilt, noch keine konstatirte Fälle hierüber? Fast scheint es so. Denn auch Herr von Hirschen selbst hat geeilt, eine künftige Begebenheit bekannt zu machen. Der etwas sonderbare Titel seiner Schrift lautet: „Herrn Advokat Knüppels dreizehnjährige Krankheitsgeschichte, und dessen wiewohl noch nicht völlige, dennoch aber ganz unerwartete und beinahe unglaubliche Genesung durch das Hirschensche Luftsalz (Berlin, bei Maurer, 1786, 8.)“ Die Herausgeber der Berl. Monatsschrift haben einen neuen Beweis ihrer bekannten Unparteilichkeit abgelegt, indem sie diese, gegen einige Behauptungen in der Monatsschrift gerichtete, Schrift selbst ankündigten **); aber danken müssen wir andern Leser ihnen dafür, daß sie sie selbst nicht aufgenommen haben. — Wenn man indeß diese Schrift

*) Ich habe schon einmal die unschikliche Berufung des Herrn Doktor Semlers auf künftige Beweise gerügt. Berl. Monatsschrift Juni 1786, S. 552 die Note.

**) Auf dem Umschlage des Stükkes von Oktober 1785.

Schrift lieſt, ſo wird man auf der einen Seite von einem mitleidsvollen Grauſen über die leidende Menſchheit durchdrungen; auf der andern Seite aber muß man über die Wunder der Kunſt unſrer Aerzte und Wundärzte erſtaunen, die einen ſolchen lebenden Leichnam, bei dem immer neue Krankheiten und Wunden entſtanden, dreizehn Jahre durch zu erhalten vermochten. Dies iſt in der That ſchon ganz unerwartet und beinahe unglaublich; und es bedarf keines Zuwachſes eines neuen Wunders der Univerſalarzenei. Ferner iſt es bedenklich, daß dieſe Univerſalarzenei doch ganz verträglich den Gebrauch der andern ehemals verordneten Mittel, z. B. des Laudanum, neben ſich litt, und es dadurch ſtreitig läſſt, ob ſie oder dieſe andern Mittel die anſcheinende Beſſerung bewirkt haben. Und endlich müſſen bei einer ſo entſetzlich langen Krankheit natürlich beträchtliche Perioden der Ruhe und des Beſſerbefindens ſein; denn wie wäre der Kranke ſonſt nicht ſchon lange aufgerieben! Wie nun, wenn der anſcheinende Anfang der geglaubten Geneſung gerade in eine ſolche Periode traf? Wäre es nicht auf alle Fälle ſicherer geweſen, den ganzen Erfolg erſt abzuwarten, ehe man dem Publikum eine Rechenſchaft vorlegte? Denn wie, wenn nun, nach geendigter guten Periode, der Kranke ſich wieder verſchlimmert; und das Publikum nichts davon erfährt? Dies aber iſt der Fall. Der Advokat Knüppel iſt itzt (im Anfang

fang Decembers) seit geraumer Zeit ungemein viel schlechter geworden, wie Niemand besser als Herr von Hirschen weiß. Ihm aber ist sicherlich gar nichts hierbei zur Last zu legen; denn, daß er keine wirkliche Wunder thut, ist ihm gewiß nicht zu verdenken, so sehr es ihm auch zu verdenken ist, daß er welche versprochen hat.

Ich komme nunmehr zu dem chemischen Streitpunkte, worauf Herr Semler sich vorzüglich einläßt. Nur ist es schwer, sich hierüber mit ihm zu verständigen. In der eigentlichen Chemie ist er ganz unerfahren, wie seine eigenen Aussprüche und einige Beispiele zeigen. (Berl. Monatsschrift Juni 1786, S. 536.) Itzt nennt er sie die chemische neuere Aufklärung (3tes Stük von hermet. Arzenei, S. 241); ohne Zweifel spottend. Denn Er, der wahrlich so sehr die Aufklärung selbst befördert hat, scheint itzt — ich weiß nicht recht, ob die Sache, oder das Wort lächerlich machen zu wollen (August S. 182). Auch von der höhern Chemie oder Alchymie sagt er (3tes Stük, S. 197): „Jene so geheim gehaltne Wis„senschaft, welche die hermetische Kunst zu heißen „pflegt, kenne und verstehe ich selbst nicht als eine „Wissenschaft". Dazu S. 273: „Ich bin selbst „kein praktischer Liebhaber der hermetischen „Kunst, wozu ich die Zeit nicht hätte". Und doch heißt es an einer andern Stelle, S. 315. „Ich „habe es ehrlich und richtig erklärt: die Stufen

„der

„der Arbeit, der Exaltation, geben den Grund „her zu der ungleichen Farbe des Liquors, u. s. w.“ Daß Gott erbarm! über die richtige Erklärung! Hermetisch-alchymistische Begriffe sind an sich keiner großen Deutlichkeit fähig; und viertehalbhundert Seiten von Herrn Semler, sie mögen auch noch so ehrlich gemeint sein, werden die Sache nicht viel heller ins Licht setzen. Zumal, da er selbst versichert, weder theoretisch noch praktisch die hermetische Wissenschaft zu kennen! Und doch will er darüber entscheiden. An andern Orten hingegen stellt er sich, als könnte er sehr viel davon sagen, wenn er nur wollte. „Ich habe (sagt er „S. 273) von der hermetischen Kunst bloß histo„rische, aber wirkliche Kenntnisse. Nach den „Grundsätzen dieser hermetischen Philosophie sagt „kein Meister das jemalen öffentlich heraus, was „er endlich selbst praktisch erfahren und heraus ge„bracht hat“. Ja, den eigentlichen streitigen Punkt will er nicht erklären; er will uns nicht in den Stand setzen, einzusehn und zu sagen: Er habe Recht gehabt und wir Andern Unrecht; vielmehr auf dieses sein unphilosophisches Nichtwollen gründet er sogar seinen Beweis*). Wie kann man sich

*) S. 297. „Wenn ich unter einer gewissen Behand„lung des Luftsalzes zartes rohes Gold gesehen „haben will, so sagt man, ich sei getäuscht wor„den. Und nun kann ich doch in der That es nicht „für meine Pflicht halten, ja diese mir beigelegte

sich mit einem Manne, der so spricht, verständigen? — Er dringt immer auf seine historische Kenntniß der Sache. Eigentliche Geschichte eines wirklichen Faktums würde freilich von großer Beweis-

„Unvollkommenheit, mich selbst so und so oft täg„lich zu täuschen, von mir aufs allerstärkste abzu„lehnen; also es ganz öffentlich zu sagen, was für „Handgriffe weiter dazu gehören, damit die ge„lehrten, so geübten Herrn Chemiker es sogleich „selbst so oft nachmachen, und Gold mit Augen „sehen, mit Händen von einem Ort zum andern „bringen können, und alsdenn nun öffentlich sag„ten (wenn sie edel und großmüthig genug sind!) „D. Semler hatte sich nicht getäuscht". Man erstaunt in der That, dergleichen zu lesen. Ist dies eine eines Gelehrten würdige Sprache? Wie, Herr Semler wird so empfindlich darüber, daß wir glauben, er habe sich getäuscht; daß er nun, gleichsam zu unsrer Strafe, uns in unserer Verkehrtheit dahin giebt, durchaus das nicht thun will, was allein uns überzeugen kann, und uns ja keine Gelegenheit verschaffen will, einen ehrlichen Widerruf zu thun. Als berühmte Astronomen glaubten, einen Trabanten der Venus entdekt zu haben, als berühmte Mineralogen glaubten, ein neues Metall, Hydrosideron, gefunden zu haben; andre Astronomen und Mineralogen dies aber für Irrthum und Täuschung hielten: so wurden jene Männer nicht empfindlich darüber, daß man ihren bloßen Worten nicht hatte trauen wollen, sondern suchten ihre vermeintlichen Entdekkungen entweder zu bestätigen, oder nahmen sie zurük. Und Herr Semler, der seine Kenntniß in der Chemie mit nichts bewährt hat, mit nichts bewähren kann, wird, wenn man ihm in einer ganz unwahrscheinlichen Sache nicht sogleich trauet, wenn man glaubt, auch Er könne sich täuschen, dadurch so aufge-

weiskraft sein; aber was kann hier die Litterarhistorie von unverständlichen alchymischen Büchern und von unvollständig erzählten Wundern helfen? Kann die Litterarhistorie lehren, ob chemische Prozesse, die man nicht nachgemacht hat und nicht nachmachen kann, richtig sind? Kann die Litterarhistorie lehren, ob ein gepriesener Liquor eines alten Schriftstellers, den man nicht untersucht hat, eins sei mit der Mixtur eines neuern Universalarztes, die man auch nicht untersucht hat? — —

Desto schwerer ist es, sich mit Herrn Semler zu verständigen, weil er sich ordentlich etwas darauf zu gute thut, daß die bekannten mineralogischen Namen in der von ihm gepriesenen hermetischen Philosophie ganz etwas anders bedeuten. So weiß man nun vollends nicht, wie man daran ist. Hierdurch will er auch auffallende Behauptungen mildern und gegründete Einwendungen entkräften. Z. B. Er hatte gesagt: er habe selbst Gold aus weißgelblichem Zukkerkand und aus hermetischer

aufgebracht, daß er erklärt, nun keine Pflicht zu haben, seinen Satz zu beweisen! Desto weniger Pflicht haben aber auch wohl alle andre Menschen, diesen Satz zu glauben. — „Es bleibt vielmehr", fährt nun Herr Semler vollends ganz unerwartet fort, „es bleibt vielmehr der alte Beweis, daß „es geheime Chemie, ehrlicher Weise, ohne Betrügerei, wirklich giebt". Vielmehr? Der alte Beweis? Und das daher, weil Herr Semler nicht beweisen will!!

Auſterſchale hervorgehen ſehen. Da man ſich nun vor dieſer Behauptung entſetzte, ſagt er itzt (3tes Stük S. 242): „aus weißer, oder dem Zukkerkand, „der blauweislichten Auſterſchale ähnlichen Maſſe“. Alſo eine weiße Maſſe nennen die geheimen Philoſophen: Auſterſchalen und Zukkerkand! Wichtige Entdekkung! — Ferner Herr Semler hatte geſagt: Es ſei eine noch nie gemachte Entdekkung, eine Prämiſſe der hermetiſchen Arbeit, daß gepulverte Antimoniumminer auf Silberblättchen geſtreut bunte Farben giebt. Herr Karſten hatte ſehr richtig hierauf geantwortet: die Sache ſei weder neu noch hermetiſch, Silber laufe ja immer in bunten Farben von Schwefel (der in der Miner iſt) an. Nun erwiedert Herr Semler (S. 237): „Antimonium iſt wirklich von vielen für das „Elektrum immaturum angenommen worden; das „iſt ſchon ausgemachte Hiſtorie. Das Wort hat „aber auch eine geheimere Bedeutung. Daß „die Blüten aller Metalle in Antimonium ſind, „haben ſchon lange jene (hermetiſchen) Liebhaber „geſagt“. Alſo ſoll Litterarhiſtorie in unwiſſenden ſchwärmeriſchen Schriftſtellern gegen Vernunft und Erfahrung beweiſen! Und alſo ſoll eine geheime Bedeutung des Worts Antimonium Herrn Semler retten, wenn doch nur von demjenigen Antimonium die Rede iſt, welches er ſelbſt unter dieſem Namen aus den Halliſchen Apotheken kauft?

So,

So, muß ich befürchten, wird es auch am Ende mit dem Golde sein, das er aus dem Hirschenschen Luftsalze hervorbringt. Denn er redet so viel vom Goldsalz, Luftgold, Gottesgold, embryonischem Gold, Horizontalgold, u. s. w. durch einander, daß ich glaube, alle diese schönen hermetischen Namen bedeuten ganz was anders, als wir übrigen Menschenkinder unter Gold verstehen. Wo bleibt denn auch dies Gold? Da Herr Semler es täglich entstehn macht, so muß er ja schon eine beträchtliche Portion davon besitzen. Warum sendet Herr Semler nicht von diesem Golde umher, sondern fordert, daß man es selbst entstehen sehe? — Ist indeß dies hermetische Luftsalzgold wirkliches Gold (wie unsre Chemiker bald finden werden, wenn Herr Semler belieben wird, es zu unsrer Belehrung herzusenden), und lässt sich dieses Gold wirklich aus dem Luftsalzwasser abscheiden; nun gut! so folgt weiter nichts daraus, als daß im Luftsalzwasser Gold war. Was ist es denn weiter? Wird dadurch diese Arzenei besser oder schlechter? Ist es etwa die erste, oder wird es die letzte vorgebliche Universalarzenei sein, zu welcher Gold gemischt worden? Es ist bekannt, daß Herr von Hirschen die Ingredienzien seiner Arzenei ändert; vielleicht thut er itzt auch Gold dazu. Das, und noch viel mehr, will ich glauben; nur glauben kann ich nicht, daß Gold aus einem Liquor kann abgeschieden werden, in welchem es nicht vorher

war; glauben kann ich nicht, daß ein so leicht zu findender und zu erkennender Körper als Gold, weder von Klaproth noch Meier, sondern bloß von Herrn Semler, aus diesem Liquor herausgeschieden werden kann. — Auf die Art brauche ich nicht, seiner Aufforderung gemäß, gelehrte Zuschauer in Halle bei diesem alchymistischen Experiment, zu ernennen; welches ich auch um so weniger kann, da ich nicht die Ehre habe, einen eigentlichen Chemiker dort genau zu kennen. Herr Semler erzählt ja ohnedas S. 243: „Herrn Karsten „die Praxis der Sichtbarwerdung des bisher unsichtbaren Goldes mitgetheilt zu haben". Man muß also erwarten, was dieser gelehrte Mann öffentlich darüber bekannt machen wird, und ob der künftige Triumph, womit Herr Semler sich hier abermals schmeichelt*), wird erfüllt werden.

Es thut mir in der That selbst leid, so weitläuftig von einer an sich unbedeutenden Sache, die natürlich von selbst bald ganz fallen muß, geredet zu haben. Desto mehr bin ich entschlossen, dies mein letztes Wort hierüber sein zu lassen; mag auch Herr Semler noch so viel Büchlein ferner schreiben, wodurch wohl sicherlich weder dem Arzenei- noch dem Goldwehrte dieses Luftsalzes wird

*) „Für mich wäre es doch eine ganz sonderbare „Ehre, wenn ich nun den Beistand eines bisherigen Gegners zum Besten der Wahrheit mir „erworben hätte; u. s. w."

wird aufgeholfen werden. — Nur die Sache der Aufklärung ist mir wichtig; und ich kann es nicht stillschweigend ertragen, wenn ein Mann, wie Semler, die Schwärmerei für unschädlich, und die Bestreitung des Aberglaubens für gefährlich ausgeben will. Herr Superintendent de Marées und Herr Magister Meese (Masius) mögen reden, was sie wollen; wen kümmert das! Nur ein selbst aufgeklärter und edler Gegner, wie Semler, kann Lust einflößen, mit Freimüthigkeit und mit der Absicht der bessern Entwikkelung der Wahrheit, gegen ihn zu streiten.

Herr Semler hat bekanntlich bei seinen grossen und unsterblichen Verdiensten um die aufgeklärtere Kenntniß der Kirchengeschichte, der Kirchenbücher und der Kirchensprache, sehr viel Widerspruch gefunden; ob gleich man itzt seiner freien und gründlichen Erklärungsart immer mehr folgt, und sie mit großem Segen zur richtigern Gotteserkenntniß und Gottesverehrung anwendet. Im Anfang aber, als Er jüdische Dämonologie aus den Glaubenssätzen der christlichen Religion ausstrich, als er einige für Wunder gehaltene Erzählungen der biblischen Geschichtschreiber natürlich erklärte, als er die heiligen Bücher nach der Bestimmung ihres moralischen Wehrtes abwog, als er mehrere für Zeugnisse der Gottheit Christi gehaltene Sellen anders auslegte, als er die von Schwärmern und Unwissenden für übermenschlich

rein und tugendhaft und erleuchtet] gepriesenen Zeiten des ersten sogenannten apostolischen Christenthums in ihrer wahren traurigen Gestalt darstellte; da erhoben stürmische Zeloten ein großes Geschrei gegen den Mann, welcher mit der Fakkel der Exegese, der Geschichte, und der Kritik solche Dunkelheiten zu erhellen wagte, und schalten ihn einen Naturalisten. Mit Recht zürnte Semler hierüber, und zeigte: daß solche Untersuchungen jedem Christen frei ständen, daß sie sogar die freie Privatreligion der Christen zu bestärken dienten, und daß er, durch Kenntnisse erleuchtet und frei von Vorurtheilen und Thorheiten, nicht nur ein redlicher Christ sei und ewig bleiben werde, sondern auch ein um so besserer Christ, je weniger er dem Joche der Tradition und Menschensatzungen nachgäbe. Und dieser selbe Semler, welcher selbst so frei denkt und redet, welcher selbst empfand, wie schmerzlich ihm der ungerechte Vorwurf war: er sei ein Naturalist; — dieser selbe Mann braucht — und o! in welcher Sache! — denselben Vorwurf. Könnte man je Recht bei Unrecht haben, so mögte ich sagen: jene Zeloten hatten doch noch einigen Grund, wenigstens einen Schein, für sich. Semler grif Dinge an, welche sie für Eins mit der Bibel oder gar mit Gottes Wort hielten; und wer damit frei umgeht, konnte ihnen ein Naturalist heißen. Aber wen beschuldigt Herr Semler itzt des Naturalismus, wen

hat

hat er in Verdacht feindseliger Absichten gegen das Christenthum? . . . Hört es, meine Zeitgenossen, und erstaunt! Diejenigen Männer, welche glauben und sagen: die Arzenei, die Herr Baron von Hirschen unter dem Namen von Luftsalz und Luftsalzwasser verkauft, sei keine Universalmedizin, sei keine hermetische Arzenei, könne nicht das Unheilbare heilen, und enthalte eben so wenig Gold, als Austerschalen und Zukkerkand es enthalten. Und warum behaupten diese Männer das? Drei davon sind Chemiker, sie haben alle, jeder für sich, das angebliche Luftsalzwasser geprüft, und kamen alle fast auf die nehmlichen Resultate*). Und wer sind diese Männer sonst?

*) Man konnte es vermuthen, daß Herr Semler den Umstand geltend machen würde, daß Herr Karsten im Luftsalzwasser Anfangs bei den bekannten Salzen eine Honigbereitung, und nicht, wie die Herrn Klaproth und Meier, ein Urinmagma, glaubte gefunden zu haben. Aber er dringt auf diesen Unterschied der Untersucher doch in der That gar zu stark; und vergißt dabei den kleinen Umstand, daß Herr Karsten noch am Ende seiner Schrift (S. 205) diesen Unterschied selbst völlig aufhebt, sich hier für das Urinmagma erklärt, und zu zeigen bemüht ist, wie er auf die Idee des Honigs gekommen sei. — So falsch sind alle Semlerischen Schlüsse gegen unsre Chemiker. Er beschuldigt sie: „durch Feuer und andre gewaltsame Auflösungsmittel das noch undeterminirte „unkörperliche Salz im Luftsalzwasser zerstört zu „haben". Ich kann Ihn aber versichern, daß Herr A. Klaproth, als er im Dezember 1785 eine

noch

Theils ganz unbescholtene, theils unbekannte Männer. Vermuthlich kennt Herr Semler die Herren Klaproth und Meier nicht von Person; aber hören kann er von jedem ihrer Mitbürger, daß sie aufgeklärte, edle, rechtschaffene Menschen, und nichts weniger als Religions- oder Bibelstürmer sind. Mich kennt er gar nicht, obgleich er so entscheidend über meine Absichten bei diesem Streite urtheilt. Aber die Rechthaberei verleitet ihn sogar, seinen Kollegen, und wie er selbst sagt, seinen Freund, Herrn Karsten, einen der sanftesten, besten, und frömmsten Menschen, — solcher gehässigen Absichten zu beschuldigen. Ich habe ehemals (Berl. Monatsschrift 1786, Juli) die Verunglimpfungen angezeigt, welche er sich hierüber im 2ten Stükke wider seine Gegner erlaubt; im

3ten

noch nicht eröfnetes Glas über Nacht im Zimmer stehen gelassen, am andern Morgen den Boden des Glases mit Salzkrystallen belegt fand. Das Luftsalzwasser war also von ihm noch nicht einmal berührt, geschweige denn, nach Herrn Semlers Ausdruk, quoad formam et materiam durch chemische Solutionen zerstört; und doch ward das unkörperliche Salz körperlich sichtbar, es war leider sehr determinirt, und mit Einem Worte, nichts anders als: baares profanes mit Urinmagma prangendes Glauberſalz. — Was soll man hierüber weiter Worte verlieren? Herr Meier hat auch den Herrn Baron von Hirschen in den Stettinischen Zeitungen widerlegt; die Leser lernen daraus, worauf es ankömmt; alle Menschen aber zu überzeugen, darf man freilich nicht hoffen.

zten Stükke sind sie eben so hart. Man sehe die lange Stelle von S. 302 bis 311. *)

So

*) Z. B. S. 305. „So geht es der sonst uns allen „freistehenden Privatreligion; die Aufklärung „leidet es gar nicht mehr, daß die Privatreligion „einzelner frommer Christen an ehemalige Wun„der sich noch anschließe; daß Satisfaktion, Ver„söhnung der Menschen, Wirkungen Gottes fer„ner allen Christen zu ihrem eigenen Besten zu „glauben frei stehe". S. 306: „Damit" (so sicher weiß Herr Semler die Absicht) „damit ja aller „Keim von eigener Gewissensfreiheit, von eigenem „selbst erwählten Verhältnisse gegen das unendli„che höchste Wesen, und gegen den ehedem doch „historisch wahren Inhalt der und jener Religi„onserfahrung ausgerottet werde: so treten auch „Pysiker hier mit zu. S. 307: Wenn gleich die „neue Aufklärungsbrüderschaft" (einen solchen verächtlichen Ausdruk gebraucht er von Männern, wie bei diesem Streite Karsten, Klaproth und Meier! und wie bei der Berliner Monatsschrift — denn auf die scheint es wohl überhaupt zu gehen — die ersten und vortreflichsten Gelehrten Deutschlandes von weltlichem und geistlichem Stande sind!) „die neue Aufklärungsbrüder„schaft durchaus keine eigentliche christliche Reli„gion ferner beibehalten wissen, sondern die na„türliche überall eingeführt sehen will. S. 308. „Woher mag es wohl kommen, daß diese Aufklä„rer so gar eifrig wider alle innere, geheime, „ganz freie, Uebung und Erfahrung der christli„chen Religion" (nicht doch! nur gegen die geglaubte Erfahrung der Genesung, wenn man nicht krank war; der Uebereinstimmung zweier Arzeneien, welche man nicht untersucht hatte; der Goldfindung, wenn man sich nicht chemisch auf Gold versteht!) „sich erklären"? — Und alles dies

sagt

So gefährlich und so böse stellt Herr Semler die Bestreitung der Schwärmerei vor; die Schwärmerei hingegen ist ihm höchst unschädlich und gefahrlos. S. 228 229: „Wer selbst sich sobald erhebet, „daß er zu den Wenigen gehöre, die den gemeinen menschlichen Beruf nicht mehr, sondern einen „ganz besondern, auf sich hätten; der handelt „auf seine Gefahr. — Ich kenne auch gar keine „traurige Erfahrung davon, wenn Menschen „sich selbst dafür ansehen, daß sie Gottes Leitung, „die sie sich wünschen, immer mehr erfahren. S. „310. Und hat denn auch relate sogenannte „Schwärmerei wohl itzt so gefährliche Folgen „für das gemeine Beste, als vor 2 bis 300 Jahren? Fromme, für sich fromme, und für ihres „Gleichen nützliche, Christen mögen bei Andern „Schwärmer heißen; wem thun sie denn mit ihrer innern, stillen, geheimen Schwärmerei Schaden, daß so ein Lärmen gemacht wird"? — So weit dehnt Herr Semler das Recht der Privatreligion aus; und will mit ähnlichen Namen auch die Thorheiten in den Wissenschaften beschützen. Er

sagt Herr Semler bei Gelegenheit des Luftsalzwassers! Wahrlich, sein Klient mögte ihm bald zurufen:

Ei, Freund! sprich endlich auch von den drei Ziegen.

Berl. Monatsschrift December 1786, S. 493.

Er will eine Privatmedizin, Privatphysik (geheime Physik, S. 229), und Privatchymie (S. 332; auch S. 317: geheime Chymie) zugeben.

Mich dünkt, bei diesen Behauptungen sind die Begriffe nicht recht entwikkelt. 1) Soll jedem frei stehen, zu denken und zu glauben, was er will; so muß, eben wegen dieses Rechtes, auch mir frei stehen, zu denken und zu glauben: der Andere denke inkonsequent, und glaube unrichtig. Seine Privatreligion darf meiner Privatmeinung keinen Abbruch thun. (Ein anderes wäre es, wenn Herr Semler gegen Fürsten oder Landesobrigkeiten disputirte, die den freien Gebrauch der innren Ueberzeugung durch Gewalt hindern wollten.) — 2) Ich darf diese meine Privatmeinung auch laut sagen; ja in manchen Fällen kann ich es als Pflicht fühlen, dies zu thun. Denn ich kenne gar viele traurige Erfahrungen davon, wenn Menschen sich selbst dafür ansehn, daß sie nicht mehr den gemeinen menschlichen Beruf, sondern einen ganz besonderen Beruf, eine besondere Leitung Gottes haben. Wie braucht man das einem solchen Kenner der Kirchengeschichte erst zu sagen? Waren die Verirrungen des Verstandes und des moralischen Sinnes bei fanatischen Christen, bei Theurgen, Magiern, Neuplatonikern, bei den Sklaven des Mönchs- und Nonnenlebens nicht traurig genug? Mit welchen Empfindungen liest man die Schilderung davon nur in Zimmermanns

Wer-

Werke von der Einsamkeit? Was füllt unsre Irrenhäuser so sehr, als diese Grille eines vermeinten besondern und höhern Berufs, einer ausgezeichneten höhern Leitung Gottes? — 3) Herr Semler stellt den Fall so vor, als wenn diese von der Gottheit sich mehr als die übrigen Menschen begünstigt haltenden Schwärmer bloß im Innern und Geheimen ihr stilles Wesen trieben. Allein, so ist es nicht. Denn wäre das, woher erführen wir Andern denn ihre Behauptungen, wogegen wir streiten? Auch wird, um bei dem vorliegenden Falle zu bleiben, ja nur zu öffentlich verfahren. In Zeitungen und Büchern wird die Universalarzenei ausgeboten; öffentlich wird gegen alle bisherige Aerzte behauptet: es gäbe nur Eine Krankheit, und folglich nur Ein Mittel; öffentlich werden unsre Chemiker zurecht gewiesen, die keinen Goldzukkerkand und kein unkörperliches Salz zu bereiten verstehn; öffentlich preiset und verkauft man ein Heilmittel, das, wenn es wahr ist, alle Aerzte und Apotheker ruiniren, und, wenn es falsch ist, den Kranken die es gebrauchen, schaden muß. Und wenn man hiegegen wiederum etwas öffentlich saget, so soll eine Entschuldigung von Privatübung und Beschäftigung gelten?

Und so ist es ja überall. Ueberall treten feine und grobe Schwärmer öffentlich hervor; und öffentlich muß man sie auch widerlegen können. Rosenfeld und Musefeld und alle andern neuen

Messi-

Messiasse können sich nicht mit ihrer Privatreligion entschuldigen; so wenig als der Monddoktor und Mesmer und Lavater mit der Privatmedizin; als Schröpfer und Cagliostro und S. Germain mit der Privatphysik. Und nun erfindet Herr Semler sogar das neue Wort Privatchymie, um chemische Charlatanerien überhaupt in Schutz zu nehmen. Man weiß ja, wie das Wort Chemie überhaupt gemißbraucht wird. Im vorigen Jahre stand in den Zeitungen: „Warschau, den 27. Mai. Hier hat man entdekt, „daß chymische Dukaten im Umlauf sind, die „bloß den reinen Gehalt von 20 sgr. haben, gut „aussehn, und auf holländischen Stempel gemächt „sind, aber kein Gewicht halten". Das war gewiß eine recht geheime Privatchymie, die (Semler, S. 294) ihrer Natur nach nicht bekannt werden durfte, und (S. 332) eben um ihrer geheimen Absichten willen nie öffentlich werden konnte. — Herr Semler rühmt sich, und mit Recht, zuerst gegen die Gaukeleien Schröpfers, Gassners, und der Lohmaninn geschrieben zu haben (Berl. Monatsschrift August 1786, S. 177). Wie achtete er denn hierbei nicht die besondern Leitungen Gottes, welche doch andre Menschen bei diesen Personen zu erkennen glaubten? Aber, sagt er, sie waren Betrüger. Dies war ja noch, als Herr Semler zu schreiben anfing, eben der streitige Punkt. Gesetzt, sie wären keine Betrüger gewesen,

sen, war darum ihre Gaukelei weniger Gaukelei? Es ist doch möglich, daß Gaßner allen seinen Unsinn selbst geglaubt habe; war dieser Unsinn darum klüger? und Gaßner darum ein edler Mann? Es ist doch zuverlässig, daß Herr Propst Müller zu Kemberg ehrlich die Begeisterung der Lohmannin glaubte; war er, dieses falschen Glaubens wegen, an moralischer und religiöser Denkart über diejenigen, welche dem Possenspiel nicht glaubten, und selbst über Herrn Semler, der es entlarven half, erhaben? So aber sagt Herr Semler an der zuletzt angeführten Stelle, S. 178: „Die noch „so große Neigung zu physischen und moralischen „Geheimnissen veredelt und heiligt die Menschen „durch und durch; sie können nie in solche Bos„heiten und Schurkereien“ (auch nicht von andern Menschen?) „gerathen; sie sind stets die unbe„stechlichen Vertheidiger der ganzen Freiheit aller „guten ehrlichen Menschen, aller praktischen Chri„sten“.

Ich weiß hierüber Herrn Semler kein einleuchtenderes Beispiel anzuführen, als das seines neuen Freundes, von dessen Bekanntschaft er an der eben angeführten Stelle selbst mit Freude spricht: des Herrn Lavater. Es ist bekannt, daß dieser Mann eine sehr große Neigung zu physischen und moralischen Geheimnissen besitzt. Es ist auch bekannt, daß Manche fürchten: er ließe sich durch die Bosheiten und Schurkereien andrer sehr in-

intrigánter Menſchen zu höchſt bedenklichen Schritten verleitet; und er ſei, wegen ſeiner Geheimnißſucht und Eitelkeit, ein leicht beſtechlicher Vertheidiger ſeltſamer Dinge, die der Freiheit der Proteſtanten zuwider laufen. Es iſt begreiflich, daß man hierauf antworten könnte: Fürchtet nichts! L. iſt, ungeachtet ſeines Hanges zu Geheimniſſen, ein ſo kaltblütiger Denker, ein ſo ruhiger Unterſucher, daß er ſich nie nach Phantaſie oder Leidenſchaft, ſondern nur immer nach Vernunft und richtig geprüfter Wahrheit, erklärt. Was würde man aber dazu ſagen, wenn Herr Semler, nach Mäßgabe ſeines obenſtehenden Räſonnements, folgendes antwortete? „Wie könnt Ihr dergleichen von L. fürchten! Wiſſt Ihr denn nicht, daß er eine ganz außerordentliche Neigung zu phyſiſchen moraliſchen und religiöſen Geheimniſſen, und zu dem was die übrigen Menſchen Schwärmerei nennen, hat? Dies ſichert ihn ja ganz offenbar gegen alle Gefahr. Er iſt durch dieſen Hang zu Geheimniſſen ein ſo bedächtlicher Prüfer geworden, daß nichts als die Wahrheit ihn gewinnen kann. Weil er beſondre noch fortdaurende Wundergaben glaubt, ſo können keine Betrüger, welche dergleichen zu beſitzen vorgeben, auf ihn würken. Weil er den Sagen von geheimen Naturkräften und Gebetswirkungen traut, ſo kann ihn keine Vorſpiegelung von fortgepflanzter Prieſtergewalt verleiten oder beſtechen. Weil er endlich die exaltirteſten Begriffe von der Bedeut-

samkeit jedes heiligen Wörtchens und sogar jeder mönchischen Ceremonie hat; so ist er ein standhafter Vertheidiger des frei denkenden Protestantismus".

So müsste Herr Semler reden, wenn er konsequent wäre; aber eine heilsame Inkonsequenz kömmt hier der guten Sache zu statten. Auch Herr Semler hat sich öffentlich gegen eine höchst seltsame Aeußerung des Herrn Lavater, die mehrere Protestanten*) erschrekt hat, erklärt. Jeder, dem Men-

*) Es ist für den patriotischen Menschenfreund gewiß eine angenehme Betrachtung, daß zu Einer Zeit sich mehrere gute Köpfe in Deutschland vereinigen, um die seltsame aber wichtige Erscheinung bekannt zu machen, daß ein angesehener protestantischer Gottesgelehrte Ceremonien des katholischen Gottesdienstes lobpreiset, welche von aufgeklärten Katholiken zum theil schon selbst für Mißbräuche erklärt sind. Ich habe folgende bemerkt: 1) den Einsender des Lavaterschen Lobgedichtes auf die katholische Religion, in der Berl. Monatsschrift Oktober 1786, S. 349. 2) Herr Professor Kern im Schwäbischen Magazin (Ulm 1786, St. 1), wo eine weitläuftige gründliche Auseinandersetzung der seltsamen L–schen Behauptungen ist. 3) Der Rezensent in der Allg. D. Bibliothek LXVIII, 2, S. 606, der das ganze Gedicht mit widerlegenden Anmerkungen hat abdrukken lassen. 4) Herr D. Semler, in seiner Parodie dieses Gedichtes, November der Berl. Monatsschrift S. 458. 5) Der Herausgeber von „J. C. „Lavaters drei Lobgedichten auf den katholischen „Gottesdienst und auf die Klosterandachten (Leipzig 1787, 8)"; mit dem vortreflich gewählten Motto

Menschenwohl am Herzen liegt, muß dem edlen Manne danken, der sich nicht durch seine neulich geknüpfte Freundschaft mit Lavatern, nicht durch seine eignen neuern Behauptungen vom Veredlen und Heiligen der Geheimnißkrämerei, und endlich auch nicht durch den seit einiger Zeit in der Berl. Monatsschrift erfahrnen Wiederspruch, abhalten ließ, sich hier laut gegen Lavater zu erklären, um nicht mystische Tändelei und fabelhaften Wahn in der Religion aufkommen zu lassen, welches, wie Herr Semler sehr richtig sagt, zu der drükkendsten Intolerantz, ja am Ende zu der Abscheulichkeit führen kann: zur Ehre Christi Menschen, Brüder, Christen zu morden!

Berlin, den 15. Dec. 1786. Thomas Akatholikus.

Motto aus Galat. V, 1: „Lasset euch nicht wie„derum in des knechtische Joch fangen", und mit sehr treffenden Anmerkungen über alle drei Gedichte, wovon die beiden leztern hier zum erstenmale aus Lavaters eigenen Werken abgedrukt sind.

4.

Verordnung des Markgrafen Friedrich Heinrich von Brandenburg Königl. Hoheit, über die zugestandne katholische Religionsübung in der lutherischen Kirche zu Schwedt.

Unter den Brandenburgischen Städten, welche aus großmüthiger Toleranz ihre protestantischen Kirchen den katholischen Mitbürgern zur Ausübung ihrer Religionshandlungen geliehen haben, ist auch Schwedt. (S. Berl. Monatsschr. 1784, Febr.) Wie leicht dieses freiwillige Simultaneum zum Mißbrauch führen kann, und wie sich bei dem Römisch gesinnten Klerus noch andere Gesinnungen als bloße Dankbarkeit gegen diese fast zu weit getriebene Güte und Großmuth vermuthen lassen: hat zuerst Akatholikus Tolerans im Februar der Berl. Monatsschrift 1784 gezeigt, und wird itzt ziemlich allgemein anerkannt. Zu einer wichtigen Bestätigung dieser Gedanken dient es, daß ein königlicher Prinz unsers um die Protestantische Religion so hoch verdienten Regentenstammes, gleichfalls die Sache als sehr bedenklich ange-

angesehen, und durch eine höchst weise und genau bestimmte Verordnung den daraus leicht zu befürchtenden Mißbräuchen sogleich zuvorzukommen bemüht gewesen ist. Dies vortrefliche Regulativ kann in der That zum Muster in ähnlichen Fällen dienen, und ist schon daher der allgemeinsten Bekanntmachung würdig; — obgleich in einer so delikaten Sache sich immer neue Umstände ereignen können, welche noch andere Verfügungen und Einschränkungen nöthig machen. Weshalb auch des Herrn Markgrafen Königl. Hoheit Sich am Ende noch anderweitige Bestimmungen dieses Regulativs vorbehält; und weshalb selbst bei Reversen und Verfügungen, und so genau als möglich gezogenen Gränzlinien, die Sache doch immer mißlich und bedenklich bleibt. A. T.

* * *

So sehr es sich mit dem Geiste des Protestantismus verträgt, daß den Katholiken eine freie ungestörte, öffentliche, selbst erleichterte Uebung ihres Gottesdienstes nach ihrer Art verstattet, und ihnen auch zu dieser Absicht die hiesige lutherische Stadtkirche mit Meiner Genehmigung eröfnet werden mag; so ist doch auf der andern Seite sorgfältig dahin zu sehen, daß alle dahin abzielende Verfügungen der katholischen Geistlichkeit, ohne Nachtheil der evangelischlutherischen Gemeine, der Rechte ihrer Kirche, und deren Diener, vor sich

gehen. Weshalb Ich hiemit ausdrüklich festsetze, und dem hiesigen lutherischen Ministerium zur Norm empfehle:

1) Daß außer den bisher üblichen Zeiten, als etwa zwei bis dreimal im Jahre, dem katholischen Geistlichen nicht frei stehen solle, in der Kirche den Gottesdienst zu halten; und daß dabei der Vorwand: als mache die zahlreicher gewordene Gemeine dergleichen öfter im Jahre nöthig, nicht Statt finden solle; zumal da die bisherige Erlaubniß nur zu Gunsten der Garnison ertheilet worden.

2) Sollte die katholische Gemeine so ansehnlich werden, daß sie sich selbst einen Priester auf ihre oder anderweite Kosten halten könnte; so wird sie alsdann auch wohl im Stande sein, für ein eigenes Bethaus zu sorgen. Im entgegen gesetzten Fall aber soll derselben nicht frei stehen, öfter als 2 bis 3 mal im Jahre sich der Kirche zu bedienen. Bleibt aber auch alles bei der bisherigen Einrichtung, daß nemlich ein auswärtiger Geistlicher anhero kommt; so muß

3) derselbe bei seiner Ankunft jedesmal dem Oberprediger Anzeige thun, an welchem Tage und zu welcher Stunde er sich der Kirche bedienen wolle.

4) Fielen nun an eben demselben Tage oder zu der Stunde in der Kirche lutherische Amtsverrichtungen, Predigten, Privatkommunionen, Taufen, Trauhandlungen, u. d. gl. vor; so sollen diese

erst

erst vorgenommen werden. Deshalb denn auch die bei der lutherischen Gemeine eingeführte Donnerstagspredigt, oder auf welchem Tag in der Woche sie sonst noch in Zukunft gehalten werden mag, nie ausgesetzt werden soll, um hierin dem Gottesdienste nach römischkatholischer Art beförderlich zu sein.

5) Eben so wenig soll es zugegeben werden, daß Kirchenbediente administriren helfen, die Schulen deswegen ausgesetzt, und die Knaben zum Absingen und dergleichen Verrichtungen gebraucht werden; weil daraus ein Mißbrauch entstehen kann, und man den Katholiken wohl das Gebäude der Kirche, nicht aber ihre Bedienten, zum Gebrauche verstattet wissen will.

6) Damit auch die lutherische Stadtgemeine nicht durch Anziehung der Glokken ihrer Kirche getäuscht, und auf die Idee geführt werde, es gehe in ihrer Kirche eine Religionshandlung ihrer Prediger vor: so soll den Katholiken nicht erlaubt sein, zu ihrem Gottesdienst einzuläuten; so sehr ihnen dies auch frei stehen möchte, wenn sie eigene Kirchen und Glokken hätten, bei deren Anziehung ohnehin jeder Bürger wüßte, was es zu bedeuten habe.

7) Uebrigens wird man mit dafür Sorge tragen, daß, Sr. Königl. Majestät höchstem Willen gemäß, nicht von einem unverständigen katholischen Geistlichen etwa auf die Lutheraner in ihrer eignen

Kirche als auf Kätzer gescholten, und sie in den unterscheidendem Lehrsätzen hart durchgezogen und verdammt werden; auch daß überall nichts vorgehe, und von dem katholischen Geistlichen in der lutherischen Kirche vorgenommen werde, was den theuer erkauften Freiheiten der Protestenten nachtheilig sein, und nur irgend in einen Mißbrauch unserer großmüthigen Toleranz ausarten mögte. Die Katholiken müssen es demnach auf keine Weise verwehren, ihre Predigten von jedem anhören zu lassen, nie die Kirchthüren verschließen, und jedesmal anzeigen, was außer der Messe und Predigt noch von Geistlichen vorgenommen werden soll.

Nach dieser Verordnung, die Ich nach Beschaffenheit der Konjunkturen noch zu modifiziren Mir vorbehalte, hat sich das hiesige Ministerium genau zu achten; und wird allem dem, was darin vorgeschrieben ist, um so williger nachzuleben befliſſen sein, je mehr solches überall der Kirchen- und Landesverfassung entspricht, und nichts weiter als die Bestimmung der Gränzlinien einer vernünftigen Toleranz, und die heilsame Aufrechthaltung der Parochialrecht der hiesigen Stadtkirche, zum Zwek hat. Gegeben zu Schwedt, den 10ten Juli 1784. (L. S.) F. Heinrich.

Regulativ für das Lutherische Ministerium allhier die Duldung der Katholischen Religionsübungen in der Lutherischen Kirche betreffend.

---

§. Ueber

f.

Ueber und für die Vertheidigung der katholischen Messe von einem Protestantischen Theologen und Mitgliede der Gesellschaft der reinen Lehre. Replik und Duplik.

(s. Berl. Monatsschr. 1786, April S. 324. ff.)

Bei der gegenwärtigen allgemeinen Aufmerksamkeit des Protestantischen Publikums auf die neuesten Entdekkungen von den nur zu sehr bewiesenen Machinationen einer geheimen Proselytenmacherei, mußte nothwendig auch ein Buch eines Protestantischen Geistlichen über und für die katholische Messe, und sein Bestreben, den katholischen Lehrbegrif, nicht, wie er ist, sondern wie er sein könnte, darin vorzustellen, Aufsehen und Befremden erregen. Noch bedenklicher mußte dis scheinen, da man nun noch obenein erfuhr, daß jener Protestantische Theolog, Herr Prediger Dreikorn in Nürnberg, zu der Zeit, da er das Buch schrieb, ein Mitglied der Gesellschaft zur Beförderung der reinen Lehre war. Wenn man nun bemerkte, daß er es sich in seinem Buche recht angelegen sein läßt, mehrere Punkte des katholi-

schen Lehrbegrifs als rein evangelisch darzustellen — wen hätte das nicht befremden sollen? Wenn man sich dabei erinnerte, daß schon lange jene Gesellschaft der reinen Lehre zu dem Verdacht und Vorwurf Anlaß gegeben, daß sie auf eine Vereinigung der Religionen arbeite; so war es wohl sehr natürlich, bei jener Schrift eines ihrer Mitglieder an dieselbe Absicht zu denken, und sie gleichsam als den ersten öffentlichen Schritt zu jener von ihr selbst nicht abgeleugneten, sondern vielmehr öffentlich angekündigten Absicht *) anzusehen. Selbst wenn

*) In der dem Hrn. Prediger Dreikorn ebenfalls zugeschriebenen Schrift: Nachricht von der Gesellschaft zur Beförderung reiner Lehre von einem Gesellschaftsmitgliede, wird dies geradezu als Zwek der Gesellschaft angegeben. Sie will „die Gemüther nach und nach auf die Vereinigung vorbereiten." Sie will dahin arbeiten, „daß sie „sich in ihren Religionsmeinungen" (also doch wohl auch in Ansehung der Lehre von der Messe?) „einander nähern, oder gar unter göttlicher „Leitung vollends mit einander vereinigen." War es also nicht sehr natürlich, auch dies neue Buch eben dieses Herrn Dreikorn als ein Mittel anzusehen, die Gemüther nach und nach auf die Vereinigung vorzubereiten? Des Pater Sailer Gebetbuch für Katholiken, das bekanntlich auch von protestantischen Theologen auch an Protestanten sehr nachdrüklich empfohlen worden, könnte vielleicht ein zweites Mittel sein, um die Gemüther vorzubereiten. Dies von einem Exjesuiten verfaßte, und auch von Herrn Dreikorn neuerlesene Gebetbuch für Katholiken, sieht beim ersten Anblik halb protestantisch aus, so wie Herrn Dreikorns

wenn man mit vielen neuern Schriftſtellern es nicht unwahrſcheinlich fand, daß dieſe Geſellſchaft von einem geheimen Einfluß unbekannter katholiſcher Obern regiert werde; ſo konnte man es noch immer ſehr konſequent finden, daß durch dieſe unbekannten Obern ein Buch veranlaßt worden, das zwar auf der einen Seite dem römiſchen Lehrbegrif vieles vergiebt, auf der andern aber durch die ihm geliehene reinere Geſtalt ihn für die Proteſtanten annehmungswürdiger macht. Man brauchte ſich nur zu erinnern, daß die Jeſuiten ſeit jeher in der Kunſt, allen alles zu werden, Meiſter waren, und daß die Politik, die eine Hälfte vor der Hand ſchwinden zu laſſen, um dafür die andere Hälfte zu gewinnen, ihnen zu keiner Zeit fremd war. Die meiſten Projekte und Erfindungen, die Proteſtanten in den Schooß der katholiſen Kirche zurükzulokken, rührten von Jeſuiten her; und ſie waren ſchon im vorigen Jahrhunderte klug und verſchmitzt genug, dem katholiſchen Lehrbegrif einen Mantel umzuhängen, und alles, was etwa beim erſten Anblik zurükſchrekken könnte, ſorgfältig zu verſchleiern. Immer ſuchten ſie den Unterſchied zwiſchen der katholiſchen und proteſtantiſchen Kirche als unbedeutend vorzuſtellen, und als ein

korns Erklärung der katholiſchen Meſſe halb katholiſch ausſieht. War es alſo nicht der Mühe werth, das Publikum auf dieſe Näherung und Vorbereitung aufmerkſam zu machen?

ein durch reinere Begriffe leicht zu hebendes Mißverständniß*). Immer war man gegen die alten Begriffe der Neubekehrten oder Neuzubekehrenden schonend, ließ sich's gefallen, wenn der Proselyt seine alten Begriffe mit dem neuen Sistem zu vereinigen wußte, oder man begnügte sich auch geradezu mit dem äußern Bekenntniß**).

Es

*) Sehr richtig drükt sich Mosheim in seiner Kirchengeschichte (p. 765) also aus; Omnis eorum qui pacem inter Protestantes & Pontificios moliti sunt, ars & ratio in eo posita est, ut persuadeant, longe minore intervallo distare dissentientes, quam ipsi putent, nec tam disputatione opus esse, quam *diligenti et perspicua interpretatione eorum*, quae in Romani coetus dogmatibus adversariis ejus displicent. *Bossuetii expositio fidei Catholicae* eo unice tendit, ut doceat facilem et apertum esse Protestantibus reditum ad religionem Romanam, modo veram ejus indolem et sententiam non ex Doctorum suorum opinione sed *ex veritate* aestimare velint. Herr Dreikorn will seinen Lesern ebenfalls eine perspicuam interpretationem der Messe geben, damit sie sie ex veritate nach der reinen evangelischen Vorstellung schätzen lernen.

**) Selbst der Kardinal und Jesuit Bellarmin sagt es mit dürren Worten geradehin: daß das äußere Bekenntniß und die Theilnehmung an den Sakramenten (also doch vornehmlich an der, wenn gleich anders und reiner verstandenen, Messe?) hinreichend sei. „Ut aliquis aliquo modo dici possit pars *verae ecclesiae*, non putamus requiri ullam „internam virtutem, sed tantum *externam professionem fidei et sacramentorum communionem*“ (Bellarm. de controv. christianae fidei. T. 2. p. 109). Würklich soll durch eben dieses Argument die Bekehrung der Königin Christina bewirkt worden sein.

Es ist bekannt, daß die Jesuiten ihren Neubekehrten in China, Japan und Indien eine Vereinigung des Götzendienstes mit dem Christenthum verstatteten*). Warum sollten sie also Schwierigkeiten machen, den Protestanten zu verstatten, bei der Messe etwas anders zu denken als der orthodoxe Katholik? Sicherlich würden sie vor der Hand zufrieden sein, wenn die Protestanten sich auch nur erst zu der äußern Annahme der Messe bequemten, und sich bereden ließen, sie mit zu ihren Religionsübungen zu rechnen. Den innern Sinn würden sie ihnen gern im Anfange erlassen, um nur den äußern Schein zu erhalten; mit der Zeit würde sich denn auch der erste schon finden. —

Nach

*) Mosheim (l. c. p. 728. sqq.) beschreibt diese Bekehrungsmethode ausführlich. Er sagt unter andern: Jesuitae consilio et arte populos superstitione obrutos aggrediendos et *cauta providaque manu* ad Christum ducendos arbitrantur. Itaque gentium antiqua dogmata sic interpretantur, ut a Christianae religionis dogmatibus non nimis distare videantur, et siquid in religionibus eorum Christianae fidei affine quodammodo aut simile inveniunt, id diligenter ad demonstrandam convenientiam antiquae ac novae, quam afferunt, religionis, adhibent. Ritus deinde populorum tolerant, et aut *meliore eorum fine* in locum veteris *substituto* aut levi mutatione inducta ad Christianam religionem accommodant: *sacerdotes et viros eruditos*, ex quorum ore plebs plerumque pendet, quibus possunt modis, *piis etiam dolis*, devincire sibi et in partes suas trahere conantur &c. Diese Schilderung paßt vortreflich auf unser gegenwärtiges Zeitalter.

Nach alle dem war es wol sehr natürlich, ein Buch worinn von einem Protestanten die Messe auch den Protestanten mit Unterlegung neuer reinerer Begriffe empfolen ward, mit auf die Rechnung jener Tausendkünstler zu schreiben, oder es wenigstens als eine von den vielen Angelruthen zu betrachten, die itzt ausgehängt werden, um den unbesorgten gutmüthigen Protestanten zu fangen. Aus diesem Gesichtspunkt betrachtete denn auch ich das Buch des Herrn Prediger Dreikorn; und so haben es mehrere, vornehmlich in Nürnberg selbst, angesehen. Indessen es war freilich immer nur Hypothese, um das seltsame Phänomen eines solchen Buchs zu solchen Zeiten zu erklären; und da Herr Dreikorn nun selbst auftrit, und dieses sein Buch für nichts mehr als für einen lusus ingenii gehalten wissen will, so mag jene Hypothese immerhin fallen. Nur schien es mir erlaubt zu sein, einige Gründe anzugeben, die jene Hypothese veranlassten, und zu zeigen, daß, wenn Herr Dreikorn misverstanden ward, niemand mehr als er selbst, daran Schuld war. Und das werde ich außer dem bereits Gesagten noch in einigen der Dreikornischen Erklärung, die mir von den Herausgebern der Berl. Monatsschrift mitgetheilt worden, beigefügten Anmerkungen thun. Das Publikum mag dann selbst urtheilen; ob ich Unrecht hatte, auf ein Buch aufmerksam zu machen, das freilich leicht misverstanden, aber auch

eben

eben so leicht gemisbraucht werden konnte; auf ein Buch, das mir ein ganz bequemes Werkzeug scheint, um eine Menge Bedenklichkeiten den Protestanten gegen eine würkliche Vereinigung mit der katholischen Kirche durch die feine Distinktion zwischen dem rohen und dem hier vorgetragnen reinen evangelischen Katholicismus *) aus dem Wege zu räumen, und dadurch der Idee den Weg zu bahnen, daß ein Protestant die katholischen Religionsgebräuche ohne Bedenken annehmen könne, wenn er ihnen nur einen sogenannten reinen evangelischen Sinn unterlege. Habe ich in dieser Voraussetzung geirrt, so kann dies niemanden angenehmer

*) Auch der Agent der auswärtigen Gelehrten, der berüchtigte Religionsvereiniger Herr Magister Meese, der mit wahrem Dominikanereifer gegen die Herausgeber der Berlinischen Monatsschrift und die Verfasser der allgemeinen Bibliothek wüthet, und sie Naturalisten, Mordbrenner, und — o lepidum caput! — Vorarbeiter der Jesuiten schimpft, dieser Herr Magister Meese der sich selbst Masius nennt, vielleicht gar aus Ehrfurcht für den alten Dominikaner Masius) macht in seinem neuesten Buche: Antikatholicismus u. s. w. eine ähnliche Distinktion zwischen dem Katholicismus und der katholischen Religion, vertheidigt diese und schimpft jenen. Da übrigens Herr Magister Meese S. 11 versichert, daß er den Mann auf dem fahlen Pferde in der Offenbarung Johannis gar nicht vergessen könne, so könnte man vielleicht auf die Vermuthung kommen, daß er mit diesem Mann einige Aehnlichkeit haben müsse, und vielleicht selbst auf einem fahlen Pferde reite.

nehmer sein als mir selbst; aber dann wird doch so viel immer richtig bleiben, daß Herr Dreikorn sehr unüberlegt handelte, seine vermeinte reinere Erklärung der katholischen Messe gerade zu einer Zeit bekannt zu machen, da die Protestanten mit Recht auf die neuen Maschinen und Bewegungen des Proselytenei fers aufmerksam geworden waren.

* * *

Schreiben des Herrn Prediger Dreikorn in Nürnberg.

Sie haben in das vierte Stük der Berlinischen Monatsschrift, vom April 1786, (S. 324 bis 339) einen Aufsaz über die Vertheidigung der katholischen Messe von einem protestantischen Theologen und Mitgliede der Gesellschaft der reinen Lehre eindrukken lassen, welcher natürlich großes Aufsehen unter Ihren protestantischen Lesern verursachen muß. Jeder Redliche wird Ihnen danken, und Sie segnen, daß Sie den Zwek Ihrer Monatsschrift: die Hindernisse der wahren Menschenglükseligkeit überall aufzusuchen, und bekannt zu machen; die Finsterniß der Unwissenheit, in manchen Stükken, durch Ausbreitung des Lichts einer vernünftigen Aufklärung zu verscheuchen; der Hyäne des Aberglaubens und der Intoleranz die Zähne auszubrechen; und die Kunstgriffe der geheimen Proselytenmacherei aufzudek-

zudekken, u. d. g. so unermüdet zu erreichen suchen. Ich selbst verehre Sie wegen dieser edlen Absicht, und bewundere Ihr eifriges Bestreben, Ihren Lesern auf so mannigfaltige Weise lehrreich und nützlich zu sein. — Sollte man also denken, daß es Leute geben könne, die es wagen dürften, Sie und Ihre, im Ganzen, so vortreffliche Monatsschrift zur Kränkung ihres unschuldigen Bruders zu mißbrauchen?

Der oben bemerkte Aufsatz in der Berlinischen Monatsschrift mag hier zu einem Beweise dienen. Der erste Abschnitt desselben ist, laut der Aufschrift, aus einem Schreiben aus Franken, vom 3ten Jänner 1786 genommen, und enthält eine Schilderung von der Person und dem Charakter des Verfassers des Buches: die Römisch-katholische Messe, lateinisch und deutsch u. s. w. und der zweite ist eine nähere Beurtheilung des Buches selbst.

Ohne Zweifel ist Ihnen und Ihren Lesern daran gelegen, von der Sache auf das genaueste unterrichtet zu werden. Ich kann Ihnen die sicherste Nachricht davon ertheilen. Eine Nachricht, die ich einer jeden, auch der strengsten, Untersuchung um so viel getroster und freudiger unterwerfe, je näher die ganze Sache mich selbst angehet, und je mehr mir selbst an der Aufklärung derselben gelegen ist. — Ich trage jetzt gar kein Bedenken, mich für den Verfasser jenes, zwar schon sehr ge-

tadelten und herabgewürdigten, aber bisher noch nicht widerlegten Buches, welches ich (Gott ist mein Zeuge!) weder aus unzeitigem Bekehrungseifer, noch aus geheimen Antrieb verstekter Exjesuiten, (wovon im ganzen Buche keine Spur zu finden ist *)) noch aus andern unlautern Ursachen und Absichten; sondern bloß aus Liebe zur Wahrheit **), und zur Beförderung einer ächten Duldung und Liebe der in Religionsvorstellungen verschieden

*) Aber das große Lob, das Herr Dreikorn dem Exjesuiten D. Sailer ertheilt, ist doch immer auffallend. Er nennt ihn, der sich durch keine gelehrte Schrift von einigem Belang empfohlen, (S. 121) einen großen Gelehrten, und sein katholisches Gebetbuch ein gründliches und erbauliches Buch. Oder ist es nicht befremdend, wenn ein Protestantischer Prediger ein katholisches Gebetbuch geradehin ohne Einschränkung ein gründliches Buch nennt?

**) Aus Liebe zur Wahrheit? Welcher Wahrheit? Der Wahrheit der Messe? Aber die Dreikornische Messe ist ja nicht einmal die wahre katholische Messe; es ist ein sublimirter verfeinerter Katholicismus, den jedoch der Protestant, der von gar keiner Messe (denn die Messe, die Hr. Dr. erklärt, ist ja doch nicht einerlei mit der Kommunion der Protestanten) etwas weiß, nie für Wahrheit gelten lassen wird. Freilich Hr. Dr. sieht die Messe, so wie er sie versteht und erklärt, für rein evangelisch an. Die Protestanten können also ohne Bedenken die katholische Messe annehmen; ja, wenn sie die Wahrheit wie Hr. Dr. lieben, so müssen sie es: nur müssen sie sich dieselbe so rein evangelisch denken, als Hr. Dr. Wahrlich die Katho-

schieden denkenden Christen gegen einander *), und um den katholischen Lesern (für die es zunächst bestimmt war) die falschen und übertriebenen Begriffe von der Messe zu benehmen, geschrieben habe, — frei und offenherzig zu bekennen, nachdem man mich einmal, ohne mein Wissen, und wider meinen Willen, widerrechtlicher Weise **) bekannt gemacht hat.

Katholiken hätten schon viel gewonnen, wenn die Protestanten sich vor der Hand auch nur zur äußern Annahme der Messe bequemten.

*) In der Vorerinnerung versichert Hr. Dr. daß er sich ärgert, wenn er die Nichtkatholiken der Feierlichkeit der Messe mit Gleichgültigkeit beiwohnen sieht. Er will also „den Nichtkatholiken mehrere „Achtung gegen diesen katholischen Gottesdienst „einflößen.“ Freilich wenn die Messe nicht das ist, wofür bisher Katholiken und Protestanten sie hielten, wenn die letztern sich überreden lassen, daß sie die Messe bisher ganz unrecht verstanden, daß solche ganz rein evangelisch und im Geist der ersten Kirche sei; so muß freilich ihre Achtung für den katholischen Gottesdienst sehr vermehrt werden, ja sie werden sich um so weniger bedenken dürfen, überzutreten, da wie Herr Dr. versichert, „ein prächtiger feierlicher Gottesdienst dem Herrn nicht mißfällig sein kann, und (S. 233) die Messe auch von Nichtkatholiken als ein vernünftiger und erbaulicher Gottesdienst angesehen werden kann.“

**) Was kann widerrechtliches dabei sein, den Verfasser eines Buchs bekannt zu machen, daß, so lange man den wahren Verfasser nicht kennt, nicht nur mißverstanden werden muß, sondern auch gemißbraucht werden konnte, um den unbefangnen Protestanten zu bethören, und ihn zu bereden, der katho-

Ueber drei Vierteljahre blieb ich unbekannt, (denn ich hatte mich nur dem Verleger meines Buches und einigen wenigen Freunden im engesten Vertrauen *) entdekt), bis ein Recensent in der Nürnbergischen gelehrten Zeitung, vor dem Publikum, mein Verräther **) wurde, der mein Buch

katholische Lehrbegriff sei wirklich evangelischer als bisher jeder Protestant geglaubt? War es nicht widerrechtlich, sich, wie Herr Dr. that, eine verdächtige Maske vorzubinden; so konnte es wohl noch weit weniger widerrechtlich sein, wenn derjenige, der den Mann hinter der Maske mit Gewißheit kennt, laut auf den Mann aufmerksam macht, damit niemand sich von der Maske bethören lasse. Herr Dreikorn hielt es nicht für widerrechtlich, durch seine Maske Katholiken und Protestanten in einen Irrthum zu führen, der wenigstens für die lextern gefährlich werden konnte; und es soll widerrechtlich sein, ihnen diesen Irrthum zu benehmen? Als der Jesuit Robertus de Nobili sich, um desto glüklicher bei seinen Heidenbekehrungen in Indien zu sein, für einen Braminen ausgab, so war dies vermuthlich nach Herrn Dreikorns Grundsätzen nichts widerrechtliches; aber wenn jemand den europäischen Braminen mit dem braungefärbten Gesicht für das, was er war, erkannt und den verlarvten Jesuiten entdekt hätte, so hätte dieser vermuthlich sehr widerrechtlich gehandelt.

*) Wozu diese ängstliche Vorsicht, doch ja nicht entdekt zu werden? War dies nicht vielleicht die Wirkung eines dunkeln Gefühls von der Unschiklichkeit eines solchen Buchs für einen Protestantischen Geistlichen?

**) Verräther? Herr Dr. wird sich doch nicht mit dem Erlöser in Parallel stellen, und seinen Recensenten für einen zweiten Judas ausgeben wollen?

Judas

Buch aus einem ganz falschen Gesichtspunkte ansah, und mir besonders das sehr hoch anrechnete, daß ich dasselbe als ein Mitglied der Gesellschaft zur Beförderung der reinen Lehre *) geschrieben habe, da es doch wirklich nicht andem war. Schon lange zuvor, ehe diese Gesellschaft existirte, hatte ich die Materialien zu meinem Buche aus der Kirchenväter und verschiedener alter und neuerer katholischer und protestantischer Lehrer gedrukten Schriften gesammelt, darüber nachgedacht, und den Entschluß gefaßt, die Messe, nach ihrem Buchstaben, und nach dem evangelischen Sinn

Judas ward ein Verräther seines göttlichen Lehrers und Wohlthäters, indem er ihn in die Hände seiner Feinde verkaufte. Aber was hatte der Rec., dem ja Herr Dr. sein Geheimniß nicht anvertrauet hatte, für Verbindlichkeit, eine Sache zu verschweigen, deren Bekanntmachung höchst nützlich war? Oder sollte der Rec., nachdem er den wahren protestantischen Verfasser des unprotestantischen Buchs mit Gewißheit kannte, sich dennoch anstellen, als sei es das Buch eines Katholiken? Wahrlich dann wäre der Rec. ein Verräther an der guten Sache des Protestantismus geworden. Herrn Dreikorns eigentlicher Verräther war wohl niemand anders als er selbst.

*) Aber befremdend war es doch allerdings, daß gerade ein Mitglied der Gesellschaft der reinen Lehre sich die Mühe gab, in einem eignen Buche der katholischen Messe einen sogenannten reinen evangelischen Sinn unterzuschieben.

der älteſten Kirchenlehrer*), alſo nicht nach dem Sinn der heutigen römiſchen Kirche (die an mir gewiß keinen Vertheidiger findet) zu erläutern und heraus zu geben. Dieſen Entſchluß ſetzte ich erſt zu Anfang des Jahres 1785 ins Werk, da ich zwar ſchon ein Mitglied jener Geſellſchaft war, aber noch Nichts von der jetzt ſo viel Aufſehn erregenden geheimen Proſelytenmacherei wußte. Ich that es aus eigenem Antrieb, und ganz allein, ohne weder einem Katholiken, noch der Geſellſchaft ein Wort davon zu ſagen. So unſchuldig alſo auch die Geſellſchaft an der Herausgabe dieſes Buchs war (weil ſie gar nichts davon wußte); ſo trat ich dennoch ſogleich freiwillig, ohne daß ſie es nur vermuthete, aus derſelben heraus, um ihr keinen falſchen Verdacht und unverdienten Verdruß zuzuziehen, und ſie nicht unnöthiger Weiſe in einen Streit zu verwikkeln, der ſie ganz und gar nichts anging. Damals kannte ich meinen Recenſenten in

*) Aber die Autorität der Kirchenväter hat ja für den Proteſtanten keinen Werth. Er unterſucht die Wahrheit nach den Grundſätzen der Vernunft und den Regeln einer vernünftigen Schriftauslegung. Nur der katholiſche Chriſt legt auf die Ausſprüche der Kirchenväter ein beſondres Gewicht. — Uebrigens iſt bei der katholiſchen Meſſe der Buchſtabe wohl das unanſtößigſte; aber der Sinn, den Herr Dr. hineinträgt, iſt wahrlich eben ſo wenig rein katholiſch als rein evangeliſch; aber das erſte immer noch eher als das letztere.

in der Nürnb. gelehrten Zeitung noch nicht, verlangte ihn auch nicht zu kennen, sondern schrieb nur die 2 Bogen starken, nöthigen Anmerkungen zu jener Recension. — Nun folgte von Seiten meines Gegners eine sogenannte Beilage zur Nürnb. gelehrten Zeitung, 3 Bogen stark, die dem Aufsatze in der Berl. Monatsschrift, was die Hauptsache anbetrift, so ähnlich sieht, als ein Ei dem andern. Nun erfuhr ich erst, daß der hiesige Herr Diak. Seidel an der Sebaldskirche, also mein Kolleg und Amtsbruder, sowol der Recensent meines Buches, als der Verfasser der Beilage sei. Hierauf ließ ich Beantwortung jener Beilage, auf 4 Bogen, drukken, die nun zugleich als eine Beantwortung des Aufsatzes in der Monatsschrift gelten kann; daher ich mich auch dermalen in keine förmliche Widerlegung desselben einlasse.

Dies ist der erste litterarische Streit, in welchen ich in meinem Leben gerathen bin, und ich wünsche herzlich, daß er auch der letzte sein möge. — Aus dieser Ursache bekenne ich hiemit ein für allemal: daß ich von keiner geheimen oder öffentlichen religiösen Gesellschaft, wie sie nur immer genannt werden mag (ich rede nicht von der allgemeinen evangelisch-christlichen Gesellschaft, sondern von besondern größern oder kleinern Verbindungen), ein Mitglied sei, oder mit einer derselben in der entferntesten Gemeinschaft und Theilnehmung stehe; daß ich also schlechterdings

terdings nichts mit Jesuiten, Rosenkreuzern, oder wie sie sonst heißen mögen, zu schaffen habe; daß ich mich niemals mit Religionsvereinigungsprojekten *) abgegeben habe, noch gegenwärtig einigen Antheil daran nehme; daß mich also die heut zu Tage so viel Lärm erregende geheime Proselytenmacherei ganz und gar nichts angeht; daß ich in meinem Buche von der Messe zwar meine Meinung frei gesagt habe (welches ja andere Schriftsteller, in weit wichtigern Sachen, auch thun, ohne daß so viel Aufheben davon gemacht wird), aber

*) Da Herr Dr. es so feierlich versichert, so kann man es freilich glauben, daß er bei seinem Buch keine Unionsabsicht gehabt. Aber es war doch wahrlich kein unnatürlicher Gedanke, daß der Mann, der in der katholischen Messe einen so reinen evangelischen Sinn zu finden weiß, und alles, was dem Protestanten bisher in dem katholischen Gottesdienst anstößig war, wegräsonnirt, die Absicht habe, den Protestanten den würklichen Unterschied zwischen ihrer und der katholischen Kirche geringer, als man ihn sich bisher gedacht, darzustellen, und dadurch den Weg zu der Vereinigung zu bahnen; zumal da er am Ende seines Buchs S. 233 geradehin sagt: „er habe sowohl den Katholiken als Nichtkatholiken eine Probe geben wollen, wie sich die römischkatholische Messe nach dem reinen evangelischen Sinn der ersten christlichen Kirche erklären lasse, so daß sie von beiden Parteien als ein vernünftiger, erbaulicher und dem Herrn nicht mißfälliger Gottesdienst angesehe werden kann.“ Das schmekt doch in der That sehr nach einem Religionsvereinigungsprojekt.

aber dennoch jeden Andersdenkenden ruhig bei seiner Vorstellung lasse (wie ich am Schlusse meines Buches ausdrüklich zu erkennen gegeben habe), und daher mit Recht wünschen kann, daß man auch mich bei der meinigen in Ruhe lasse, und meinen guten Namen nicht, durch grundlose Aufbürdungen, vor dem Publikum kränke.

Aus eben dem Grunde sehe ich mich genöthigt, zur Rettung meines guten Namens, auch die in dem Aufsatze der B. Monatsschrift vorgebrachten Unwahrheiten auszuheben, und auf das feierlichste dagegen zu protestiren.

1. „Es ist nicht wahr, daß ich mich jemals als Oberhaupt an die Spitze der deutschen Gesellschaft zur Beförderung der reinen Lehren in Nürnberg gestellt habe; denn ich war allezeit nur ein bloßes Mitglied." —

[Auf den Ausdruck: an die Spitze gestellt, kömmt es hier wol nicht an. Meinethalben mag Hr. Dr. im Mittelpunkt, oder wo er immmer will, gestanden haben! Wenn die Regierungsform der Gesellschaft bekannter wäre, so könnte man sich bestimmter erklären. Wer für eine Gesellschaft Ordenszeichen erfindet (so nenne ich die jesuitisch-mystische Vignette auf dem Titelblatte der Gesellschaftsnachricht), wer in ihrem Namen schreibt und streitet, von dem kann man doch wohl mit einigem Grunde sagen, daß er an der Spitze stehe?]

2. „Es ist nicht wahr, daß ich die im J. 1784 in Nürnberg herausgekommene Gesellschaftsnachricht (die ein Werk des gesammten dortigen engern Ausschusses war) habe drukken lassen (S. 324)."

[Zu dem engern Ausschuß gehörte doch wol unstreitig auch Herr Dreikorn? Man muß es wenigstens aus dieser Erklärung schließen, da es ihm nicht gefallen, sich bestimmt zu erklären. So wäre denn also Herr Dr. noch immer Mitverfasser jener Nachricht. Aber nach den glaubwürdigsten Nachrichten aus Nürnberg war er mehr als das; war der eigentliche Concipient und Hauptverfasser, ob gleich die andern Mitglieder bei der Revision einige Zusätze und Veränderungen gemacht haben mögen. Vor einiger Zeit machte die Nürnberger Gesellschaft in der Allg. Litteraturzeitung eine Erklärung bekannt, in der sie sich von der Vignette und der ganzen Schrift beinahe völlig lossagt. Doch Herr Dr. mag immerhin Recht haben, eine Schrift, die er im Namen des gesammten engern Ausschusses schrieb, und die von diesem revidirt und anerkannt ward, für das Werk dieses engern Ausschusses auszugeben; und in so fern hat er auch ganz Recht zu sagen, daß er diese Schrift nicht drukken lassen. Denn fast scheint es, als wenn er auch hier sich wieder hinter eine Zweideutigkeit stekt. Wenn Herr Dr. jene Schrift im Namen des engern Ausschusses schrieb, so ließ

frei-

freilich nicht er, sondern der engere Ausschuß, sie drukken. Auch seine itzige Protestation läßt eigentlich nicht er, sondern ich und die Herausgeber der Berl. Monatsschr. lassen sie drukken.]

3. „Es ist nicht wahr, daß ich die Unvorsichtigkeit begangen, mich erst, nachdem mein Buch in einigen gelehrten Zeitungen gelobt worden, als den Verfasser zu entdekken. Ich habe mit niemand weiter davon gesprochen als mit denen Freunden, welchen ich die Sache gleich Anfangs im engsten Vertrauen entdekt habe. S. 325."

[Dieser Punkt gehört eigentlich nicht zur Sache oder vielmehr Herr Dreikorn schlägt sich mit seinen eignen Waffen. Warum entdekte er denn die Sache, die ihm also doch selbst hinterher bedenklich und unschiklich scheinen mußte, nur einigen Freunden, und nur im engsten Vertrauen? Ein Schriftsteller, der eine gute Sache hat, braucht sich nicht hinter das Gesträuch zu verkriechen. — Genug er wurde im Publikum nicht eher als Verfasser bekannt, als bis Recensenten das Buch als Produkt eines toleranten Katholiken gepriesen hatten. Unter andern hatte Herr Seiler in Erlangen (in den gemeinnützigen Betrachtungen der neuesten Schriften) von dieser Schrift geurtheilt, daß das Wesentliche der Messe noch nie so schrift- und vernunftmäßig vorgestellt worden.

4. „Es

4. „Es ist nicht wahr, daß ich gegen den Herrn D. Hufnagel zu Erlangen jemals eine Kontrovers gehabt habe. S. 323".

[Dieser Punkt gehört noch weniger zur Sache. Aber Herr Dr. versteht die Kunst, durch Seitensprünge auf Nebensachen auszuweichen. Meinethalben mag Herr Dreikorn immerhin mit dem Hrn. D. Hufnagel nie eine Kontrovers gehabt haben; wird darum seine unprotestantische Erklärung der Messe protestantischer? Und doch nannte ihn jedermann in Nürnberg als den Verfasser der anonymischen Vertheidigung der Gesellschaft der reinen Lehre gegen eine anonymische Schrift des Hrn. D. Hufnagel. Verstekt sich etwa auch hier Hr. Dr. hinter eine Zweideutigkeit, und will er etwa nur sagen: er habe bloß gegen einen ihm unbekannten anonymischen Schriftsteller, in welchem er den Hr. D. H. nicht erkannt habe, geschrieben?]

5. „Es ist nicht wahr, daß ich eine Predigt über die Größe Mariens (die mir ganz unbekannt ist) habe drukken lassen. S. 326."

[In dem Schreiben aus Franken heißt es bloß: er hat vermuthlich diese Predigt — drukken lassen. Mein Korrespondent schreibt mir: Warum hat man es, da durch die Erklärung der Messe seine Grundsätze bekannt geworden sind, nicht vermuthen sollen, da die Predigt in Nürnberg gedrukt worden, sicher einen protestantischen Geistlichen zum Verfasser hat, und sehr im Dunkeln herumschlich?

Der

Der Verf. hat ſich noch nicht genannt. Immerhin mag es alſo Hr. Dreikorn nicht ſein. Sein Buch über die Meſſe wird dadurch nicht beſſer.]

6. „Es iſt nicht wahr, daß mein Buch von der Meſſe ein Faktum iſt, woraus man ſchlieſſen könne, daß die R=kreuzer auch in Franken ihr Werk treiben. S. 326.“

[Welche elende Sophiſterei! die Nachricht von den R — kenkreuzern war der Nachricht von Herrn Dreikorns Buch, bloß als ein Anhang, ohne weitere Verbindung mit dem vorhergehenden als durch ein bloßes: Auch, beigefügt worden. Solche Strohhalme kann nur ein Mann ergreifen, dem es an beſſern Waffen fehlt.]

7. „Es iſt nicht wahr, daß ich die katholiſche Lehre vom Meßopfer mit aller nurmöglichen ſophiſtiſchen Kunſt vertheidige. Ich habe vielmehr gerade die katholiſchen Hauptlehren, als: von der wiederholten Aufopferung Chriſti, von der totalen Brodtverwandlung, von der Anbetung der Hoſtie, von der alleinigen Kommunion des Prieſters, wovon im Text der Meſſe ſelbſt nichts zu finden iſt, verworfen. S. 327.“

[Schon wieder eine Zweideutigkeit! Die ächt katholiſche Lehre vom Meßopfer hat Hr. Dr. freilich nicht vertheidigt; ſondern er dreht und künſtelt an jener Lehre ſo lange, bis ein, wie es ihm ſcheint, reiner evangeliſcher Sinn herauskommt. Da er die ächt katholiſchen Begriffe nicht vertheidigen konnte, ſo behält er wenigſtens die katholiſchen

Worte

Worte von Opfer, Verwandlung, Transsubstantiation u. s. w. bei, und schiebt ihnen neue Begriffe unter. — Nach S. 180 soll das Abendmal doch immer ein wahres Opfer sein, wenn er gleich vorher sich erklärt, daß er es als kein eigentliches Sündopfer ansehen könne. — S. 153 sagt er: „das Wort Transsubstantiatio kann in gewissem Verstande gar wol vom Abendmal gebraucht werden ohne daß der evangelische Sinn der ersten Kirche dadurch verletzt wird;“ und S. 165 findet sich ein förmlicher Vereinigungsplan: „Der Katholik behält seine Transsubstantiation oder Verwandlung, zwar nicht mehr nach dem krassen, aber doch nach dem reinen evangelischen Sinn; der evangelische Protestant findet darin seine Vereinigung des wahren Leibes und Blutes Christi mit dem Brod und Wein.“ Sieht dies, und überhaupt alle die saure Mühe, die sich Herr Dr. giebt, um das Wort Transsubstantiatio durch allerlei Sophistereien zu retten, nicht beinahe so aus, als wollte er die Protestanten vor der Hand nur bloß dazu bereden, sich jenes Wort gefallen zu lassen, um durch dasselbe alle Parteien unter Einen Hut, oder vielmehr unter Eine dreifache Krone zu bringen? Die Stelle S. 203: Christus wird im Abendmal lebendig und ganz genossen, klingt doch wahrlich auch nicht sehr protestantisch. — Was die Anbetung der Hostie betrift, so ist es freilich richtig, daß Herr Dr. die Hostie nicht als Hostie angebetet wissen will, aber

er

er billigt und empfiehlt doch den Gebrauch, beim Anblik der Hostie niederzufallen und anzubeten; nur sei der Gegenstand der Anbetung nicht die Hostie, sondern Christus selbst. Herr Dr. scheint zu der Beurtheilung des gemeinen Volks unter den katholischen sowol als protestantischen Christen ein großes Zutraun zu haben, da er ihnen zumuthet, bei dem, Niederfallen vor der Hostie, mit ihm zwischen dem Zeichen und Bezeichneten, zwischen der Veranlassung und dem Gegenstande der Anbetung zu distinguiren. — Die alleinige Kommunion des Priesters misbilligt Hr. Dr. allerdings; aber es hat auch niemand gesagt, daß er sie gebilligt.

8. „Es ist nicht wahr, daß ich die abgöttische Anrufung der Heiligen billige. In meinen Meßerläuterungen steht das Gegentheil".

[Schon wieder verkriecht sich Hert Dreikorn hinter ein Wort. Es ist freilich richtig, daß er vor eigentlicher Abgötterei in Ansehung der Heiligen warnt; aber das thut ja jeder katholische Geistliche auch. Die Frage ist: ob die Anrufung der Heiligen, man erkläre sie wie man wolle, nicht immer den wahren würdigen Vorstellungen von dem höchsten Wesen zuwider sei, bei dem es keiner Fürsprache, und keiner Mittelspersonen bedarf? Doch hier sind Herrn Dreikorns eigene Worte. S. 106 ff. „Die Heiligen im Himmel bitten gewis für uns, „und ihr Gebet ist für uns nicht ohne Segen. „Es folgt daraus nicht, daß wir die Heiligen noth„wendig anrufen müssen. Will sie aber jemand „anrufen, — um Gott in seinen Dienern zu ehren" [durch dis Argument kann man beinahe alle mög-

liche

liche Abgötterei entschuldigen; denn alle Geschöpfe, alle Menschen sind in gewissem Sinn Diener Gottes; oder meint Herr Dreikorn, daß der heilige Lojola, der heilige Xaverius u. s. w. in ganz besonderem Sinn Diener Gottes, wenigstens mit mehrerem Recht Diener Gottes waren, als die nicht heiligen, nicht angerufnen Luther, Zwingli, u. s. w.?] „der mag es thun. Ja wir dürfen glauben, daß „Gott bei Bestimmung der Schikfale der Menschen „auf solches Anrufen und Fürbitten Rükficht genommen. Aus diesem Gesichtspunkt haben wir „die Bitte an die Heiligen anzusehen; dann ist sie „dem reinen evangelischen Sinn der ersten „Kirche *) keineswegs entgegen. Wer also „glauben kann, daß z. E. die heilige Mutter des „Sohns Gottes, oder der heilige Paulus, oder „ein andrer Heiliger" [etwa auch ein Franciscus von Assisi, ein Lojola u. s. w.] „unter so „vielen Millionen Bitten auch die Seinige deutlich vernehme, erhöre und erfülle, der rufe sie „an. Wer es nicht glauben kann, der unterlasse es. „Der Eine sündigt so wenig als der andre, wenn „nur die Anrufung nicht in übertriebne, und an „die Abgötterei gränzende Verehrung, die Unterlassung aber in keine Verachtung ausartet."

(Also

*) Das beständige Berufen auf die erste Kirche, die Herr Dr. wenigstens bis auf die Zeiten des Papst Gregor des Großen ausdehnt, ist wahrlich nicht Protestantisch. Auch das Papstthum der ersten Jahrhunderte kann der Protestant nicht annehmen, und ihm ist's um vernunft und schriftmäßige Wahrheit zu thun, nicht um das was die Kirchenväter und die sogenannte erste Kirche (die doch wohl im 7ten Jahrhundert nicht mehr sehr rein war?) geglaubt.

(Also hütet euch ja ihr Protestanten, den heiligen Ignatius Lojola, den heiligen Papst Hildebrand, den heiligen Bettler Labre, und so viele andre heilige Unheilige, die ihr bisher entweder wegen ihres lasterhaften Lebens oder wegen ihres Blödsinns verachtet:r, die ihnen zukommende Verehrung zu entziehen. Mögen sie doch ehmals gewesen sein wie sie wollen; gnug sie sind einmal Heilige, sie bitten für euch, sie hören und erfüllen eure Bitten.) Bei solchen Begriffen von den Heiligen ist 's kein Wunder, daß Herr Dreikorn sogar die Verehrung ihrer Reliquien lobt. S. 111. „Aergert euch nicht, „Protestantische Brüder, daß der Priester den „Altar, auf welchem einige Reliquien der Heiligen „aufbewahrt werden, küsset". [sollten es auch die zu Marseille aufbewahrten Haare der heiligen Maria Magdalena, oder die fruchtbarmachende Mütze des Heiligen Jesuitenapostels Franciscus Xaverius in Portugal, oder gar der Zahn der heiligen Apollonia zu München sein, den Herr Nicolai (Reisebeschreibung VI. S. 545) nicht einmal gern sehen mogte, und selbst Herr Dreikorn nicht küssen würde.] „Alle Römische Altäre haben Re„liquien von Heiligen. Dieser Gebrauch hat „nichts Anstößiges. Wenigstens ist er nicht wi„der den evangelischen Sinn der ersten Kirche". Noch weniger ist es ein Wunder, daß Herr Dreikorn sogar die aller gesunden Moral so laut widersprechende Lehre von der Zurechnung der Verdienste der Heiligen so zu drehen und zu wenden weiß, bis er endlich S. 117 in seine gewöhnliche Exklamation ausbrechen kann: Wie rein evangelisch! Zwar sagt er: Jesus allein hat uns die Gnade Gottes erworben. Aber er setzt sogleich hinzu: sie kann uns auch um der Heiligkeit anderer willen mitgetheilt werden. Herr Dreikorn

sollte sich schämen, so etwas für rein evangelisch auszugeben.

9. „Es ist nicht wahr, daß die Messe für die Todten an mir einen Vertheidiger finde. Von dieser Messe kommt in meinem Buche gar nicht vor".

[Gar nichts? Wenn er gleich in dem Memento pro defunctis die Lehre vom Fegefeuer nicht findet, so erkläret er diese Fürbitte für die Todten doch dahin, daß Gott die schlafenden Leiber der Gläubigen in den Ort der Erquikkung versetzen wolle, und nennt es S. 190 ausdrüklich einen heilsamen Gedanken, für die Todten zu beten.]

„10. Es ist nicht wahr, daß ich die Tradition in Nebensachen als Quelle des christlichen Glaubens annehme. Ich redete in der angeführten Stelle bloß von dem Gebrauch für die Verstorbenen zu beten, als von einer Sache, die kein Glaubensartikel sei".

[Man sieht, schon wieder versteckt sich Herr Dreikorn hinter ein Wort. Freilich die Fürbitte selbst ist kein Glaubensartikel, sondern ein Gebrauch; aber der Gedanke, daß die Fürbitte des Meßpriesters den Todten heilsam sei, wie Herr Dreikorn glaubt und ich nicht glaube, ist doch wol etwas mehr als Gebrauch. Ob ich ihm nun Unrecht that, wenn ich sagte, er nehme auch die Tradition in Nebensachen als Glaubensquelle an, mögen seine eignen Worte entscheiden. S. 190: „Der Gebrauch für die Todten zu beten war gewiß auch den Aposteln nicht unbekannt, ob sie gleich in ihren Schriften nicht deutlich davon reden, weil sie nicht zu den Grundartikeln des christlichen Glaubens gehört. Doch konnten sie ihre Schüler davon als von einer Nebensache gar wol mündlich unterrichtet haben".

11. „Es ist nicht wahr, daß ich jemals Provinzialdirektor oder auch nur Vorsteher der Gesellschaft zur Beförderung der reinen Lehre gewesen bin. S. 329 und 332".

[Auf den Titel kömmt 's wol nicht an. Man sehe meine Anmerkung zu Nr. 1.]

12. „Es ist nicht wahr, daß ich die sämtlichen eigenthümlicher Lehrsätze des Papstthums für eben so unschädlich, nützlich und rein evangelisch als die Messe selbst erkläre. Vielmehr verwerfe ich gerade die eigenthümlichsten Hauptlehrsätze der römischen Kirche, z. E. von der gänzlichen Verwandlung des Brodts und Weins, von der Aufopferung Christi in der Messe, von der Anbetung der konsekrirten Oblate, von der Entziehung des Kelchs u. s. w.

[Eigentlich redete ich bloß von den eigenthümlichen in der Messe koncentrirten Lehren. In wie fern diese von Herrn Dreikorn für unanstößig, heilsam und rein evangelisch ausgegeben werden, ergiebt sich aus den vorhergehenden Anmerkungen. Freilich verwirft er viele eigenthümliche Lehren des Papstthums in ihrem rohen Sinn, aber fast bei allen künstelt er am Ende einen Sinn heraus, von dem er ausrufen kann: Wie rein evangelisch! Wahrlich der ächte Katholicismus ist weit weniger gefährlich als dieser gereinigte! Eine recht eigenthümliche Lehre des Papstthums ist doch auch die Autorität der Kirche. Aber auch auf diese beruft sich Herr Dreikorn einigemal, und S. 123 ermahnt er, dem Gebot der Kirche zu folgen. Uebrigens sagt er selbst am Schluß seines Buchs: „Freilich weichen meine Erklärungen in etwas von den gewöhnlichen Lehrbegriffen ab. Aber sie müssen auch, jedoch nur in außerwesentlichen Stükken".

13. „Es ist nicht wahr, daß meine Uebersetzung der Worte: pro ecclesia tua sancta catholica, für deine heilige allgemeine Kirche, eine arglistige Uebersetzung ist. Der Ausdruk ecclesia catholica ist weit älter als das heutige Papstthum, und hat nie etwas anders, als die allgemeine christliche Kirche, bedeutet, ohne Rükſicht auf einzle Gemeinen. Alle Christen, sie mögen sein, wo sie wollen, machen zusammen die ecclesiam catholicam aus.“ [Aber hier ist ja nicht die Rede, was ecclesia Catholica heißen könne, oder was es sonst geheißen habe, sondern was es in dem Kanon der Messe würklich heiße. Die Worte sind ja deutlich genug: haec sacrificia offerimus pro ecclesia sancta Catholica una cum Papa nostro et omnibus orthodoxis atque catholicae fidei cultoribus. Ich frage noch einmal: Schämt sich denn dieser Protestantische Prediger nicht, dies Gebet für die Katholische Kirche, für den Papst und für die rechtgläubigen Katholiken, eine Fürbitte für die ganze Christenheit zu nennen (S. 136.), und dem zu folge in seiner Uebersetzung die katholische Kirche in eine allgemeine zu verwandeln? Wahrlich, wenn es nicht Argliſt ist, so ist es doch gewiß eine große Gedankenlosigkeit. Oder sind würklich alle, die nicht rechtgläubige Katholiken sind, und nicht mit für den Papst beten, keine Mitglieder der allgemeinen Kirche, mit einem Wort keine Christen? Wenn Pater Sailer in seinem Gebetbuch für Katholiken, wo er ebenfalls eine Uebersetzung der Messe liefert, die nähmlichen Worte pro ecclesia catholica durch: allgemeine Kirche, übersetzt, so darf man sich freilich nicht wundern. Aber daß ein Protestantischer Prediger ihm darin nachahmt, ist doch wahrlich sehr befremdend; und noch befremdender

dender ist es, wenn Herr Dr. S. 136 die Fürbitte für den Papst mit der Ermahnung Pauli: für die Könige und alle Obrigkeit zu beten, rechtfertigt, da doch in der Messe für keinen König und für keine Obrigkeit, sondern bloß für unsern (?) Papst gebetet wird. Herr Dr. wird doch nicht den Papst für den König der Könige oder auch nur für unsre Obrigkeit gehalten wissen wollen?]

14. „Es ist nicht wahr, daß ich als Vorsteher der Gesellschaft der reinen Lehre und Herr Sailer (mit dem ich nicht die geringste Bekanntschaft habe) als ein Jesuit gemeinschaftlich daran arbeiten, den Katholicismus als rein evangelisch darzustellen.

[Um gemeinschaftlich zu einem Ziele zu arbeiten, bedarf es keiner Bekanntschaft und keiner Abrede. Genug Hr. Dr. und Hr. Sailer kommen darin überein, den katholischen Lehrbegriff, nicht wie er ist, nicht in der rohen Gestalt, in der er in andern katholischen Schriften erscheint, sondern verschleiert und verschönert darzustellen; beide wollen uns überreden, daß die katholische Kirche die allgemeine Kirche sei; kurz beide begegnen sich in dem Resultat, daß der Katholicismus recht verstanden, recht erklärt, rein evangelisch sei.]

„Alles übrige übergehe ich dermalen. Aber diese 14 Beschuldigungen erkläre ich hiemit für eben so viele unverantwortliche Erdichtungen *). Um sowol Sie als das Publikum davon zu überzeugen, fordre ich hiemit sowol den Einsender jenes Aufsatzes in der Monatsschrift als jeden andern, der sich's getraut, auf das nachdrüklichste auf, diese

*) Herr Dr. sollte doch lieber sein ganzes Buch für eine Erdichtung erklären.

Beschuldigungen so unumstößlich, daß keine gegründete Einwendung dagegen gemacht werden kann, zu beweisen *). Beweiset der Einsender oder sonst jemand diese Beschuldigungen mit der geforderten Pünktlich- und Unumstößlichkeit, so ist meine Ehre verloren. Erfolgen aber diese Beweise nicht, so — so — nun so mag das unparteiische Publikum entscheiden, wie diejenigen, die dergleichen Unwahrheiten ausstreuen, mit Recht genannt zu werden verdienen. Ich darf nicht zweifeln, daß Sie diese meine Erklärung und Aufforderung eben sowohl in Ihre Monatsschrift werden einrükken lassen, als den Aufsatz, der solche verursacht. Sie verlieren nichts dabei, daß Sie nun ein Faktum zur Geschichte der geheimen Proselytenmacherei weniger haben, indem Sie zur Ehre unsers sogenannten aufgeklärten Jahrhunderts gewiß selber wünschen, daß Sie dergleichen Fakta noch weniger haben möchten.

Johann Dreikorn
Diakonus an der Jacobskirche in Nürnberg.“

6. Nöthige

*) Ich habe der Aufforderung ein Genüge zu thun gesucht. Das Publikum mag nun urtheilen. An Einwendungen wird es Herrn Dr. freilich niemals fehlen. Er braucht ja nur mit eben der fast unverschämten Dreistigkeit, wie hier, vierzehnmal hinter einander zu schreien: Es ist nicht wahr. Aber Troz diesem Schreien ist es dennoch wahr, daß sein Buch nicht nur falsch und ungereimt, sondern auch der Protestantischen Kirche gefährlich ist. Es ist und bleibt wahr, daß ein Protestantischer Prediger, der uns bereden will die katholische Messe anzunehmen, es mit der Protestantischen nicht gut meint. Hat indessen Hr. Dr. wie ich gern glauben will, aus guter Absicht geirrt, so mußte er, statt seinen Irrthum zu Bemänteln, ihn vielmehr öffentlich zurüknehmen. Dies würde ihm mehr Ehre machen als dreistes Abläugnen.

6.

Nöthige Gegenerklärung gegen des Hrn. Oberhofpredigers Stark öffentliche Erklärung.

In mehrern Zeitungen, und selbst in einigen Büchern *) ist erzählt worden: daß der Hr. D. und Oberhofprediger Stark zu Darmstadt, wegen der Ihn betreffenden Aufsätze in der Berlinischen Monatsschrift, uns Herausgeber derselben hieselbst gerichtlich belanget habe. Diese Erzählungen konnten uns gleichgültig sein. Allein, itzt hat es Hrn. Stark selbst gefallen, im 24sten Stük der Gothaischen gelehrten Zeitungen, vom 25 Novbr. 1786, folgendes bekannt zu machen:

„In dem 83sten Stück der Gothaischen gelehr„ten Zeitungen ist die Nachricht abgedrukt: als „wenn wegen der von einigen Journalisten gegen „mich vorgebrachten Beschuldigungen, von dem „hiesigen Hochfürstl. Ministerium mir eine Verant„wortung binnen einem Termin von 6 Wochen ab„gefordert worden wäre. Diese aus einer giftigen „Quelle entsprungene Nachricht ist boshaft erdich„tet. Sie ist die Folge jener abscheulichen Ka„bale, welche die schwärzesten Lästerungen und „Verläumdungen gegen mich ausgeklügelt hat, „solche nun öffentlich verbreitet, nachdem sie schon „längst durch alle nur aufzufindende Holz- und „Schleichwege heimlich ausgebracht worden, und „wodurch man mich selbst und meinen guten Na-

*) Z. B. in der „Aufklärung über wichtige Gegenstände in der Freimaurerei. Aus der Loge Puritas 1787“ (15½ Bogen in 8.), S. 84.

„men zu vertilgen sucht. So lange ich indessen „nicht öffentlich genannt ward, wäre es der Klug„heit nicht gemäß gewesen, mich öffentlich zu ver„theidigen; und nun, da man mich öffentlich ge„nannt hat, kann ich dem von mir aus sehr guten „Gründen bei dem Königl. Kammergericht in „Berlin erwählten Wege des Rechts durch eine „öffentliche Vertheidigung noch zur Zeit nicht vor„greifen. Aber Liebhaber der Wahrheit und Freunde „der gekränkten Unschuld werden, wenn ich, und „das vielleicht bald, im Stande bin, dem Publi„kum alles vorzulegen, über die Bosheit erstaunen, „mit welcher man die lügenhaftesten schwärzesten „Kalumnien von mir ausgebreitet hat. Ohne mich „itzt noch auf die Art und Weise einzulassen, wie „jene falsche Nachricht in die Gothaische gelehrte „Zeitung gekommen ist, glaube ich vorerst nach „Gefühl von Wahrheit, Gerechtigkeit und Unpar„teilichkeit berechtigt zu sein, von den Hrn. Heraus„gebern fordern zu können, daß sie dieser meiner „ganzen Aeußerung in dem nächsten Stük ihrer „Zeitung einen Platz gönnen mögen, damit das „Publikum nicht verleitet bleibe, unrichtig und vor„schnell zu urtheilen. Darmstadt, den 13 Nov. 1786.

„Dr. Stark, Hochfürstl. Hessen„Darmstädtischer Oberhofpredi„ger und Konsistorialrath."

Indem Hr. Stark also für nöthig hält, sich gegen jene, wie er sagt, falsche Nachricht von einer Verfügung des Hochfürstl. Hessen-Darmstädtischen Ministeriums zu erklären; findet er zugleich für gut, selbst das Publikum zu benachrichtigen, daß er den Weg des Rechts bei dem K. Kammergericht in Berlin gegen einige Journalisten ergriffen hat. Jeder Leser wird wol von selbst verstehn, daß dies auf uns geht, obgleich Hr.

Stark

Stark — wir wissen nicht recht warum — uns namentlich hierbei nicht nennt. Und dieses ist auch freilich der Fall: Er hat, wie wir hören hieselbst eine gerichtliche Klage, wegen der in der Monatsschr. beigebrachten Nachrichten von seinen verdächtigen Verbindungen mit den Katholiken, gegen uns anhängig gemacht; welche Klage uns aber bis itzt noch nicht ist mitgetheilt worden. Daß er dies dem Publikum erzählt, dagegen können wir nichts haben; aber, gütiger Himmel! in welchem Tone ist seine Erzählung abgefaßt! Von jener ersten Nachricht in den Gothaischen gelehrten Zeitungen wissen wir gar nichts; sie wird ohne Zweifel falsch sein, weil Herr Stark sie öffentlich dafür erklärt. Er weiß auch, daß sie aus einer giftigen Quelle kömmt, und bloß aus Bosheit erdichtet ist. Indeß, dies geht uns nichts an. Nur giebt er dieser Nachricht einen Zusammenhang mit den Aeußerungen, gegen welche er den Weg des Rechts ergriffen hat. Wir können hierüber nur erklären, daß wir schlechterdings mit jener Nachricht nicht das geringste zu thun haben, und daß sie weder die Wirkung noch die Folge von irgend einem von uns gethanen Schritte ist.

Die Aeußerungen der Monatsschrift selbst aber liegen, für jeden der sie ansehn und prüfen will, offen da. Herr Stark sagt zwar: er wolle hierüber dem von ihm erwählten Wege des Rechts nicht vorgreifen; aber wenn je Erklärung und Handlung sich einander widersprachen (protestatio ipsi facto contraria), so ist es hier. Er erlaubt sich Ausdrükke, die jeden Uneingenommenen befremden müssen. Wir wollen nicht darauf dringen, daß überhaupt ein Schriftsteller gegen andre, die noch als Gelehrte und rechtschaffene Männer nicht allen Namen verloren haben, so nicht reden muß. Wir wollen nicht

erinnern: daß eine so heftige leidenschaftliche Sprache nicht der Ton der in ihrer Würde sich fühlenden Unschuld zu sein pflegt. Aber wir fragen, ob wir nicht berechtigt wären, über diese beleidigenden Ausdrükke eine Klage als Reconvention anzustellen? Wenigstens müssen wir bemerken, daß Hr. Stark durch diese Ausdrükke sich selbst widerrechtlich Recht genommen, und dem von ihm erwählten hohen Richterstuhle auf sehr unehrerbietige Weise mehr als vorgegriffen hat. Denn das härteste und traurigste, was aus seiner Klage für uns entstehen könnte, wäre doch: wenn die ihn betreffenden Behauptungen der Monatsschrift für die Frucht der Bosheit, für das Werk einer abscheulichen Kabale, und für schwarze und lügenhafte Lästerungen, Kalumnien und Verläumdungen erkläret würden. Wir müßten es dann ertragen, wenn Herr Stark diese richterliche Erklärung öffentlich durch die Zeitungen bekannt machte. Aber, wie itzt, da er eigenmächtig einen solchen öffentlichen Ausspruch gegen uns thut? Warum klagte er denn, wenn er dies für erlaubt hielt? Was wollte er denn noch durch den Spruch des Richters gewinnen? — —

Daß er selbst öffentlich erzählt, er habe gegen schriftstellerische Vorwürfe eine juristische Maaßregel genommen, berechtigt jeden, gleichfalls öffentlich über diese seine Maaßregel zu urtheilen. Es läßt sich fragen: ob dies überhaupt ein schiklicher und zwekmäßiger Weg ist. Es wäre zu wünschen, daß die Materie von den sogenannten Injurien der Schriftsteller einst von einem philosophischen Rechtsgelehrten in helles Licht gesetzt würde. Uns sei erlaubt, bei dieser schiklichen Gelegenheit nur folgendes Wenige darüber anzumerken. — Ueberhaupt können nicht alle vorsetzliche Handlungen,

welche

welche der Ehre eines Andern nachtheilig sind, Injurien genannt werden. Ein jeder hat die Freiheit, von dem Andern nach seiner Ueberzeugung zu urtheilen. Oft ist es Pflicht, sein Urtheil für sich zu behalten, oft nicht. Da die Ehre in dem Urtheile Andrer besteht, so kann sie ja nicht als ein Eigenthum dessen, von welchem geurtheilt wird, betrachtet werden. Nur die bürgerliche Ehre, welche oft von der wahren Ehre sehr verschieden ist, kann als ein Eigenthum angesehen werden, wenn sie in einem dem Bürger vom Staate beigelegten Rechte besteht. Wenn nicht von der Beeinträchtigung eines solchen Rechts die Rede ist; so kann nur alsdann eine Injurie vorhanden sein, wenn man in der Absicht *) einen Andern zu kränken, oder ihm Schaden zuzufügen, schlecht von ihm urtheilet. Die Absicht zu kränken, wird aus leidenschaftlichen oder spöttischen Ausdrükken vermuthet. Die Absicht zu schaden, kann nicht angenommen werden, sobald eine andre löbliche Absicht klar ist; wenn auch das Urtheil, seiner Wirkung nach, dem Andern allerdings schädlich wäre. Wer einen guten Freund vor seinem entlaufenen Bedienten warnt, schadet dem letztern in der That; **) aber, es geschieht

*) Diese Absicht, oder der animus injuriandi wird schlechterdings nach allen Gesetzen erfordert, um eine Injurie zu bestimmen. Man s. z B. L. 5 Cod. de injur. L. 15 §. 13. l. 33. II. de injur. & famos. lib. und an mehrern Stellen.

**) L. 18. pr. de injur. „Eum, qui *nocentem* infamari, „non esse bonum æquum, ob eam rem condemnari; „peccata enim nocentium nota esse & oportere & „expedire.“ — Wäre dies eine Injurie, so würde der Beweis der Wahrheit der Beschuldigung den Beklagten nicht retten, welches hier aber geschieht.

L. 5.

schieht nicht in der Absicht, diesem zu schaden, sondern um das Vermögen jenes Freundes zu sichern. — Die scharfe Beurtheilung eines Schriftstellers ist diesem immer nachtheilig, aber sie ist deswegen noch keine Injurie. Denn da die Schriftsteller die Absicht haben, das Publikum zu belehren; so kann nicht leicht ein animus injuriandi bei ihnen vermuthet werden. Dieser besteht, um es zu wiederholen, nicht bloß in dem Vorsatz: Handlungen auszuüben, welche die Wirkung haben, daß der Andere an seiner Ehre leidet; sondern es muß diese Wirkung Zwek, und dieser Zwek nicht einem andern löblichen Zwekke untergeordnet sein.

Werden diese Grundsätze auf den vorliegenden Fall angewandt; so muß man sich in der That wundern, wie Herr Stark ein gerichtliches Mittel zu seiner Ehrenrettung ergriffen hat. Denn es ist nicht wohl einzusehen, wie er diesen Zwek hierdurch erhalten will. In der Berl. Monatsschrift war angezeigt: 1) Herr D. Stark hat dies und jenes gethan, in Briefen gesagt, und in öffentlichen Schriften drukken lassen; 2) Diese Handlungen, Aeußerungen und Schriften des Herrn Stark erregen einen gegründeten Verdacht von sehr bedenklicher und wohl gar der protestantischen Religion nachtheiliger Verbindung desselben mit einer sehr geschäftigen Partei unter den Katholiken. Beide Aeußerungen scheinen kaum, ihrer Natur nach, einen Rechtsstreit veranlassen zu können, weil sie kein eigentliches punctum juris enthalten. Der erste Punkt ist eine quaestio facti. Kann Herr Stark jene Handlungen, Briefe, und Bücher ableug-

L. 5 Cod. de injur. „Si *non convicii consilio* te aliquid injuriosum dixisse probare potes, fides veri te a calumnia defendit.“

ableugnen; so ist dadurch, wenn er es thut, die ganze Sache entschieden, und jene Behauptung am kürzesten und bündigsten widerlegt. Der andre Punkt ist eine logische Frage von der richtigen Folgerung nach den Formen der Schlüsse. Kann Herr Stark hier gründlich und genau zeigen, daß seine Handlungen Briefe und Bücher einer andern, als der angeführten, Auslegung fähig sind; so wird das Publikum vor diesem Beweise die Augen nicht verschließen, sondern seine richtigere Erklärung der falschen in der Monatsschrift vorziehen *). Warum macht er daher nicht jene Ableugnung oder diese Erklärung in den Zeitungen bekannt? Warum nicht in der Monatsschr. selbst; worin so oft die Aufforderung und auch der Wunsch steht, daß er dies zu thun im Stande sei? So wird ja seine Ehre auf dieselbe Art, auf demselben Platze, und durch dieselben Herausgeber gerettet, durch welche sie vermeintlich soll gekränkt sein! Welche Genugthuung wäre schiklicher! — Daß aber die Monatsschrift unparteiisch genug sein würde, seine

Gegen-

*) Die Frage von der Auslegung und den gefolgerten Schlüssen scheint eigentlich nicht für das Forum eines Gerichtshofes zu gehören. Will man sich aber in diesem Falle auf den Ausspruch eines Kollegiums berufen, so wäre wohl nichts schiklicher, als das Gutachten einer protestantischen theologischen Fakultät darüber einzuholen: ob die aus Herrn Starks Briefen und Schriften in der Monatsschrift angeführten Stellen, auf keine verdächtige Verbindung mit Katholiken schließen lassen? Sicherlich wird auch weder Herr Stark selbst, noch das unparteiische Publikum es uns verdenken, wenn wir im Laufe dieses Prozesses zu unsrer Vertheidigung auf eine theologische Fakultät kompromittiren.

Gegenerklärungen selbst zu liefern, davon hat sie wohl unleugbare Beweise genug gegeben. Wir haben ja, um nur eins der auffallendsten Beispiele zu nennen, als Herrn Obereit etwas Aehnliches war vorgeworfen worden, nicht nur einen Theil seiner Erklärung unsern Lesern geliefert (Berl. Monatsschrift Febr. 1786, S. 189), sondern sein ganzes Büchlein, wozu er keinen Verleger finden konnte, selbst zum Druk befördert.

Allein, auf solche schriftstellerische Vertheidigung gegen schriftstellerische Angriffe hat Herr Stark bis jtzt sich nicht einlassen wollen; sondern er hat über eine bei dem Publikum aufgeworfne Frage gerichtlich geklagt. Er scheint also zu glauben, daß das Publikum schuldig sei, sein Urtheil dem Urtheil des Richters zu unterwerfen. Er scheint nicht zu bedenken, daß sehr oft der Richter selbst — und wie viel mehr das Publikum? — von dem Gegentheile dessen überzeugt ist, was er (der Richter) als bewiesen oder nicht bewiesen erkennen muß; denn der gerichtliche Beweis ist auf die gesetzmäßigen modos probandi eingeschränkt, und nimmt auf die sogenannten praesumtiones hominis keine Rükſicht. Und endlich: hält entweder der Richter die Beschuldigung für keine Injurie; und wozu soll er dann auf den Beweis dieser Beschuldigung dringen? oder er erklärt sie für eine Injurie, und so ist sie durch den Beweis der Wahrheit *) nicht gut zu machen, und der Richter spricht daher mit Vorbeigehung des angetragenen Beweises in der Sache. So hat zwar der Prozeß ein Ende; nur die eigentliche streitige Frage wird nicht ausgemacht. Und hoffentlich ist doch nicht die Bes-

*) Nach dem bekannten Sprüchelchen: Veritas convicii non tollit injuriam.

Beilegung des Prozesses oder die Bestrafung der Herausgeber der eigentliche Zwek von Herrn Starks Klage, sondern vielmehr seine wirkliche Ehrenrettung. Hierzu bedarf es nun wohl einer genauen Entwikkelung dieser verwikkelten und seltsamen Sache, wodurch das Publikum am leichtesten zur völligen Ueberzeugung gelangen würde, daß entweder die angeführten Briefe und Bücher nicht von Herrn Stark, oder daß die daraus gezogenen Schlüsse unrichtig wären. — Indeß, Herr Stark verspricht doch wenigstens, künftig einen solchen Aufschluß von dieser Sache zu geben. Wenn alsdann die wichtige Materie von den heimlichen Machinationen der Feinde der protestantischen Religion durch Hrn. Starks ausführliche Darstellung seiner eignen Verbindungen mehr Licht gewinnt; so hat die B. Monatsschrift einen ihrer besten Endzwekke erreicht, und muß sich freuen, die Veranlassung zu dieser Darstellung gegeben zu haben. Mußte Hr. Stark erst namentlich genannt werden, ehe er sich erklärte, und hielt er es der Klugheit nicht gemäß, schon verher, so getroffen er sich auch fühlte, den auf ihn hastenden Verdacht von sich abzuwälzen; gut! so ist die Nützlichkeit der öffentlichen Nennung des Hrn. Stark im Juliusstükke der B. Monatsschrift vom J. 1786 desto einleuchtender.

Für itzt aber hat Hr. Stark nun einmal beim Königl. Kammergerichte geklagt. So richtig oder unrichtig unsre vorher geäußerte Privatmeinung auch sein mag: ob eine angestellte Injurienklage das würdigste und zwekmäßigste Mittel zur Ablehnung eines solchen Verdachtes sei oder nicht, so war es doch der verrufenen Unparteilichkeit dieses Gerichtes allerdings gemäß, den Kläger mit seiner Klage zu hören. Wird demnach das gerichtliche

Ver-

Verfahren mit uns angefangen: wohl, wir unterwerfen uns willig, wie jeder gute Bürger es muß, diesem unsern gesetzmäßigen Forum; und thun es mit desto freudigerer Zuversicht, weil wir die gerechte Verfahrungsart dieses hohen Gerichtshofes und die edle und aufgeklärte Denkungsart der Mitglieder desselben kennen. Der erleuchteten Einsicht unsrer künftigen Richter überlassen wir es getrost, zu entscheiden: ob nicht die Wichtigkeit der Materie von heimlichen Verbindungen der Katholiken, wovon doch auch andre rechtschaffene und vernünftige Protestanten reden; — nicht die Nothwendigkeit, ein Beispiel über diesen wichtigen Gegenstand zu nennen, welche um desto dringender ward, da man theils die ganze Sache für eine Grille ansah, theils die endliche Nennung eines bestimmten Mannes verlangte, um nicht gegen mehrere protestantische Geistliche überhaupt mißtrauisch zu werden; — nicht der Umstand, daß Hr. Stark nicht eher bei uns in dieser Verbindung des Gegenstandes genannt ward, als bis ihn andere Bücher schon öffentlich so genannt hatten, und wir überhaupt über ihn nur gedrukte Bücher abschrieben; — nicht die von uns stets ordnungsmäßig nachgesuchte Bestätigung der Königl. öffentlichen Censur, für unsre Monatsschrift; — nicht die sanfte Schonung, mit welcher Hr. Stark in dem Aufsatz, der ihn namentlich nennt, bei uns behandelt ist *); — wir

*) Anfangs ward in der Monatsschrift, bei Erwähnung der künstlichen Machinationen heimlicher Proselytenjäger, auch eines protestantischen Gottesgelehrten nur im Allgemeinen erwähnt, der in Verbindung mit diesen Beförderern des Katholicismus stehe. Nachher ward sein Ordensnamen Archimedes genannt; obgleich sich späterhin fand, daß

wir überlassen es, wie gesagt, unsern Richtern zu entscheiden, ob uns nicht dies alles in diesem Vorfalle schützen muß. Sollten wir aber hierin geirrt haben

daß dies unrichtig sei, und der Namen Archidemides heiße. Es war also bis itzt gar keine bestimmte Person genannt; („To *Cui* non sine causſa adjectum est; nam si incertæ personæ convicium fiat, nulla executio est." L. 15. §. 9. II. de injur.); und H. Stark hielt es ja selbst der Klugheit nicht gemäß, die Sache auf sich zu ziehen. Nun aber erschien das Buch: Archidemides oder des Anti-St. Nicäse zweiter Theil (Leipzig, 1786, 8), welches Briefe, Dokumente, Patente, u. s. w. von und über Herrn Stark lieferte. Aus diesem Buche ward ein Auszug im Julius der Monatsschrift 1786 gemacht; und nun also H. St. auch bei uns namentlich genannt. Hier ist also, nach Herrn Starks eigener Angabe, der Sitz der eigentlichen Klage. Aber wie ward hier von Hrn. St. geredet? Ward etwa der nun noch wahrscheinlichere Verdacht seiner Verbindung mit Katholiken für Gewißheit ausgegeben? wurden hämische, beleidigende, und kurz injuriirende Ausdrükke gebraucht? Wir berufen uns auf jeden Leser von Verstand und Gefühl, der das Stück des Julius selbst ansehen will; und fügen hier nur einige Stellen zum Beispiele bei. S. 46. „Nicht, als wenn die Sache dadurch sogleich entschieden wäre; denn auch die zuverlässigst scheinenden Anzeigen können trügen; sondern vielmehr, damit dieser Mann hierdurch noch näher aufgefordert werde, sich bestimmt und deutlich über die Sache zu erklären. S. 48. Möglich ist es doch, daß man sich hierin irrt; möglich, daß auch ganz zuverlässig scheinende Anzeigen trügen. S. 49. Alle diese Anzeigen können vielleicht dennoch trügen; indeß sind sie doch sicherlich wichtig genug, um Herrn Stark zu veranlassen, sich so wie

den, sollten wir, bei aller dieser Vorsicht, dennoch nicht befugt gewesen sein, Stellen aus einem gedrukten Buche über Hrn. Starks bedenkliche Verbindungen mit Katholiken oder Jesuiten, in der Monatsschrift wieder abzudrukken; — gut, so wird unsre gerechte und weise Obrigkeit erkennen, welche Strafe dieser Fehltritt nach sich ziehen muß. Das kann uns betrüben, aber nicht niederschlagen. Denn wir schrieben bloß aus Liebe zur Wahrheit und zur guten Sache der protestantischen Religion. Gingen wir zu weit, so wird doch Jedermann, und sicherlich selbst das vortrefliche Gericht, welches uns verurtheilen müßte, unsre Absicht ehren. Diese unsre Absicht, und die innre Ueberzeugung des ganzen denkenden Publikums ist, in diesem wichtigen Falle, allein uns etwas wehrt. Gerne wagten wir es, selbst mit Gefahr einiges Ungemachs, das wichtige Faktum zur Sprache zu bringen: ob in Geheimen Innern Orden Jesuiten als Unbekannte Obern auf Protestanten, zum Nachtheil der Protestantischen Religion,

„öfter gewünscht worden, das heißt, recht deutlich, „umständlich und ohne Vorbehalt, über die Sache „zu erklären." Man vergl. S. 56. 57. So auch S. 67: „Dies Phänomen kann nur Herr Stark „selbst uns aufklären, und damit er es thue, und zu„gleich uns sage, was an nachstehenden Briefen ächt „und was daran falsch ist, lassen wir diesen Brief „folgen." Ist dies offene Verfahren mit Recht in Herrn Starks Bildersprache ein Holz- und Schleichweg zu nennen? Sind diese schonenden Ausdrükke, diese genaue Angabe von der Möglichkeit seiner Unschuld, von dem Mittel seiner Rechtfertigung, ja von dem Wunsche derselben, wohl Spuren von Kabalen, Komplotten, schwarzen boshaften Verläumdungen? — —

ligion, wirken. Erklären muß Herr Stark sich itzt doch bestimmt und ausführlich, wenn er sich wahrhaft gegen das Publikum rechtfertigen will; und eine so wichtige Erklärung in einer so wichtigen Sache veranlasst zu haben, war ein würdiger Zwek, gegen den, unsrer Denkungsart nach, ein kleiner Schaden nicht in Anschlag kommen kann. — Diese Gesinnungen sind, wie wir glauben, bei jeder Handlung unsrer freimüthigen Wahrheitsliebe sichtbar; und wir erwarten ruhig von jedem Edeldenkenden die Entscheidung: ob die Erklärung dieser unsrer Gesinnungen, welche wir der oben angeführten heftigen Erklärung des Herrn Stark entgegensetzen, für oder wider Ihn, für oder wider uns zeuget.

B[illegible]n, den 28. [illegible]ember 1786.

Die Herausgeber.

Berlinische Monatsschrift.

1787.

Zweites Stük. Februar.

I.

Friedrichs Lob.

An

Alxinger in Wien.

(S. Berl. Monatsschrift, Novemb. 1786. S. 373.)

Wie? Deutschlands Muse, Sänger der Kaiserstadt!
Sollt' Ihn nicht singen, Friedrich den Einzigen?
Von niederm Eigennutz entrüstet,
Thaten, der Hymne so werth, nicht singen?

Lohnsüchtger Sänger Kränze verwelken schnell;
Ach, schnell verhallet jeglicher Harfenton
Um Gold entlokt! Wer hört noch Ludwigs
Theuer besoldete Schmeichlerhaufen?

Das Grab iſt Prüfſtein menſchlicher Weisheit, iſt
Die Gränze, dieſſeit welcher kein Sterblicher,
Sei er auch noch ſo groß, vollkommen
Glüklich und keiner iſt gut zu preiſen.

Des deutſchen Neſtors Größe, geläutert durch
Ein halb Jahrhundert, ſtand in der Probe feſt;
Vollkommen gut und glüklich ſchritt Er
Ueber die Gränze des Erdenlebens.

Nur ſeltne Flekken milderten Seinen Glanz,
Der Menſchheit bürgten ſie den erhabnen Sohn;
Des Richters Wage klang, da ſank die
Schale, gefüllet mit Friedrichs Thaten.

Mit muthigem Fittig ſchwang ſich, gepflegt von Ihm,
Der Preußen Adler höher und höher auf;
Im Schutze Seines Felſenthrones
Wohnten die Künſte des Kriegs und Friedens.

Schnell war Sein Arm zu ſiegen, und wohlzuthun;
Sein Ohr, dem Ziſcheln frecher Verläumdung taub,
Erhörte gern das fernſte Flehen
Seiner bekümmerten Landesſöhne.

Dem Geiſt der Deutſchen nahm Er die Feſſeln ab;
Von Ihm gelehret, dachte der Freie frei.
Daß Fürſten ſtrenge Wahrheit hören,
Danket der Deutſche dem weiſen König.

Sein Adlerauge ſcheuchte der Schmeichler Heer,
Der Wolluſt Nattern, von dem geweihten Thron.
Er ſpähte tief in Labyrinthen
Jeder verborgnen Kabale Werkſtatt.

Den Kriegestempel ſchloß Er zum viertenmal
Und hielt mit ſtarken Händen die Pforten zu;
Von Ihm regieret, ſchwebt' Europens
Mächtige Wagſchal' im Gleichgewichte.

Umflochten von der friedlichen Palme, grünt'
Um Seine Silberlokke der Lorbeerkranz.
Des deutſchen Bundes Eichbaum kühlte
Seines erhabenen Pflanzers Wange. —

Ehrfurcht gebietend, groß, noch im Tode, lag
Des Helden Hülle, wie Er im Leben oft,
Bedekt vom Sternenzelte, furchtlos
Neben den tapfern Kohorten ruhte. —

Und Deutschlands Muse, Sänger der Kaiserstadt!
Sollt' Ihn nicht singen, Friedrich den Einzigen,
Von niederm Eigennutz entrüstet,
Thaten, der Hymne so werth, nicht singen? —

Wie Donnerstimmen, rausche des Helden Preis;
Wie Frühlingslüftchen, walle des Weisen Lob,
Daß Welt und Nachwelt es vernehme,
Von den geweiheten Silbersaiten!

Und wann einst spät im künftgen Jahrhunderte
Der Edle Neffe neben dem Oheim ruht;
Erwekke Friedrichs hoher Sänger
Würdige Sänger für Friedrich Wilhelm,

Daß sie in Ihm den Vater des Vaterlands,
Den Musageten, Friederichs Ebenbild,
Der Fürsten Vorbild, Deutschlands Liebe,
Staunender Folgezeit Wunder, preisen!

Braunschweig,
den 17ten December 1786. J. M. Bischoff.

2.

Beitrag zur Geschichte der Behandlung des weiblichen Geschlechts bei verschiedenen Völkern.

So wie man die Talente, Aufklärung und Gemüthsart einzelner Menschen nicht nur aus ihren Reden und Schriften, aus ihren öffentlichen Handlungen, Grundsätzen und Meinungen, sondern vorzüglich aus jeder längern Reihe ihrer geheimsten Handlungen, und aus ihrem Betragen gegen Freunde und Feinde, gegen Weiber und Kinder, gegen Hausgenossen und Fremde abnehmen kann; eben so kann man die Geistesstärke, oder Geistesschwäche, den Edelmuth oder die Verworfenheit ganzer Nationen nicht nur aus ihren Religionen, ihren Regierungsformen, und der Reinigkeit oder Verdorbenheit ihrer Sitten, sondern auch aus ihrem Betragen gegen Feinde und Mitbürger, gegen Eltern und Kinder, gegen Weiber und Diener oder Sklaven beurtheilen. Diese Bemerkung wird unter andern durch alles dasjenige bestätigt, was uns die ältere und neuere Geschichte über die Behandlung des weiblichen Geschlechts unter den verschiedenen Völkern der Erde erzählt. Ich werde zu einer andern Zeit ausführlicher beweisen: daß die gute oder schlechte Behandlung der Weiber unter allen Nationen von jeher (unbedeutende

Ausnahmen abgerechnet) in dem genauſten Verhältniſſe mit der Stärke oder Schwäche ihres Geiſtes und Körpers, und mit der Vortrefflichkeit oder Verworfenheit ihres Gemüthes ſtand; und daß daher Weiber gerade unter den ſchwächſten, feigſten, dummſten und nichtswürdigſten Nationen am meiſten verachtet, und am tiefſten erniedriget, und hingegen unter den ſtärkſten, tapferſten, geiſtreichſten, und edelmüthigſten Völkern am meiſten geſchont, und emporgehoben wurden.

Der innere Werth oder Unwerth von Völkern offenbaret ſich ſo gar in der Art, wie ſie die von der Natur veranſtalteten periodiſchen Kränklichkeiten oder Reinigungen der Weiber, ihre Schwangerſchaften und Entbindungen anſahen, und ihnen in dieſen verſchiedenen Zuſtänden begegneten. Denn eben die Zuſtände von Krankheit und Kränklichkeit der ſchwächern Hälfte der Menſchen, in welcher ſie gerade des Troſtes und Beiſtandes des ſtärkern Geſchlechts am meiſten bedürfen, und die auch in allen beſſern Menſchen und Völkern theilnehmendes Mitleiden und liebreiche Hülfe in vorzüglichen Graden erzeugten, brachten in den unedlern Nationen, nur deſto mehr grauſame Mißhandlungen, religiöſen Abſcheu, und grundloſen Wahn von religiöſer Unreinigkeit hervor, je beſchränkter und unaufgeklärter ihr Geiſt, je roher und ungebildeter ihr Gemüth, und je viehiſcher übrigens ihre Unfläterei ſo wohl in ihrer Art zu

woh-

wohnen, als ſich zu nähren und zu kleiden war. Je weniger man im Stande war, die Nothwendigkeit oder die natürlichen Urſachen der periodiſchen Reinigungen und aller der Symptome, die mit Schwangerſchaft und Entbindung verbunden ſind, einzuſehen; deſto mehr, ſcheint es, war man geneigt, dieſe der weiblichen Natur eigenthümlichen Erſcheinungen für Wirkungen des Zorns der Götter, und als anſtekkende Beflekkungen zu verabſcheuen, wodurch man nicht nur zu allen gottesdienſtlichen Handlungen untüchtig gemacht würde, ſondern auch den Zorn von ſtrafenden Göttern auf ſich laden könnte.

Selbſt unter den ſchwachen und geiſtloſen Mongoliſchen Völkern richtet ſich die Heftigkeit des Abſcheus gegen Weiber und weibliche Zufälle nach dem Maaße ihrer Fähigkeiten, Ausbildung und Gutartigkeit. Die Kalmükken und Mongolen mißhandeln daher die Weiber zur Zeit ihrer monatlichen Reinigung, während ihrer Schwangerſchaften und nach ihren Entbindungen nicht ſo ſehr, als die ausgeartetern Sibiriſchen Völker, oder als die Amerikaner und die häßlichen Negern in Afrika.

Die Kalmükken leiſten ihren Weibern bei ihren Geburten thätige Hülfe; wenn aber dieſe die Entbindung nicht ſchnell genug befördert, und die Gebährerin in heftige Zukkungen verfällt, ſo läuft eine Mannsperſon mit einem Prügel um die Hütte

herum, und ſchreit unter beſtändigem Schwenken des Prügels aus allen Kräften: fort Teufel! indem man ſich einbildet, daß die Geburt durch einen böſen Geiſt zurükgehalten werde. Die übrigen Anweſenden nehmen ihre Götzen und Roſenkränze zur Hand, und beten nach beſtem Vermögen, weil ſie dadurch der Gebährerin am kräftigſten zu helfen glauben. Sobald ein Kind geboren iſt, müſſen alle Mannsperſonen die Hütte verlaſſen. Die Mutter aber bleibt drei Wochen nach ihrer Niederkunft unrein. Während dieſer Zeit wird eine Frau nicht einmal von ihrem Manne angerührt. Sie darf weder Speiſe kochen, noch mit andern aus einer Schaale eſſen, bis ſie ſich mit warmem Waſſer gewaſchen, und am ganzen Leibe gereinigt hat. Auch während der monatlichen Unpäßlichkeit halten die Kalmükken ihre Weiber für unrein; bei Mädchen hingegen wird nicht Acht darauf gegeben. *)

Weit härter und verächtlicher werden die Weiber unter allen Schamaniſchen oder Sibiriſchen Heiden, beſonders unter den Bürâten, Samojeden und Oſtiaken behandelt. **) Alle dieſe verächtlichen Wilden halten die Weiber für un-

*) Man ſ. Pallas Mongoliſche Völkerſchaften, B. 1. S. 165, f.

**) S. Georgi's Ruſſiſche Völk. S. 283, 376. Isbrand, S. 15. Müller ſur les Oſtiakes, S. 406, f. Webers neu veränd. Rußland, B. 1. S. 197.

unreine von den Göttern verworfene Geschöpfe, die bei ihrer Niederkunft und während der monatlichen Reinigung Menschen und Vieh gefährlich seien. Die Weiber werden daher von dem Götterdienst ausgeschlossen, und dürfen nicht einmal in den Jurten um das gemeine Feuer gehen, weil dieses den Göttern heilig ist. Weil sie alles verunreinigen, so haben sie ihre eigenen Reitpferde und Sattel, eigene Sitzplätze in den Jurten, und gewöhnlich auch ihre eigenen Speisegeräthe; und wenn irgend etwas von diesen Dingen gebraucht wird, so muß es erst über Rennthierhaaren geräuchert werden. Auf ihren Zügen dürfen sie nicht über den Fußsteig von Mannspersonen und Rennthieren gehen, sondern sie müssen an einer Seite desselben bleiben. Beim Auf- und Abpakken der Schlitten ist ihnen nicht erlaubt, um dieselben herum zu gehen, sondern sie sind verbunden, unter den Stangen durchzukriechen. Am heftigsten aber werden sie während der monatlichen Reinigung, und in den beiden ersten Monaten nach der Entbindung verabscheut. In diesen Zeiten dürfen sie keine Speisen anrühren, den Männern nichts reichen, von frischgefälltem Wilde nichts essen, u. s. w. Diese gänzliche Absonderung hört nicht eher auf, als bis sie sich über Rennthierhaaren geräuchert haben, oder dreimal über ein Feuer gesprungen sind. — Auch unter den Lappen *) dürfen die

*) Högström, S. 136, 214.

Weiber nie durch die heilige Thüre kommen, durch welche die Männer aus- und eingehen, wenn sie opfern wollen. Eben so wenig ist es ihnen erlaubt, in heiligen Seen zu fischen, oder den heiligen Oertern sich zu nähern, wo die von diesem Volke angebeteten Steine stehen, oder um diese Steine herum zu gehen, oder über den Fußpfad eines Lappen zu schreiten, wenn er fischen oder opfern will. In der Meinung der Lappen von der Unreinigkeit der Weiber muß man, wie auch Högström vermuthet, den Hauptgrund suchen, warum sie selbst schlachten, die Speisen bereiten, und alle übrigen dahin gehörigen häuslichen Geschäfte verrichten.

Die südlich Asiatischen Völker, Mongolischen Ursprungs, behandeln ihre Weiber nicht viel besser, als ihre rohern Brüder im nördlichen Asien. Die Siamesen lassen ihre Weiber einen ganzen Monat nach der Niederkunft vor einem beständigen und nicht geringen Feuer liegen, und drehen sie bald nach dieser, bald nach einer andern Seite herum. Bei diesem langsamen Braten werden die armen Wöchnerinnen nicht nur von der Hitze, sondern noch viel mehr vom Rauche gequält, indem die Männer nur oben im Dache eine kleine Oeffnung machen, wodurch der Rauch langsam hinaus ziehen kann. Die Peguaner legen ihre Weiber auf einen Rost von Bamburohr, und zünden ein Feuer darunter an. Zum Glük dauert dies Rösten nur vier bis fünf Tage. Wenn die einen und die andern

ihre

ihre Weiber genug geräuchert und gebraten haben, so ſtellen ſie ein Opfermahl an, danken dem Feuer für die Säuberung ihrer Weiber, und bieten demſelben Stükke von allen Speiſen an. *) — Die Formoſaner, und andre Völker des ſüdlichen Aſiens ahmen den Slameſen und Peguanern in der Reinigung der Kindbetterinnen und der neugebornen Kinder mehr oder weniger nach. **)

Die Amerikaniſchen Wilden erreichen nicht nur, ſondern übertreffen alle übrigen Völker von Mongoliſcher Abkunft in der Härte gegen ihre Weiber, und beſonders gegen ihre kranken und leidenden Weiber. Die Wilden an der Hudſonsbay, ſagt Ellis, ſehen es als eine große Beleidigung an, wenn ein Weib über ihre Füße und Beine ſchreitet; auch halten ſie es weit unter ihrer Würde, mit ihren Weibern aus einem Gefäß zu trinken. (S. 191.) Die Weiber der Kanadiſchen Wilden kommen niemals in ihren gewöhnlichen Häuſern nieder. ***) Wenn ſie ſich dem Ende ihrer Schwangerſchaft nahe fühlen, ſo baut man ihnen eine kleine Hütte außer dem Dorfe, in welcher ſie vierzig Tage bleiben. Wenn dieſe Wochenzeit verfloſſen iſt, ſo löſcht man in der Wohnung, worin ſie wieder aufgenommen werden ſollen, alles Feuer aus, und zündet bei ihrer Ankunft ein neues Feuer an. Man beob-

*) Man ſ. Loubere, Bd. I, S. 204.
**) Pſalmanazar, S. 78.
***) Charlevoix, S. 288.

beobachtet ohngefähr dieselbigen Gebräuche und Vorsicht zur Zeit der Reinigung, und selbst während der Schwangerschaft und des Säugens. Gewöhnlich säugen die Wildinnen ihre Kinder drei Jahre, während welcher sich der Mann niemals seiner Frau nähert, weil sie für unrein gehalten wird. — Die Wilden in Florida berühren nicht einmal, was ihre schwangern Weiber angerührt haben. Die Völker am Oronoko *) sind in dem Wahn, daß die Weiber zur Zeit der Reinigung alles ersterben machen, worüber sie hingehen, und daß Männern die Beine aufschwellen, wenn sie in die Fußstapfen solcher Weiber treten. Um nun den Bräuten alles Gift aus dem Körper zu treiben, schließt man sie vierzig Tage vor der Verheirathung ein, und läßt sie die strengsten Fasten beobachten. Sie erhalten täglich nicht mehr, als drei kleine Datteln, drei Unzen Kassabimehl, und einen Krug Wasser. Wenn daher der Tag der Hochzeit kömmt, so sehen sie eher ausgegrabenen Leichen, als frohen Bräuten ähnlich.

Die Negern stimmen in der Behandlung ihrer kranken, oder neuentbundenen Weiber, wie in allen übrigen Sitten, die natürliche Folgen von Dummheit und Gefühllosigkeit sind, mit den übrigen Mongolischen Völkern zusammen. **) Die Negerinnen

*) Gumilla, B. I, S. 249.

**) Boemann, S. 250. Moore, S. 92, 93. Loyer, S. 168. Des Marchais, B. I, S. 280. Cavazzi, B. VI, S. 124.

gerinnen werden zur Zeit der Reinigung für so ansteckend gehalten, daß sie sich bei Lebensstrafe aus der Gesellschaft ihrer Männer entfernen und in besondern Hütten wohnen müssen. Wenn sie schwanger sind, so werden sie mit Gewalt an das Meer geschleppt, um darinn gesäubert zu werden. Gewöhnlich nähern sich die Negern ihren Weibern während der Säugezeit, die meistens drei Jahre dauret, eben so wenig, als die Amerikaner. — Auch die Hottentotten müssen sich durch ein Opfer reinigen, wenn sie ihre Weiber zu gewissen Zeiten nur berührt haben *). Bei der Niederkunft dürfen die Männer nicht gegenwärtig sein; und Kinder so wohl als Weiber werden nach den Wochen entweder bepisst, oder mit Kuhdreck überschmiert, damit sie von ihren Unreinigkeiten frei werden.

Unter den großen Völkern im westlichen Asien und Afrika wurden von jeher Weiber zur Zeit der Reinigung und nach der Entbindung für befleckt gehalten; allein man begegnete ihnen doch nicht mit einer solchen Härte, und solchem religiösen Abscheu, als unter den Mongolischen Nationen. Wenn man die Anordnungen Moses mit dem heutigen Sitten und Gesetzen der Morgenländischen Völker vergleicht, so muß man vermuthen, daß er

das

*) Nieuwe allgemeene Beschryving van de Kaap de goede Hoop, T. I, S. 273, 283.

das alte Vorurtheil seiner Nation zum besten des weiblichen Geschlechts gemildert habe. Weiber zur Zeit ihrer Reinigung und auch Wöchnerinnen waren zwar unrein; allein diese Unreinigkeit hörte, wenn ein Knabe geboren war, schon mit dem siebenten, und bei einer Tochter mit dem vierzehnten Tage auf *). Es ist zu verwundern, mit welcher kasuistischen Genauigkeit die Persischen Ausleger des Korans die verschiedenen Arten von Beflekkungen unterscheiden, worinn Weiber fallen können, und während welcher sie weder beten noch fasten, noch die Moskeen besuchen dürfen **). Unter den Parsis müssen die Weiber zur Zeit ihrer monatlichen Beschwerden in besondern Hütten wohnen, und sich nachher durch Wasser oder mit dem Harn von Kühen reinigen ***). Die Weiber der Hindus dürfen in denselbigen Zuständen auch nicht in das Innere der Häuser kommen, das sie beflekken würden. Sie bringen diese Zeit ihrer Unreinigkeit auf den Dächern der Häuser zu, wo man ihnen das Essen hinbringt. Nach der Niederkunft wird das ganze Haus uud alles Geräth von Metall gesäubert, und die irdenen Gefäße werden zerschlagen ****). Auch in Ceilan werden die Häuser, worinn Weiber zur Zeit ihrer Reinigung woh-

*) Michaelis Mosaisches Recht, B. IV, S. 292.
**) Chardin, S. 361. f.
***) Tavernier, B. I, S. 191, und S. 95.
****) Rogers, B. I, S. 7.

wohnen, für so unrein gehalten, daß sich denselben niemand nähert, und wenn einer es thun will, so sind die Kranken die ersten, die Freunden und Fremden zurufen, daß sie nicht herzukommen und sich nicht beflekken möchten *). — In der vermeintlichen Unreinigkeit der Weiber liegt wahrscheinlich der vornehmste Grund, warum alle Morgenländischen Völker nie mit ihren Weibern essen; wenigstens muß man darinn die Hauptursache aufsuchen, warum sie nicht von ihren Weibern reden, oder sich nach den Weibern und Töchtern ihrer Freunde erkundigen. Es wäre, sagt Arvieux, (B. 1, S. 219.) unschiklich, und verriethe einen Mangel von Ehrerbietung, wenn man unter den Arabern und Türken von Weibern reden wollte. Man begreift sie unter den übrigen Hausthieren, oder unter dem Namen von Familie. Wenn man aber genöthigt oder veranlaßt wird, gegen Aerzte, oder andere Personen, denen man Achtung schuldig ist, der Weiber zu erwähnen, so sezt man allemal: mit Erlaubniß, oder eine andere Entschuldigungsformel hinzu **). Diesem Asiatischen Vorurtheil gemäß nahm Timur es dem Türkischen Kaiser Bajessid sehr übel, daß er solcher unreinen Geschöpfe, als die Weiber seien, gegen ihn erwähnte ***).

Es

*) Knox, S. 94.

**) Eben dieses bestätigt Irwin S. 141; der aber erinnerte, daß die Araber in Aegypten freiere Sitten hätten, und ohne Scheu von ihren Weibern und Töchtern redeten.

***) *Achamed*, Hist. de Tamerlan, B. VI, S. 5.

Es iſt in der That merkwürdig, und gehört mit zu den Räthſeln in der Völkergeſchichte, daß die alten und gröſtentheils auch die neuern Griechen die einzige unter allen Europäiſchen Nationen von celtiſchem Urſprunge waren, die nicht nur ähnliche Begriffe von der Unreinigkeit der Weiber, ſondern auch von den Weibern überhaupt hatten, und ſie auch auf eine ähnliche Art behandelten, wie die Morgenländiſchen Völker thaten. Wöchnerinnen waren unter den Griechen vierzig Tage unrein. Während dieſer Zeit durften ſie keine Tempel betreten, und man mied die Häuſer, worinn ſie waren. Wenn man aber ein ſolches Haus beſucht hatte, ſo reinigte man ſich ſogleich wieder. Hatte man eine Wöchnerinn berührt, ſo durfte man ſich dem Altar der Diana eben ſo wenig nähern, als wenn man einen Mord begangen hätte. Wegen der Unreinigkeit der Gebährerinnen war es ſchwangern Weibern ausdrüklich unterſagt, auf der Inſel Delos niederzukommen. Dieſer Aberglaube verlor ſich in den Zeiten der Aufklärung unter den hellerdenkenden Griechen; wenigſtens trug Theophraſt kein Bedenken, die Reinigungen ſolcher Perſonen, die ſich Kindbetterinnen genähert hatten, für Aberglauben zu erklären *). Mir ſind weder einzelne Beiſpiele noch allgemeinere Zeugniſſe von Schriftſtellern vorgekommen, aus welchen man ſchlieſſen könnte

*) Lohmeyer de Luſtrat. c. 27. Hochheimer über die Erziehung der Griechen. B. I, S. 84.

konnte, daß die Römer, und die übrigen Europäischen Völker celtischen Ursprungs, Wöchnerinnen für so unrein gehalten hätten, als die Griechen und die Morgenländischen Nationen. Und wenn man noch jetzo unter den katholischen Christen Wöchnerinnen bei ihrem ersten Kirchgange mit geweihtem Wasser besprengt, und gleichsam reinigt; so ist dies unstreitig nicht ein Ueberbleibsel von einer alten vaterländischen, sondern von einer jüdischen Sitte, und einer verdorbenen Mönchsmoral, nach welcher die gesetzmäßige Fortpflanzung unsers Geschlechts zu den nicht reinen Werken des Fleisches gerechnet wird. Ich besinne mich, in dem Buche de secretis mulierum, welches Albert dem Großen fälschlich zugeschrieben wird, über die gefährlichen Wirkungen des Bluts, welches Personen des andern Geschlechts zur Zeit ihrer Reinigung verlieren, Aeußerungen gelesen zu haben, die mit den Einbildungen der amerikanischen Wilden fast ganz übereinstimmen; allein auch diese Aeußerungen waren gewiß nicht aus Vorurtheilen der edlen Deutschen Nation, sondern aus Arabischen Schriftstellern geschöpft.

Göttingen. Meiners.

3.

Ueber des Prof. Piderit bekanntes Unternehmen im J. 1776.

An Herrn Bibliothekar Biester in Berlin.

Sie werden Sich erinnern, mein theurer Freund, wie oft in unsern Unterredungen über die geheimen Plane zum Nachtheil der protestantischen Religion, der berüchtigte Versuch des Professors Piderit zu Kassel bei dem Korpus Evangelikorum zu Regensburg unsre Aufmerksamkeit beschäftigte; und wie wir freundschaftlich stritten: ob auch hier geheime Machinationen von Katholiken zu vermuthen, oder nichts als der ausgelassenen Feuereifer eines heftigen Vertheidigers strenger Orthodoxie zu finden sei. Es war bei meinem letztern Aufenthalt zu Kassel mit ein Gegenstand meiner Beschäftigung, mich über diesen Vorfall genau zu unterrichten; und ich war darin so glüklich, daß ich mich im Stande sehe, dem Publikum eine zuverlässige und juristisch-genaue Nachricht von dieser höchst merkwürdigen Begebenheit vorzulegen.

Professor Piderit, der vorher zu Marburg stand, ward, als Landgraf Friedrich II. das Karolinum heben wollte und die Zahl der Professoren vermehrte, als Primarius nach Kassel versetzt. — Es war im J. 1767, als das geistliche

Minis-

Miniſterium zu Kaſſel dem Konſiſtorium ein Memorial überreichte, und darin vorſtellte: daß in einer vor kurzem von dem Profeſſor Piderit herausgegebenen Diſſertation *) ſo viele bedenkliche Sätze von der Dunkelheit und Unverſtändlichkeit der heil. Schrift, und andern Materien vorkämen, daß es faſt das Anſehen habe, als ob Er zu den Religionsgrundſätzen der Katholiken ſich hinneige, und es daher äußerſt bedenklich ſei, einem ſolchen Mann das Halten theologiſcher Kollegien ferner zu erlauben. Das Konſiſtorium fand den Vorfall ſo wichtig, daß es dem Miniſterium davon Bericht erſtattete. Dieſes, das unter der Regierung Friedrichs II, vermöge ſeiner ausgeſtellten Reverſalen, **) alle jura Principis circa Sacra ausübte, fand für nöthig, dem Prof. Piderit, bei dem gegen ſich erregten höchſtbedenklichen Verdacht, alles Lehren, Predigen, und die Haltung theologiſcher Kollegien gänzlich zu unterſagen, bei Strafe unvermeidlicher Kaſſation.

Er war nun ſtille, bis Herr D. Semler ſeine „Unterſuchung über den Kanon“ herausgab, und Herr Kennikot ſeine „kritiſchen Verſuche zur Wie„derherſtellung des hebräiſchen Textes des Alten „Teſtaments“ anfing. Nun trat Herr Piderit wieder auf, und ſchloß ſich an die Partie der Theo-

*) Diſſ. de demonſtrationum in Theologia revelata meritis. Caſſellis, 1767, 4.

**) S. Berl. Monatsſchrift, 1786 Januar, S. 52.

logen an, welche damals in Deutschland den Bemühungen der genannten beiden Männer so sehr entgegen war. Er ließ unter dem Titel: Beiträge zur Vertheidigung des Kanons der H. Schrift, und der christl. Religion überhaupt (Frankf. und Leipzig, 1775, 8.), eine sehr heftige Vorlesung drukken, die er im Karolinum gegen diese Männer gehalten hatte, und dedicirte sie der gesammten Hessischen Geistlichkeit. Es konnte nicht fehlen, daß Er hierdurch Aufmerksamkeit erregte, da dies der ihm zugegangenen Resolution so sehr entgegen war. Das Kuratorium des Karolinums that ihm darüber einen Vorhalt. Er suchte sich zwar damit zu entschuldigen, daß seine Abhandlung philologischen und nicht theologischen Inhalts sei. Man fand aber diese Ausflucht unstatthaft, bedeutete ihn, daß für diesmal der Schritt sollte übersehen werden, wiederholte ihm die vorige Resolution, und verbot ihm ausdrüklich die Fortsetzung dieser angefangenen Schrift.

Allein was geschah? Er gab nicht allein 1776 den zweiten Beitrag seines Buchs heraus, sondern dedizirte ihn auch in einer 165 Seiten langen Zuschrift dem Korpus Evangelikorum in Regensburg. Es schien sonderbar, einer Versammlung von Staatsmännern, die gewohnt waren, sich mit ganz andern Gegenständen, als den Varianten des Alten Testaments, zu beschäftigen, eine Abhandlung zuzuschreiben, worin von nichts als

dem

dem Keri, Kethib, der Masora, und den Rabbinen die Rede war. Aber Hrn. Piderits Absichten gingen wie seine Zueignungsschrift zeigt, weiter. Nach einer weitläuftigen Erzählung der Streitigkeiten der evangelischen Kirche, und wehmüthigen Klagen über die jetzigen freigeisterischen und deistischen Zeiten, versichert er: daß diese Streitigkeiten bei den Katholiken das größte Aufsehen erregten; und daß sogar in einer zu Wien gedrukten Schrift behauptet werde: die jetzigen Protestanten seien keine Protestanten mehr, sondern Arianer, Socinianer, Deisten und wie die fürchterlichen Namen alle mehr lauten; und schließet endlich damit, daß er das Korpus Evangelikorum feierlich auffordert, sich dieser Sachen anzunehmen und baldige Remedur zu treffen. Diese öffentliche Zuschrift ward noch dazu von ihm mit einem an das Korpus gerichteten Schreiben begleitet, das nach dem nemlichen Plan abgefaßt war, und die anstößigsten Aeußerungen enthielt. Er bewies seine Klagen über den Verfall der reinen Lehre mit weitläuftigen Auszügen aus der Bibliotheca ecclesiastica Friburgensi, einem Journal, das, wie er versichert, von einer Gesellschaft wahrheitliebender katholischer Gelehrten geschrieben werde, *) die, wie es das Ansehen habe, uns Protestanten

*) Ich bin mehrmals versichert worden, daß in den damaligen Streitigkeiten, protestantische Theologen von der orthodoxen Partei Rezensionen der Schrif-

ſtanten gar wohl neben ſich leiden könnten. Die Hauptſache, worauf es aber bei dieſem Vorfall am meiſten ankam, waren folgende Aeußerungen des Profeſſor Piderit. „Er für ſein Theil „halte, bei der dermaligen Verfaſſung der proteſtantiſchen Kirche, den katholiſchen Reichstheil, „wenn dieſer anders Luſt habe, zu einem neuen „Religionskriege für völlig berechtiget, und dürfe derſelbe wegen der Gründe zu ſeinen Manifeſten nicht verlegen ſein. Der Paſſauer und „Augsburger Religionsvertrag und Friede „könne bei dieſen Umſtänden den Proteſtanten nicht „mehr zu Gute kommen; und der Beſitz der bei „der Reformation ſäkulariſirten geiſtlichen Güter „werde ſehr ungewiß und mißlich".

Ein ſolcher unerhörter Schritt eines proteſtantiſchen Gottesgelehrten erregte in Regensburg das größte Aufſehen. Katholiſcher ſeits ward ſowohl die Drukſchrift, als das ſie begleitende Schreiben eifrigſt geſucht. Das Miniſterium zu Kaſſel übertrug dem Konſiſtorium die Unterſuchung der Sache. Der Vorfall war ſo außerordentlich, daß er jedem auffiel. Daß Piderit ſich auf geheime Verbin-

Schriften ihrer Gegner an dieſes Journal eingeſchikt hätten. Man ſehe dieſes in manchen Rezenſionen deutlich, weil darin aus Grundſätzen räſonnirt werde, die unmöglich ein katholiſcher Theologe annehmen könne. — Ich habe die Freiburger Bibliothek nie geleſen, kann alſo nicht beurtheilen, in wie fern dieſes wahr iſt.

bindungen verlassen zu können geglaubt haben müsse, sah jedermann ein; aber, worin diese bestanden, konnte Niemand errathen, weil man damals auf die geheimen katholischen Machinationen noch nicht so aufmerksam war, als man es seit Herrn Nicolais Reise und der Berliner Monatsschrift geworden ist. Piderit konnte nemlich aus den vorigen Resolutionen sein Schiksal leicht vorher sehen; und welcher Mann, der nicht seinen Verstand verloren hat, wird sich und eine zahlreiche Familie in ein unermeidliches Elend stürzen, um sich an zwei oder drei Männern zu rächen: und dies noch dazu durch einen Schritt, dessen traurige Folgen für ihn sehr zuverlässig, für seine Gegner aber sehr ungewiß sind? — Die Geschichte kennt freilich Beispiele genug, daß, besonders in Republiken, der Parteigeist Leute so weit trieb, daß sie, um Männer die ihnen verhaßt waren zu unterdrükken, gegen ihr eigenes Vaterland mit dessen Feinden konspirirten. Aber die Rache dieser Männer war nicht uneigennützig. Sie erwarteten von dieser Revolution Ehre und Vortheil, und hoffren auf den Ruinen ihrer Gegner ihr Glük zu bauen. Konnte dies der Fall bei Professor Piderit sein? — Seine Vertheidigung vor dem Konsistorium bestand in weitläuftigen mehrentheils zur Sache nicht gehörigen Diskursen; und auf die Frage: wie er dazu gekommen sei, einen solchen anstößigen Schritt zu thun? antwortete er: wenn es brenne, so sei,

wie er glaube, jedermann berechtiget zu löschen, und was sein Schikſal betreffe, ſo könne er nichts thun, als es Gott allein überlaſſen.

Auf den Bericht des Konſiſtoriums, ward er nun durch ein Urtheil des Miniſteriums, am 26. September 1776 öffentlich Kaſſirt; aber durch einen Befehl des verſtorbenen Landgrafen Friedrich, ſchon am 4ten Oktober wieder in ſeine Stellen eingeſetzt. Es geſchah dieſes, wie die Reſolution beſagt, „in Betracht ſeiner zahlreichen Familie, und „ward ihm nochmals unterſagt, ſich nie wieder in „theologiſche Sachen zu miſchen, weil alsdann ſeine Kaſſation unwiderruflich ſein ſollte“. — Es iſt eine in Kaſſel jedermann bekannte Sache, daß dieſe Wiedereinſetzung, durch Vermittelung der Katholiſchen Hofprediger des Landgrafen Friedrichs erfolgte, die auch nachher jederzeit bemüht waren, den Herrn Landgrafen dem Pr. Piderit und ſeinen Vereinigungsplanen, zu deren Behuf er ſo weitläuftige Korreſpondenzen unterhält, und ſo öftere Reiſen gethan, geneigt zu erhalten.

So endigte ſich dieſer berüchtige Vorfall, der kaum mit größerer Feinheit angelegt werden konnte, um dem Korpus Evangelikorum eine Verlegenheit zu bereiten, weil, Es möchte auch Schritte gethan haben, welche es wollte, dieſelben gegentheiliger Seits, bei vorkommender Gelegenheit, immer hätten benutzt werden können. Denn, wollte dieſe ehrwürdige Verſammlung es ganz ablehnen, ſich

mit

mit dieser Sache zu befassen; so gab sie eine Deklaration, die früh oder spät ihren Rechten schaden konnte. Wollte sie sich aber in diese Sache mischen, so gestand sie gleichsam die Abweichung der neuern protestantischen Lehrer und die Richtigkeit der Pideritschen Aeußerungen ein; und gab dadurch der Gegenpartei Gelegenheit zu Schlüssen und Folgerungen, die nach Zeit und Umständen sehr gefährlich hätten werden können. — Ob aber Herr Piderit selbst bei seinem Versuch dieses übersehen und intendiret hat, ist eine andre Frage, und lasse ich dahin gestellt sein. Seine nächste Absicht war wohl, seine Gegner, Hrn. Semler u. s. w. mit einem Streiche ganz niederzuschlagen, und, die Sache mochte auch ausfallen, wie sie wollte, in der protestantischen Kirchengeschichte berühmt zu werden. Nur die Männer, die ihn leiteten und unterstützten, (denn wie gesagt, ohne eine solche Unterstützung konnte ein nicht wahnsinniger Mann nicht so handeln,) diese Männer scheinen freilich weiter gesehen zu haben. — —

4.

Magnetiſche Deſorganiſation und Somnambulism.

(S. Januar 1786, S. 76.)

Da der thieriſche Magnetismus, mit den Deſorganiſationen, dem Somnambulismus, dem dadurch erregten exaltirten Zuſtande und Divinationsvermögen, und mit allen ſeinen andern allgemeinheilſamen und wunderbaren Folgen, uns immer näher rükt; ſo iſt es in der That doch der Mühe werth, dieſe auch uns bald bevorſtehende Erſcheinung genauer kennen zu lernen. Aus dem ſüdlichen Frankreiche kam dieſe Erfindung nach der Schweiz; und hat von da mit einemmale einen Sprung bis zu einer anſehnlichen Handelſtadt im nördlichen Deutſchlande gemacht. Frauen und Geiſtliche, ja ſelbſt Aerzte, reden ſchon von den wundervollen und vortreflichen Wirkungen dieſer neuen Kurart; aber leider hat man noch gar keine mediziniſch-genaue Beſchreibung dieſer ſogenannten magnetiſchen Behandlung und der dabei erfolgten Symptome, kurz noch keine genaue Krankheitsgeſchichte dieſer Art. — Ich eile daher, meinen Mitbürgern eine ziemlich umſtändliche Nachricht davon aus einem ſehr guten Schweizeriſchen Journale mitzutheilen, damit ſie dieſe Kurart näher kennen lernen, um vorher, ehe auch hier

Magnetiſirer ankommen, ſelbſt bei ſich eins zu werden, ob ſie ihre Frauen und Töchter (denn für das ſchöne Geſchlecht ſcheint vorzüglich das Heilmittel erfunden zu ſein) dieſer freilich etwas ſeltſam ſcheinenden Behandlung unterwerfen wollen. Die Nachricht rührt urſprünglich von einem bekannten deutſchen Arzte her, und lautet wörtlich, wie folget.

"Monatliche Nachrichten aus der Schweiz,
„1786, (4). Weinmonat, S. 155. Lauſanne.
„Thieriſcher Magnetismus.

„Folgende Beſchreibung iſt aus einer Schweizerreiſe entlehnt, welche Herr Doktor Ploucquet „im Jahr 1786 gemacht hat, und die ſo eben zu „Tübingen bei J. F. Heerbrandt im Druk erſchienen iſt.

„Um elf Uhr, ſchreibt Herr Ploucquet im „XVIten Briefe, S. 133, trafen wir bei dem Arzte Dr. Verdeil ein. Bei ihm fanden wir Herrn „Servin, Parlementsadvokaten aus Grenoble, „einen Schüler und Emiſſar des Marquis de „Püyſegür *). Nun kamen Patienten beiderlei Geſchlechts, theils an Nervenkrankheiten, theils an „andern leidend. Herr Servin begab ſich bald wieder weg. Ein Baquet **), das in der Mitte „ſtand, ward wieder weggetragen. In einem „Nebenzimmer wurde eine Demoiſelle privatim „magne-

*) S. Berl. Monatsſchr. 1785. November, S. 431.
**) S. Berl. Monatsſchr. 1785, Januar, S. 20.

„magnetisirt. — Wir seßten uns in einen großen „länglichten Kreis, und bildeten die Kette: wir „mußten nehmlich einander an den Händen hal„ten, oder, wenn man deß müde wurde, konnte „man auch andre Berührungspunkte wählen, Arm, „Schenkel, u. s. w. Die Zähen mußten auswärts „gekehrt sein, und des Nachbars oder der Nach„barin Zähen berühren. Das Ganze gab eine „allerliebste Gruppe; wir waren 12 bis 14 Per„sonen. Nachdem dies in feierlicher Stille eine „Weile also gewährt hatte, fing mich alles Ernstes „zu schläfern an; und von der etwas gezwunge„nen Lage brach mir ein Schweiß aus.

„Nun fing Herr d'Apples an, die bei ihm „sitzende etwa dreißig Jahr alte Frauensperson, „die ein aussetzendes Fieber hatte, zu manipuli„ren *); was mich denn wieder ermunterte, und „beinahe zu einem profanen Lachen gebracht hätte, „das ich nur mit Mühe unterdrükte. Er legte ihr „zuerst die flache Hand auf den Magen, die an„dere auf den Rükken, drükte und rieb diese „Stellen sanft; alsdann fuhr er wiederholt mit „einer Hand an der Stirne über die Nase herab, „und machte, wenn er über die Spitze weggekom„men war, eine Bewegung, wie wenn er Staub „oder sowas in die Luft werfen und die Hand da„von reinigen mußte. Alles war inzwischen still „und voller Erwartung. Die Patientin muchste „nicht. „End-

*) November 1785, S. 440, 442.

„Endlich fing eine andre in der Reihe sitzende „Weibsperson, eine Magd, welche dieselben Sce„nen schon mehrmal gemacht hatte, an, einzu„schlafen, nnd also in die sogenannte Krise und „Somnambulisme zu gerathen. Sie saß neben „ihrer Frau. Plötzlich fing sie an, schlafend, oder „doch mit geschlossenen Augen, ihren Sessel ge„gen ihre Frau zuzurükken, daß sie gerade gegen „über und so nah als möglich kam. Sie fing an, „die beiden Arme der Frau abwärts zu streichen; „sie strich auch Schenkel, Bauch, Magengegend, „und die Weichen. Die alte Frau litt alles ge„duldig, und, wie es schien, mit Wohlbehagen. „Endlich blies ihr das Mensch mit aller Macht, „durch die Unterkleider und das Hemde, in die „Gegend des Nabels ein; welche Operation be„kanntlich eine starke nicht unangenehme Wärme „erregt. Während diesem hatte ich mich auf Hrn. „Verdeils Wink der Scene genähert, und stand „dicht dabei. Die magnetisirte und nun ihrer seits „wieder magnetisirende Weibsperson hatte inzwi„schen immer die Augen geschlossen. Doch schien „es mir, als ob sie, da ich ihr so recht steif und „vielleicht mit verbissenem Lächeln ins Gesicht sah, „Mühe hätte, ein aufsteigendes Lachen zu ver„bergen; welches sie gleich darauf bei dem Einbla„sen in den Bauch, und dem dadurch verursachten „Verhüllen des Gesichts, leicht thun konnte. Sie „leitete auch die Hände ihrer Frau auf ihren Un-

„ter-

„terleib; welche denn die Charite hatte, sie ihrer
„seits auch zu reiben und zu streichen, und sie das-
„durch in einen Stand von Behaglichkeit zu
„setzen, der sich durch mehr als ein Symptom
„äußerte. Nachdem dies lange genug gewährt
„hatte, fragte man sie: Warum sie so in den
„Bauch ihrer Frau geblasen habe, und was sie
„davon hoffe? Sie antwortete nichts, als: dies
„thut wohl. — Nachher strich sie auch eine andre
„Frau, die an den Ohren litt, ohne sichtbare Wir-
„kung. Da sie durch die Frage: Wo sitzt das
„Uebel? aufgerufen wurde, ihre Wundergaben
„durch diese so schnell erlangte hyperphysische Dia-
„gnostik an den Tag zu legen; so antwortete sie
„diesmal nichts. Ob die Gegenwart von Frem-
„den, die das Ansehn hatten, als wenn sie nicht
„rechtgläubig genug wären, sie abhielt: will ich
„nicht entscheiden. — Endlich, nachdem die Farce
„eine halbe Stunde gedauert hatte, sollte sie die
„Augen wieder eröfnen; aber siehe! das konnte sie
„nicht. Sie drükte vielmehr die Augenlieder fester
„als vorhin zusammen, und es kostete Mühe, sie
„zu eröfnen; was doch endlich gelang. Nachdem
„sie völlig erwacht war, oder, wie es mir schien,
„nun für wieder erwacht passiren wollte, sprach sie
„nichts, sondern sah ein wenig abgemattet aus:
„was wohl möglich war, denn sie hatte viel gethan
„und gelitten.

„Herr

„Herr Verdeil war im Namen der Societät „der Naturforscher zugegen. Er sollte das Spiel „untersuchen; und er schrieb mir hernach: „Ich „beschäftige mich nunmehr ganz mit diesem Magnes„tismus. Zu den Beobachtungen, die zur Entdek„kung der Wahrheit oder zur Entlarvung des Irr„thums nothwendig sind, gehört alle mögliche An„strengung des Geistes. Sie wissen, was ich bis„her gesehn habe. Man verspricht mir, daß ich „noch mehr sehen werde. Was ich inzwischen „gesehen habe, ist wahrlich noch sehr wenig." — „Dieses Mehr, was man Herrn Verdeil versprach, „war nichts weniger, als: durch die bloße Macht „des Willens, ohne alle Zwischenkunft eines Zei„chens, einen in einem andern Zimmer befindlichen „Magnetisirten wirken zu lassen, was der Magne„tiſirer will. — Ich glaube, Ihnen nicht sagen „zu dürfen, daß dies Versprechen unter die ge„höre, welche niemals erfüllt werden."

So sind also diese in der That etwas seltsame Manipulationen beschaffen, welche man sehr uneigentlich mit dem Namen Magnetisation belegt. Denn es ist nicht das geringste Magnetische dabei. Aber, behaupten die Erfinder dieser neuen Lehre, es giebt im Körper einen thierischen Magnetismus, der durch dies Streichen und Handhaben in Wirksamkeit gesetzt wird, und alsdann die Krisen hervorbringt. Auch dieser Namen scheint nicht ganz richtig zu sein; denn dieser Magnetismus soll

ja,

ja, nach der eignen Lehre der Erfinder, auch in alle übrige Körper übergehen, und von da wieder auf die menschlichen Körper wirken. Man hat magnetische Bäume, magnetische Spiegel, magnetische Tassen, magnetisches Wasser, u. s. w. welche Dinge durch ein gewisses Bestreichen mit der Hand des Meisters magnetisch werden, und dann die Desorganisation theils unterhalten, theils zuwege bringen. — Die Wirkungen dieser Manipulationen nun sind, so wie sie der geschikte und glaubwürdige Herr Ploucquet angiebt, natürlich genug und leicht zu erklären. Die in einer etwas angestrengten Lage und dabei in feierlicher Stille und in seltsamer Erwartung sitzenden Personen fühlen eine Schläfrigkeit und dabei einen Schweiß; welches man nun in der Kunstsprache Krisen nennt. Ferner die an mehrern Gliedmaßen ihres Leibes sanfter oder stärker geriebenen Frauenzimmer, wie auch die reibenden selbst, haben eine gewisse seltsamangenehme gemischte Empfindung, fühlen eine Art von Behaglichkeit, in welcher sie die Augen schließen, doch wahrscheinlich nicht dicht genug, um nicht noch manches bemerken zu können, und wobei sie übrigens sehr füglich mancherlei thun und reden können. Auch diese simple Erscheinung bekömt einen höhern Namen, und heißt: der Zustand des Somnambulism; als wenn geschlossene Augen und Schlaf einerlei wären. Auch ist zu merken, daß ein Magnetisirer gewöhnlich eine oder ein

paar

paar Somnambulisten bei sich hat, die gemeiniglich von der niederern Klasse sind, gleichsam soeurs servantes, und die abgerichtet scheinen, die andern Kranken mit Reiben und Streichen zu bedienen. — Daß alles dies Erschütterungen (ob von wünschenswerther Art? mag jeder Nachdenkende selbst entscheiden) sowohl im Körper als im Gemüthszustande der so behandelten Frauenspersonen hervorbringen muß; ist von selbst leicht zu denken. Zumal, wenn man dazu nimmt, daß vorzüglich nervensieche Frauenzimmer dieser Kur unterworfen werden; d. h. solche, deren Empfindungsvermögen doch schon einen widernatürlichen zu starken Reiz hat, und bei denen die auf solche seltsam-reizende Art erregte Anspannung eine große, aber in der That auch gefährliche, Wirkung äußern muß. Diese schwache Beschaffenheit der Nerven wird durchaus erfordert, um des Somnambulismus fähig zu sein. Es ist eine bekannte Sache, daß im Anfang des vorigen Sommers zu Straßburg zwei teutschen Damen von hohem Stande, welche, um sich selbst von der Sache zu überzeugen, die magnetische Kette mitmachten und alle vorgeschriebenen Alfanzereien ertrugen, ohne den wunderthätigen Schlaf oder sonst das geringste zu empfinden; daß diesen Damen gesagt ward: Sie seien zu gesund dazu. Man hätte wohl auch die Schuld ein wenig auf den Unglauben der Damen schieben können.

Was ist nun aber die Heilwirkung dieser Bestreichung? — Die gläubigen Frauenzimmer, und welche nicht den Fehler einer zu großen Gesundheit haben, können, während ihres wachenden Schlafes, reden wie andre wachende Leute, auch mit ihren halbgeschlossenen Augen sehen, was sich mit solchen Augen sehen läßt. Auch dies wird für wunderbar ausgegeben, und heißt die Desorganisation. Kommen sie noch eine Stufe höher, so können sie Krankheiten, ihre eigenen und bei andern Personen, erkennen, beurtheilen, und Heilmittel vorschreiben; und dies ist denn das herrliche Divinationsvermögen. Manchmal ist es unbedeutend genug, wie man aus den Antworten der Magd sieht, welche Herr Ploucquet beschreibt. Bei andern soll diese Wundergabe viel stärker sein; aber diese haben auch viel stärker müssen angespannt werden, und es sind die fürchterlichsten Konvulsionen und ein wahres mehrere Tage anhaltendes Delirium erst vorhergegangen. So wird nemlich von den glaubwürdigsten Beobachtern die Folge angegeben: Nervenkrankheit — dann magnetisirendes Bestreichen an allerlei Theilen des Leibes — darauf folgen Konvulsionen — alsdann Wahnsinn — und endlich die gewünschte Divination — welche die Mittel zur Genesung vorschreibt. Eine umständliche Krankheitsgeschichte dieser Art, und vornemlich die Nachricht, ob die zuletzt bewirkte Genesung daurend sei, wäre höchst wünschenswehrt:

Itzt

Jtzt ist ein deutscher Arzt aufgetreten, welcher, zur Vertheidigung dieser sogenannten magnetischen Kurart, ein paar von ihm selbst beobachtete Fälle beschrieben hat, und zwar in einem Sendschreiben an einen unsrer berühmtesten und gelehrtesten Aerzte. Dies muß jeden um desto begieriger auf diese Nachricht machen. Denn wie lehrreich wird nicht ein Arzt, der selbst beobachtet, ja zum Theil selbst Hand angelegt hat, über diese Sache schreiben; zumal, da er selbst angiebt, er habe eine sehr bezweifelte und bestrittene Sache zu vertheidigen, und da er weiß, daß er der erste medizinische Vertheidiger derselben unter uns ist; vorzüglich aber, da er an einen Baldinger schreibt! — In dieser Erwartung nahm auch ich Herrn Bickers Brief *) in die Hände; aber ich muß gestehen, daß

*) „Herrn Doktor Bickers zu Bremen Brief an Hrn. „Hofrath Baldinger, über Lavaters Magnetismus." Im Hannöverischem Magazin, 1787, 3tes Stük, vom 8 Jan. S. 34, f. — Der Namen, welchen H. Bicker dieser Heilart giebt, muß in der That auffallen. Es war schon bekannt genug, daß H. Lavater diese Heilart an seiner eigenen Frau gebraucht, und äußerst geschäftig gelobpriesen und vertheidigt hat. Man s. B Monatsschrift, November 1785, S. 484; und H. Lavaters neueste Schriften: Rechenschaft an seine Freunde, erstes und zweites Blatt. Jtzt erzählt H. Bicker, daß H. Lavater nicht bloß als Seelen- sondern auch als leiblicher Arzt nach Bremen gekommen, und das Magnetisiren daselbst angerathen und glüklich in Gang gebracht hat. Es scheint,

ich mich leider sehr wenig befriedigt finde. Ich werde das wichtigste aus dieser, wie der H. Verf. selbst gleich Anfangs sie nennt, „gründlichen Nachricht“ ausziehen, und dabei zwei Schreiben von glaubwürdigen Männern in Bremen, die ich vor mir habe, vergleichen. Der Leser kann dann selbst von der Gründlichkeit jenes Berichtes urtheilen.

So viel wissen wir itzt aus diesem Berichte, daß in Bremen, wo Herr Lavater die Desorganisation eingeführt hat, nunmehr ein Kleeblatt von Aerzten ist, welche sich dafür erklären: die Herren D. Wienholt, D. Olbers, und D. Bicker selbst. Der letzte erzählt, nach einigen Lobsprüchen des H. Lavaters und seiner beiden Freunde und Kollegen, folgenden Fall von (S. 37) „einem jungen Frauenzimmer von zwanzig Jahren, aus einer angesehenen Familie, die seit länger als drei Vierteljahren „an einer fürchterlichen Nervenkrankheit mit den „heftigsten Krämpfen und Konvulsionen darnieder „lag“. Es ward nun (S. 38) „auf Lavaters Rath „das

scheint, daß daher die Benennung: Lavaters Magnetismus, aus Dankbarkeit in Bremen entstanden ist, und daß man über den Einführer die eigentlichen Erfinder (wie es öfter geschieht) vergißt. — Der historischen Vollständigkeit wegen, hätte H. Bicker doch auch wohl anführen mögen, ob H. Lavater die zwanzigjährige Demoiselle A. selbst manipulirt hat, wie andre glaubwürdige Nachrichten versichern, oder sie bloß dem H. Wienholt zur Manipulation empfohlen hat.

„das magnetiſche Reiben oder Berühren vorge-
„nommen. Volle ſechs Wochen blieben dieſe Ma-
„nipulationen ohne auffallende Wirkung auf den
„Körper oder auf die Krankheit.“ — Es wäre doch merkwürdig zu wiſſen, worin dieſe Manipulationen beſtanden. Waren ſie wirklich ſo, wie D. Ploucquet ſie ſah? Wenigſtens ſind ſie mir durch meinen Korreſpondenten aus Bremen dem ähnlich beſchrieben worden. Aber wie? hier that ſie nicht etwa eine Magd bei ihrer weiblichen Herrſchaft, nicht ein Mann bei ſeiner Frau; ſondern ein Fremder bei einem jungen Frauenzimmer von Stande! Muß denn, einer ſchwärmeriſchen Grille zu gefallen, ſogar alle Moralität weichen? Kann ein Arzt, aufs ungewiſſe hin, (denn es war ja Hrn. Wienholts erſter Verſuch) bei einem zwanzigjährigen nervenkranken Mädchen ſich Operationen erlauben, die allein ſchon hinreichend ſind, Nervenzufälle hervorzubringen, und die vielleicht auf den Siz und die eigentliche Quelle der Krankheit richtiger hindeuten können? — „Sie waren ohne auffallende „Wirkung“, fährt H. B. fort. Welch ein unbeſtimmter Ausdruk! Freilich, wenn ein Arzt ſo in ſeiner Erwartung geſpannt iſt, daß nur Wahnſinn und Prophetengabe ihm auffallen können; ſo achtet er allerdings die unter ſeinen Augen vorgehenden, ja die von ihm ſelbſt erregten, Konvulſionen für nichts. Schauderhaft! Nicht nur glaubwürdige Männer berichten dieſe täglichen

Konvulsionen; auch H. Bicker selbst sagt S. 42: „Während des Magnetisirens bekommen sie mehr „oder minder starke konvulsivische Bewegungen „des ganzen Körpers *): der gewöhnlich schwache „und matte Puls erhebt sich, wird geschwinder, „und schlägt über 90mal in einer Minute, das „Athemholen wird sichtbar ängstlicher und beschwer„licher, die Augen fallen nach einigen Minuten des „Manipulirens unwillkührlich zu, und sie sind un„vermögend sie zu öfnen. Zuletzt kömmt ein tiefer „Seufzer, und sie schlafen ein. Es stellt sich dar„auf eine gelinde Ausdünstung, placida transpiratio, „über den ganzen Körper ein, die während des „Schlafes immer fort währet **)". Da hier nicht von

*) Auch S. 40 sagt er von der zweiten Kranken: „Der Erfolg war auch hier, wie im ersten Falle: „volle 4 Wochen ohne Wirkung, darauf aber stell„ten sich während des Manipulirens konvulsivi„sche Bewegungen, und endlich der magnetische „Schlaf ein." Und bei der ersten Kranken nennt er doch durchaus keine Konvulsionen. Welch ein Beschreiber!

**) Diese äußerste Anstrengung des ganzen Körperbaues, welche mit Schweiß sich endigte, kann sehr leicht die Oefnung und die (NB. nicht einmal ordentlich wieder hergestellten) Menstrua bewirkt haben, wovon H. B. redet; und es ist fast zu verwundern, daß diese Wirkungen sich erst nach 4 Wochen der Manipulation zeigten (S. 38). Indeß, so wichtig solche Wirkungen auch sind; gütiger Gott! können sie nur durch solche angreifende Erschütterungen zu wege gebracht werden? — Außerdem erzählt H. B. so unvollständig, daß man nicht gewiß sein kann, ob nicht auch andere Heilmittel zugleich gebraucht worden.

von einer nothwendigen chirurgiſchen Operation die Rede iſt, ſo erſtaune ich, wie ein Arzt mit kaltem Blute, ſechs, ſieben Wochen lang, ein zartes Mädchen täglich in dieſen Zuſtand verſetzen kann; wie er das ängſtliche Zappeln, die konvulſiviſche Bewegung des ganzen Körpers, das endliche mit einem tiefen Seufzer begleitete Ermatten und Hinſchmachten, nicht nur gleichgültig anſehen kann, ſondern es als ein Werk ſeiner Kunſt durch die Wirkung ſeiner Finger ſelbſt entſtehn macht, ſelbſt vergrößert, ſelbſt täglich wiederholt. Sagte ihm denn ſeine Phyſiologie nichts von den Gefahren ſolcher häufigen Konvulſionen? Schwieg auch geſunde Vernunft und Menſchlichkeit ſchon, ſeines neuen Freundes Lavaters wegen? Denn der Erfolg war doch ſicherlich ungewiß. Oder vielmehr, er war gewiß genug: es mußte am Ende ein Delirium erfolgen.

Es iſt in der That bewundernswerth, daß die zarte nervenkranke Demoiſelle A. ſich bis in die achte Woche hielt. Ihr Körper war freilich ſchwach genug, um des Lavaterſchen Magnetismus empfänglich zu ſein; nur ſchien ihr Glaube noch nicht hinlänglich ſtark. Es mußte alſo, wie bei myſtiſchen und magiſchen Operationen, auch auf ihren Geiſt gewirkt werden. Auch dies meldete mir mein Korreſpondent; aber ich hielt es für unglaublich. Mit Erſtaunen leſe ich itzt aber bei H. Bicker ſelbſt (S. 41): „Die erſte (Demoiſ. A.) wußte, was

„vielleicht mit ihr vorgehen würde, hatte die Wir„kung von Lavater gehört, auch hatte man auf „ihre Einbildungskraft durch Erzählen und Lek„türe dahin gehörender Schriften zu wirken gesucht.“ Wie! in einem Zeitalter, wo Aerzte und Philosophen, Religionslehrer und Pädagogen einstimmig klagen, daß der Schwindel der Empfindsamkeit immer weiter greift, daß die durch Erzählungen und Lektüre erhitzte Einbildungskraft immer mehr nervenkranke, schwächliche, fantastische, für das wirkliche Leben unbrauchbare Menschen uns giebt; itzt, und bei einer schon nervenkranken Person, suchen Theologen und Aerzte den Taumel der Phantasie noch zu vermehren!... Die sicherste Hofnung des glüklichsten Erfolges konnte doch nur die Befreiung von dem itzigen körperlichen Leiden betreffen. Gesetzt also, dieser Erfolg war gewiß, welches er doch nicht ist; so frage ich: war es denn auch gewiß, daß er nur durch dies Mittel konnte hervorgebracht werden? Bis zu dieser Behauptung erhebt sich wohl selbst H. Lavater nicht. Aber gesetzt, auch dies sei gewiß; darf denn ein Arzt alles zur Genesung seiner Kranken anwenden? Ist er denn bloß Arzt, und nicht auch Mensch? Hat er nicht, vorzüglich wenn er aus seinem medizinischen Kreise tritt, und moralische Mittel gebraucht, auch moralische Rükſichten zu beobachten? — Was kann aber auch die itzige Heilung helfen, wenn eben dadurch der leider doch schon zu fruchtbare Same sol-

cher Krankheiten noch mehr genährt wird? Giebt man der Phantaſie einmal freien Spielraum, geſetzt auch zu guten Endzwekken; wahrlich ſie läßt ſich ſo leicht nicht wieder einſchränken. Herr Wienholt kann nicht vorausſehen, bis zu welchen ſchrekklichen Folgen, zumal bei einem geſchwächten Nervenſyſtem, es leiten kann, wenn man freiwillig der gereizten Empfindſamkeit die Herrſchaft über die Vernunft einräumt. Das Bremiſche Diſpenſatorium wird, wie jedes andre, wohl keinen ſicheren Kühlungstrank gegen die erhizte Phantaſie enthalten; gegen die — ich kann keinen andern Ausdruk hier gebrauchen — von ihm ſo unvorſichtig, ja ſo unverantwortlich erhizte Phantaſie. Allerdings kann Stärke des Verſtandes und Richtigkeit des moraliſchen Gefühls *) die Demoiſelle A. vor

*) Wohl den Kranken, wenn beides nach ihrer Geneſung in völliger Kraft wieder da iſt! während dieſer ſeltſamen Kur wird beides ſehr geſchwächt. Von dem Verſtande verſteht dies ſich bei täglichen heftigen Konvulſionen, die ſich mit einem Delirium endigen, wohl von ſelbſt. H. Bicker führt zwar ſehr triumphirend den erhöhten Scharfſinn der Perſonen während des exaltirten Zuſtandes an; aber der Namen ſelbſt zeigt ja ſchon, daß dieſer erhöhte Zuſtand widernatürlich iſt, unmöglich ſo bleiben kann, und, wie jede zu groſſe Anſpannung, eine deſto größere Erſchlaffung nach ſich ziehen muß. Ob das feine moraliſche Gefühl der Frauenzimmer bei den Manipulationen nicht leide, mag jeder ſelbſt entſcheiden. H. Bicker ſchildert ſie uns nur während des exaltirten Zuſtandes. „Was ich

„unter

allen traurigen Folgen kräftigst sichern. Aber durch diesen glüklichen Umstand vermindert sich des unvorsichtigen Arztes Schuld nicht.

Endlich konnte der angegriffne Körper und Geist der Kranken nicht länger widerstehn. S. 39: „In „der achten Woche kam ein sehr heftiger Fieberan„fall, der einige Tage dauerte, sich mit heftigen „Schweißen endigte, und in jenen sonderbaren „exaltirten Zustand überging, der von dieser Zeit „täglich wieder zurük gekehrt, und den einer von „beiden Aerzten itzt über hundertmal beobachtet „hat.“ — Ein Fieberanfall, sagt H. Bicker. Wahrlich ein an dieser Stelle sehr seltsamer unbestimmter Ausdruk! Welche Art von Fieber war es denn? Und dies Fieber, oder gar nur dieser Fieberanfall, daurte einige Tage! (Auch hier wieder um keine genaue Angabe!) Kurz, es scheint, Hr. B. hat sich hinter ein Wort verstekken wollen, um bei den Lesern keinen Schrekken zu erregen. Es war wohl sicherlich, wie glaubwürdige Männer melden, ein Paroxysmus des Wahnsinns, ein Deli-

„unter den psychologischen Bemerkungen bald ver„gessen hätte“, sagt dieser etwas vergeßliche Bemerker, S. 45: „sie wissen nichts von Blödig„keit, nichts von Gezwungenheit oder Gene, nichts „von allem, was (aus) Etikette oder Vorurtheil „(?), oder Erziehung junge Frauenzimmer ge„wöhnlich in der Unterhaltung mit dem männli„chen Geschlechte zurükhält, oder die Ergießun„gen der Seele unterdrukt.“

Delirium, wie es nur im hizigen Fieber sein kann. — Dies sah also endlich der Arzt durch seine Wunderkur hervorgebracht; und wehe seinem Herzen, wenn er nicht während dieser Tage, die so leicht der Patientin das Leben oder auf immer den Verstand hätten rauben können, Schrekken und Gewissensangst empfand!

Auf dies Delirium folgte denn (S. 43) "der „ekstatische Zustand der Seele, oder das Divina„tionsvermögen, welches die Kranken zu besitzen „glauben" (ei! ei!), "und welches sie auch in An„sehung des Vorhersagens über ihre eigne Krank„heit wirklich zu besitzen scheinen". (Ei! ei!) — „Sie haben (S. 44) das vollkommenste Bewußt„sein, die deutlichsten Vorstellungen, das treueste „Gedächtniß, ziehen aus den Reden Andrer die „feinsten Schlüsse, antworten mit dem größten „Scharfsinn, u. s. w." Die lächerlichen Superlative abgerechnet, die wohl aus Höflichkeit gegen die Damen entstanden sind, ist die Sache sehr begreiflich. Wenn ein Mädchen von Natur Verstand hat, und izt, durch schmeichelnden Besuch, und durch die Meinung von ihrem ausgezeichneten erhohnen Zustande, in guter Laune ist, so antwortet sie natürlich munter und geistvoll; auch schärft offenbar der angegriffne Zustand der Nerven die Feinheit des innern Sinnes, aber wahrlich nicht auf eine beneidenswürdige Art. S. 44: "Sie bestimmen „mit der genauesten Pünktlichkeit, was ihnen in

„An-

„Ansehung ihrer Krankheit oder der Besserung,
„oft erst in acht oder mehrern Tagen, begegnen
„wird; bestimmen die Arzeneimittel, oder ändern
„äußerliche Hülfsmittel, die bei ihnen angewandt
„werden sollen". Da auch in dieser wichtigen Sache H. B. gar nichts genaueres, nicht ein einziges Exempel, anführt; so läßt sich nicht darüber urtheilen. Sollten es nicht Mittel sein, die jedem Menschen einfallen könnten? zumal einem langwierigen Kranken, der über seinen Unfall und dessen Heilung schon oft seine Aerzte hat reden hören? Kann wirklich ein vernünftiger Mensch sich einbilden: ein desorganisirtes Mädchen nenne, medizinisch-gelehrt und pathologisch-richtig, fremde Heilmittel, von deren Gebrauch und Namen es noch nie etwas gehört? Auch berichten glaubwürdige Leute aus Bremen, daß die guten Kinder die Portionen zuweilen etwas auffallend unrichtig angeben.

H. Bicker erzählt weiter, S. 45: „Außer dieser Erhöhung der Seelenkräfte in der Ekstase,
„sind die Organe der Sinne, das Gesicht ausgenommen, auf das höchste verfeinert. Sie unterscheiden Farben, bestimmen durch das Gefühl geschriebene und gedrukte Wörter, hören Ton und Sprache wo ein gewöhnlicher Mensch mit gesunden Ohren nichts hören kann, u. s. w." Ist alles dies genau untersucht? kann keine Täuschung hierbei vorgehn? Es laufen doch Erzählungen herum, die ein kleines Blinzen mit den Augen vermuthen

then lassen. Daß aber bei nervenkranken Personen ein Sinn, z. B. des Gehörs, sehr oft ungewöhnlich geschärft ist, kann ja einem Arzte nichts Neues sein. Mir fällt so eben darüber folgende Stelle aus einer Krankheitsgeschichte bei. „Bald „schien sie (denn es war auch ein Frauenzimmer) „Briefe zu schreiben, sie zu versiegeln und wegzu„schikken; bald sich zu frisiren, und allerlei andre „häusliche Geschäfte mit einer unnachahmlichen „Geschwindigkeit und Fertigkeit zu verrichten. Bald „sang sie, bald pfiff sie *); wobei sich ihr Gesicht „auf eine seltsame Art entstellte. Endlich folgte „ein wechselseitiges Aufschwellen und Zurükzie„hen der Magengegend, und diesem ein krampfhaf„ter Husten; womit der Anfall, welcher Stunden „lang anhielt, meistens endigte. Immer ließ er „eine außerordentliche Mattigkeit zurük. Wäh„rend der Anfälle verlor sie niemals ihr Bewußt„sein. Im Gegentheil mußte man, wenn die An„fälle nicht äußerst heftig werden sollten, sorgfäl„tig verhüten, daß ihre Sinne nicht von wei„tem angegriffen wurden. Sie blieben auch in „Zwischenzeiten so reizbar, daß sie in der Ferne „leise gesprochene Worte, die ein Gesunder in „der Nähe kaum verstand, deutlich vernahm; „daß ihr das Lesen, Singen, die sanftesten Töne „eines

*) Wie die beforganisirte Magd in der Schweiz. S. Berl. Monatsschr. Januar 1785, S. 77.

„eines weit entfernten musikalischen Instruments,
„besonders das hundert Schritt weit entfernte
„Trommeln den Anfall erneuerten; und daß sie im
„obern Stok mit Erschütterung entdekte, wenn im
„untern Tabak geraucht ward.“ Welch eine Erhöhung der Seelenkräfte! War in diesem Mädchen, deren Geschichte in der That fast der einer desorganisirten ähnlich sieht, auch ein Divinationsvermögen? Ach nein! es war nichts als ein hässlicher Infarktus; und gute Visceralklystiere vertrieben den ganzen exaltirten Zustand. Die Geschichte sieht wörtlich so, wie ich sie erzählt habe, in „Kämpfs neuer Methode, die hartnäkigsten „Krankheiten, die ihren Sitz im Unterleibe haben, „zu heilen. Zweite Auflage, Leipzig 1786, S. 450, „451.“ — Man weiß ja auch schon aus dem Hudibras, daß nicht abgeführte Blähungen Prophetengeist wirken.

„Die wichtigste Folge dieser besondern Kur,“ sagt H. B. am Ende S. 46, „ist unstreitig die erfolgte Besserung bei beiden Kranken: indem ihre „Krämpfe und Konvülsionen, außer den kurzen konvulsivischen Erschütterungen, die sie noch während „des Manipulirens, aber nicht oft, bekommen, „aufgehört, und ihre Kräfte merklich zugenommen „haben.“ — Besserung! wenn sie noch Konvulsionen bekommen? Besserung! wenn sie noch täglich müssen manipulirt werden? Und das schreibt ein Arzt! Wahrlich dies ist wieder so ein Stükchen

von

von der „wiewohl noch nicht völligen, dennoch „aber ganz unerwarteten; und beinahe unglaublichen Genesung", wie wir schon eines aus der B. Monatsschrift Jan. 1787, S. 30 kennen. — Allerdings wäre diese Folge, wenn sie wahr wäre, höchst wichtig; und desto unverantwortlicher ist es, daß H. Bicker hier so mit Worten spielt. Noch wichtiger aber wäre die Nachricht, ob diese Besserung von Dauer sei. Denn, ein kurzes Besserbefinden ist noch keine Genesung; und ob bei so freiwillig — oder darf ich nicht muthwillig sagen? — gereizten Nerven, eine dauerhafte Genesung von der Nervenkrankheit zu hoffen ist, muß wohl jeder Vernünftige bezweifeln. — — Herr Bicker wird nicht sagen können, daß ich an seinen Worten das geringste verfälscht habe. Ich habe sie treu geliefert, und meine Bedenklichkeiten freimüthig dabei angegeben. Von dem eigentlich medizinischen und physikalischen Punkte der Streitfrage hat H. Hofarzt Marcard, in seiner vortreflichen Antwort an H. Lavater (B. Monatsschr. Novemb. 1785); so befriedigend geredet, daß die Leser nun wissen, wie sie in dieser Sache daran sind. Ich glaubte, auch die moralische Seite dieses Verfahrens berühren zu dürfen; und ich unterschreibe willig die Worte eines braven Mannes*), welche itzt doppelt ein-

*) Herrn Richerz in seinen Zusätzen zu „Muratori „über die Einbildungskraft des Menschen" (Leipzig 1786, 8), Th. II, S. 223.

einleuchtend sein müssen: „Ohne Zweifel giebt es „genug Leute, welche eine eben so despotische Herr„schaft über die Imagination schwacher Menschen „und des Pöbels, auch zum Vortheil der Kran„ken unter ihnen, als die Gassner und Mesmer, „ausüben könnten. Allein die moralischen Fol„gen davon sind zu schrecklich, als daß ein wah„rer Menschenfreund dieselben um einen Preis von „der Art, als die bald wieder vereitelte Genesung „schwachköpfiger und nervenkranker Personen, zu „verantworten haben möchte. Unterhaltung der „schwärmerischen Phantasie und des Aberglaubens, „ohne die sich solche Kuren gar nicht vornehmen „lassen, ist, im eigentlichsten Verstande, Beförde„rung des Reiches der Finsterniß!“ —

* * *

Auszug eines Schreibens aus Bremen, vom 21. Dezemb. 1786. *)

„— Ich zweifle fast, daß ich im Stande sein „werde, Ihnen von dem Magnetisirwesen, das hier „einige Monate im Verborgenen getrieben, vor „etwa 4 Wochen aber mit einer Art von Triumph

zu

*) Dieser Brief, nebst den oben geäußerten Bedenklichkeiten, kann dem Herrn D. Bicker Veranlassung geben, die von ihm einmal zur Sprache gebrachte Sache näher aufzuklären.

gen gleichmäßig fortschreitend gedacht ist, wenn nämlich in gleichen Zeiten gleiche Zuwächse entstehen, so ist die Zeit, in welcher die Größe sich verdoppelt, immer dieselbe, wie groß auch die Größe sein mag, von der man ausgeht. Diese Zeit heißt die Verdoppelungszeit. Ist z. B. die Verdoppelungszeit 10 Jahre, so wird ein Kapital von 1000 Mk. in 10 Jahren 2000 Mk., in 20 Jahren 4000 Mk., in 30 Jahren 8000 Mk. betragen.

Wenn eine gleichmäßig fortschreitende Größe durch Zeiten, die in arithmetischer Progression wachsen, hindurchgeht, so wachsen die Größen selbst in geometrischer Progression. Ist z. B. die Verdoppelungszeit 10 Jahre, so wird ein Kapital von 1000 Mk. in 10 Jahren 2000 Mk., in 20 Jahren 4000 Mk., in 30 Jahren 8000 Mk. betragen. Die Zeiten 10, 20, 30 Jahre wachsen in arithmetischer Progression, die Größen 1000, 2000, 4000, 8000 Mk. in geometrischer Progression. Ist die Verdoppelungszeit 10 Jahre, so wird ein Kapital von 1000 Mk. in 5 Jahren $1000 \sqrt{2}$ Mk. betragen. Die Zeiten 5, 10 Jahre wachsen in arithmetischer Progression, die Größen 1000, $1000 \sqrt{2}$, 2000 Mk. in geometrischer Progression.

Wenn eine gleichmäßig fortschreitende Größe durch Zeiten, die in geometrischer Progression wachsen, hindurchgeht, so wachsen die Größen selbst in arithmetischer Progression. Ist z. B. die Verdoppelungszeit 10 Jahre, so wird ein Kapital von 1000 Mk. in 10 Jahren 2000 Mk., in 20 Jahren 4000 Mk., in 30 Jahren 8000 Mk. betragen. Die Zeiten 10, 20, 30 Jahre wachsen in geometrischer Progression, die Größen 1000, 2000, 4000, 8000 Mk. in arithmetischer Progression. Ist die Verdoppelungszeit 10 Jahre, so wird ein Kapital von 1000 Mk. in 5 Jahren $1000 \sqrt{2}$ Mk. betragen. Die Zeiten 5, 10 Jahre wachsen in geometrischer Progression, die Größen 1000, $1000 \sqrt{2}$, 2000 Mk. in arithmetischer Progression.

„kein besserer einfallen. Genug, der Anfang mit „dem Magnetismus wird gleich nach Lavaters Ab„reise gemacht. In einigen Wochen wollen keine „von den abgezielten Symptomen erfolgen. End„lich, nachdem Hr. Wienholt von dem Anschaun „der Blanschardschen Luftschifferei von Hamburg „zurükgekommen, gelingen die Bemühungen in kur„zer Zeit. Konvulsionen, Desorganisationen, Divi„nationen, und Vorschriften der Patientin an den „Arzt, erfolgen alle auf dieselbe Weise, wie sie La„vater an seiner Frau wahrgenommen, und wie „die Straßburger und Londner Versuche im 219 „und 220sten Stük der allgem. Litteraturzeitung „angezeigt worden sind. — Auch soll die Patien„tin sich schon merklich gebessert haben. Wenig„stens ist sie vor mehr als 3 Wochen, nach eigner „Vorhersagung*), mit eignen Füßen, worauf sie „in langer Zeit nicht hat treten können, in eine „Kutsche gestiegen und ausgefahren; ist bald dar„auf auf ihre Nachbarschaft in Gesellschaft gegan„gen, und ohnmächtig darinn geworden**); hat „end-

affektirt, und Empfindungen geäußert die sie nicht gehabt. Nein, sie empfand gewiß alles, was sie äußerte. Nur war es darum eine gelernte Rolle, weil sie von den Meistern, die sie als einen Beweis der Wunderkur auf die Bühne bringen wollten, erst sorgfältig vorher unterrichtet ward, damit ihr Kopf und ihre Phantasie die Symptome bewirkten, die sich an ihrem Körper zeigen sollten.

*) Die Vorhersagung war leicht, wenn sie sich ist stark genug zum Gehen führte.

**) Hat sie auch diese Ohnmacht vorhergesagt?

„endlich auch angekündigt, daß sie den 24. Ja„nuar künftigen Jahrs völlig wiederhergestellt sein „würde *).

„In ihrem besorganisirten Zustande, der schon „einmal 3 Tage gedauert, und ihrer Wahrsagung „zufolge vom 25. bis 29. dieses, also bis in den „fünften Tag, dauern soll, genießt sie nicht die ge„ringste Speise, sondern bloß magnetisirtes Was„ser mit etwas Wein vermischt. Magnetisch wird „das Wasser gemacht durch ein gewisses methodi„sches Reiben mit der Hand um den Boden des „Glases. Anderes Wasser will ihr schlechterdings „nicht bekommen **). — Aderlaß, Blutigel, Kräu„ter, deren Stelle auf dem Balle sie selbst ange„geben, und die sie durch das bloße Gefühl ihrer „Hand selbst aus andern Kräutern ausgesucht, sind „alle nach ihrer Verordnung bei ihr gebraucht wor„den. — Dr. Wienholt ist bisher das einzige aus„erwählte Rüstzeug, dessen körperliche und morali„sche Temperatur (denn beide gehören zur Sache) „ihn zu dieser heilsamen Operation tüchtig machen.

 „Dr.

*) Gott gebe, daß es erfüllt werde, und daß es lange daure!

**) Wahrscheinlich wußte sie, welches Wasser sogenannt magnetisch gemacht war. Bei der Franklinschen Untersuchung kömmt auch folgender Umstand vor: „Sagte man dem Kranken, die magne„tische Tasse würde kommen; so bekam er bei je„der gemeinen Tasse seine Krisen, und krank her„nach ganz ruhig aus der wirklich magnetisirten.“ B. Monatsschr. Jan. 1785, S. 29.

„Dr. Olbers ist mit Abfassung des Procès verbal,
„und Dr. Bicker mit dem Anschaun der Wunder-
„dinge, die vor seinen Augen vorgehen, beschäftigt.
„Doch ist beiden das Ausfragen der Patientinn
„vergönnt; welche Erlaubniß zwar auch allen und
„jeden neugierigen Besuchern gern gegeben wird,
„doch so daß nicht immer Antworten erfolgen.
„Noch vor wenig Tagen ist ein Freund vom Hause
„da gewesen, der sich mit Fleiß am Kopfende des
„Bettes so gesetzt hat, daß ihn die Patientin nicht
„in ihre verschloßnen Augen fassen können; die-
„sem hat sie auf seine Frage: von welcher Farbe
„sein Oberrok sei? nicht antworten können oder
„wollen. Hierauf, wie er aufgestanden, und sich
„vom Bette nach der Seite des Zimmers begeben,
„wohin offne Augen würden haben sehn können,
„ist es ihr eingefallen, daß der Oberrok grau wä-
„re*). — Dr. Dunze ist eingeladen, die Wun-
„derkranke zu besuchen. Da er aber die Bedin-
„gung

*) Das unmerkliche Sehen mit den halb verschloßnen Augen vermuthete schon H. Marcard (s. seine Antwort an Lavater). H. Ploucquet glaubte es auch zu bemerken, s. oben S. 129. Der hier im Briefe angegebne Fall ist vollends merkwürdig. Auch wird allgemein erzählt, daß als Madam Lavater die Stunde ihres Aufstehens vorausgesagt hatte, und ein Glied der Familie den Zeiger der neben dem Bette stehenden Uhr verrükte, sie sich nun in ihrem prophezeihten Aufstehn nicht nach der wahren Zeit, sondern nach der falsch gestellten Uhr neben ihr, richtete.

„gung gemacht: drei Zeugen selbst zu wählen,
„von denen dennoch die Familie verwerfen könnte,
„wen sie wollte, mit diesen gewählten und gebil-
„ligten drei Zeugen aber ganz allein bei der Pa-
„tientin zu sein, und unter andern ihr ein beschrie-
„benes Papier, dessen Inhalt außer ihm Niemand
„den bewußt wäre, in die Hand zu geben, ihr die
„Augen zu verbinden, und ihr nunmehr durchs
„bloße Gefühl zu errathen zu geben, was es für
„eine Schrift sei: so ist dieser Vorschlag als beleidigend verworfen worden.*) — Mit einer andern
„Patientin, eines Schiffers Tochter in der Neu-
„stadt, Namens Sch. die heftige epileptische Zu-
„fälle hat, und deren gewöhnlicher Arzt Dr. Ol-
„bers ist, hat, mit dessen Theilnehmung und Ge-
„nehmigung, Dr. Wienholt später dieselbe Kur
„vorgenommen. Hier ist alles schnell erfolgt. —
„Diese Kranke hat sich unter andern eine starke
„Portion gestoßnen Ingwer und Safran mit Rha-
„barber verordnet. Hr. Olbers stellt ihr vor: das
„würde ihr äußerst schädlich sein. Sie besteht aber
„darauf; und man giebt ihr dann, ohne daß sie es
„weiß, die Hälfte**). Aber siehe da! ein neues
„Wunder! sie erräth es genau.

 „Die

*) Man muß erwarten, ob Hr. Bicker dieses Faktum leugnen kann. Wichtig und merkwürdig ist die Sache in der That; und giebt einen sehr vortheilhaften Begrif von des Hrn. Dunze Scharfsinn und Beobachtungsgeist.

**) Also erlauben sich die Herren, von der Vorschrift des

„Die Aerzte bitten übrigens jedermann, doch „nicht zu frühzeitig zu urtheilen (denn es giebt hier „viele Ungläubige und Spötter), sondern den Er„folg abzuwarten*); und sie versprechen, erst dem „hiesigen Publikum im physikalischen Institut, „und dann auch der ganzen übrigen Welt, den gan„zen Prozeß vor Augen zu legen. Wirklich aber „haben sie nun, nachdem von einer unheiligen „Hand etwas davon in den Hamburger Korrespon„denten eingerükt worden, den bisherigen Ver„lauf nach Göttingen an die dortige Medizini„sche Fakultät, und nach Marpurg an Hr. Bal„dinger einberichtet, und sich daher Responsa „erbeten.

*

Um den alten Spruch: Es geschieht nichts Neues unter der Sonne, in Ehren zu erhalten; will ich noch einige Nachricht von der seltsamen Grille eines ältern Philosophen, die mit diesem Divinationsvermögen à la Puysegur oder à la Lavater viel Aehnliches hat, beibringen. Ein gelehrter Verfasser hat schon in der Berl. Monatsschrift (1786 Februar, S. 160, f.) sehr richtig und scharfsinnig gezeigt: daß es schon einen Mesmer-

schen

der divinirenden Seele abzugehn? Der Arzt bleibt freilich dabei in Ehren; aber auch die Divination? — Zu errathen, was man entweder selbst beim Anblik erkennt, oder von Andern hört, ist auch eben keine Divination.

*) Das hat H. Bicker selbst nicht gethan.

schen Magnetismus vor Mesmern gab, daß man nehmlich schon ehemals (in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts) durch Streichen mit der Hand Krankheiten glaubte heilen zu können. Ich finde itzt, daß man schon ehemals ein Divinationsvermögen annahm, das vorzüglich bei Kranken, zur Angabe ihrer Heilung, wirksam sein sollte; das aber freilich mit der Vernunft in Widerspruch stehe, und nicht anders als nach Bezwingung dieser Feindinn Vernunft sich in wahrem Glanze zeige: — gerade, wie auch itzt erhitzte Phantasie und Delirium vorhergehen müssen, um die Divinationsgabe in Thätigkeit zu setzen.

Wer anders, liebes Vaterland, könnte es sein, als ein Deutscher, der auch diese Entdekkung zuerst machte, obgleich sie hernach andre Nazionen usurpirt haben *)? — Der, seines Fleißes und mancher kummervollen Schiksale wegen, bekannte Arzt und Philosoph Andreas Ridiger (oder Rüdiger) **)

*) Oder sollte ich etwa hier zu früh triumphiren, wie man es bei der auch von Deutschen angeblich zuerst gemachten Erfindung der Luftschifffahrt gethan hat? Sollte sich etwa auch bei dieser, wie bei jener Erfindung, zeigen: daß ein Jesuit doch noch dem Deutschen zuvorgekommen? S. Berl. Monatsschr. 1784 Februar, S. 131.

**) Eine ausführliche Nachricht von diesem gelehrten und ehrlichen, aber etwas unruhigen und schwärmerischen Manne, der alle vier Fakultätswissenschaften studirt hatte, steht in Strobens Historie der Gelahrtheit (Jena, 1724, 4), in den Zusätzen S. 768, f. — R. war 1673 im Meißnischen geboren.

trägt diese Lehre in seiner großen lateinischen Logik vor, die er 1709 zu Halle unter dem Titel: de sensu veri et falsi herausgab. Ich will die Hauptstellen übersetzt hersetzen, woraus man mit Erstaunen die Uebereinstimmung seiner Ideen mit der itzigen Divinationstheorie wahrnehmen wird.

„Die Seele hat die Fähigkeit, gewisse dem Körper nöthige Wahrheiten zu diviniren, von Gott „erhalten. Ich beweise das Dasein dieser Fähigkeit, die Wahrheit ohne alles Räsonnement zu „treffen, aus der bekannten Erfahrung, daß die „Thiere ihre Speisen und selbst ihre Heilmittel „kennen. Nur ist hierbei vorzüglich zu merken: „daß dies Divinationsvermögen bei dem Menschen „nicht so klar und beständig ist, als bei dem Viehe; „und das offenbar darum, weil Gott dem Menschen die Vernunft gegeben hat. Diese Vernunft „verwirrt und stört die Divination der Menschen. Gleichsam zum Ersatz der Vernunft, „wodurch der Mensch sich in vielen Dingen zu helfen weiß, ist die Divination dem Viehe in viel „reinerem Glanze zugetheilt. Bei den Menschen „aber verdunkelt die Thätigkeit der Vernunft, wie „ein größeres Licht, das kleinere, und macht die „Regungen jener Fähigkeit unmerklicher". (Es ist in der That zu verwundern, wie der gute Mann die armselige Vernunft doch noch das größere, und die herrliche Divination nur das kleinere Licht nennt.) "Da aber oft die Menschen in Gefahren „kom-

„kommen, wo die Vernunft nicht weiter reicht,
„so hilft alsdann das Divinationsvermögen aus.
„Man merkt dieses Licht der Divination am deut-
„lichsten bei Krankheiten, zumal den gefährlich-
„sten, wo es mit der Vernunft, die sonst jenes
„Licht stört, so ziemlich aus ist. Alle Aerzte wis-
„sen, daß Kranke oft Speisen gefordert, die man
„ihnen kaum zu geben sich getraute *), und daß sie
„nach deren Genuß zum Erstaunen aller Zuschauer
„sofort gesund geworden. Will man hiegegen ein-
„wenden, daß Viele auch nach solchen geforderten
„Speisen gestorben; so antworte ich, daß man bei
„genauer Untersuchung immer finden wird: der
„Appetit dieser Leute sei nicht durch den rechten
„Divinationstrieb, sondern durch Verstand oder
„Vernunft gekommen". (Bravo!) "Darum
„pflege ich immer nachzufragen: wie der Kranke
„auf die Idee, z. B. von Heringen, gekommen?
„ob er welche gesehn, oder nennen gehört? oder
„durch Ideenverbindung darauf gebracht worden?
„Ist dergleichen etwas, so verbiete ich es. Be-
„theurt er aber, er wisse schlechterdings nicht, wie

*) Gerade so wie Herr Bicker sagt S. 45: "Wenn
„auch ihre Wahl zuweilen auf Mittel zu fallen
„scheint, die der Arzt vielleicht nicht gewählt ha-
„ben würde; so sind es doch insgemein sehr wirk-
„same Mittel, und die Erfahrung lehrt, daß sie
„ihnen gut bekommen." Vorzüglich wohl, wenn man ihnen nur die Hälfte von dem giebt, was sie fordern, s. oben S. 153.

„er auf den Gedanken gerathen; dann lasse ich ihn „essen, und habe mit Erstaunen die schnellste Hel„lung davon gesehn. — Dieser innere Trieb wird „ganz frei von Irthum können erhalten werden, „wenn man nur genau dabei beobachtet: daß er ja „nicht aus Vernunft entstanden sei. Er, der „Trieb, muß schlechterdings durch keinen Gedan„ken veranlaßt sein; sonst wäre es ja kein reiner „Willenstrieb, und wäre ja nicht sicherer, als „jeder anderer unbedeutende Gedanke. — Völ„lig ächt ist die Divination, wenn sie unsern Nei„gungen, Gewohnheiten, vorherigen Meinungen „und Hypothesen" (das heißt wohl: allem, was aus der Vernunft entspringt) "geradezu wider„spricht." — — (ed. Lipſ. 1722, p. 13—19.)

Wenn das Tollheit ist, so ist doch Methode darin*). Wenigstens muß man den Mann seiner Ehrlichkeit wegen lieben, da er so gerade heraus die Divination der Vernunft entgegensetzt. Und so ist es auch recht; denn die halbe Vernunft taugt vollends nichts. Nach seiner Theorie weiß man doch, wie man mit den divinirenden Personen daran ist; ihr Seelenzustand liegt ganz außer dem Gebiete der Vernunft. Freilich könnte man den ehrlichen Ridiger schikaniren: daß sein Divinationsvermögen auf der einen Seite das ist, was wir Andern Instinkt nennen, indem er die Exem-

pel

*) Though this be madness, yet there's method in't.
Shakespeare im Hamlet.

ber Wirthin, um sie über seine Absicht zu beruhigen, und sagte ihr, daß er nur Abschied nehmen wolle. Sie ließ ihn also ein, und er trat mit dem Lichte in der Hand in das Zimmer, wo die Leiche lag. Er ging auf sie zu, und that, als wenn er sie küssen wollte, biß ihr aber mit den Zähnen die Nase ab, schluckte sie hinunter und lief davon. Die Wirthin, welche ihn nicht aus den Augen gelassen hatte, lief ihm nach, und schrie, daß er ihr die Nase abgebissen habe. Er antwortete: Ich habe sie nicht abgebissen, sondern ich habe sie gegessen, und sie hat mir gut geschmeckt. Ich habe noch mehr gegessen, und will noch mehr essen, wenn ich es bekommen kann. Die Wirthin lief zu dem Richter, und klagte ihn an. Der Richter ließ ihn vor sich kommen, und fragte ihn, warum er der Wirthin die Nase abgebissen habe. Er antwortete: Ich habe sie nicht abgebissen, sondern ich habe sie gegessen, und sie hat mir gut geschmeckt. Ich habe noch mehr gegessen, und will noch mehr essen, wenn ich es bekommen kann. Der Richter ließ ihn ins Gefängniß werfen, und sagte, er wolle ihn morgen hängen lassen. Morgen früh kam der Richter, und fragte ihn, warum er der Wirthin die Nase abgebissen habe. Er antwortete: Ich habe sie nicht abgebissen, sondern ich habe sie gegessen, und sie hat mir gut geschmeckt. Ich habe noch mehr gegessen, und will noch mehr essen, wenn ich es bekommen kann. Der Richter ließ ihn hängen.

iſt doch, da der Himmel der Divination gewiß außer den Gränzen der Vernunft liegt, und man nur durch das Fegefeuer der Konvulſionen und des Deliriums dahin gelangen kann, ein offenbarer Fehler der itzigen Magnetiſirer, daß ſie ihre Kranken noch ein wenig im Gebrauche der irdiſchen ſtörenden Vernunft laſſen. Es iſt doch unſtreitig, daß diejenige Divination die reinſte und ächteſte ſein muß, die (nach Ridigers Theorie) am wenigſten mit Verſtand oder Vernunft gemein hat, die am meiſten den bis itzt gehegten Meinungen und Urtheilen des Menſchen widerſpricht, und deren Aeußerungen weder durch ſinnliche Eindrükke, noch Erinnerung, noch Ideenverbindung, noch Gewohnheit veranlaßt worden. Herr Lavater und Herr Wienholt mögen alſo wohl zuſehn, was ſie thun, wenn ſie ihren Kranken die von dieſen vorgeſchriebne Diät und Medizin ſo hingehn laſſen, da dieſe Vorſchriften ſich doch wahrſcheinlich noch immer etwas auf Verſtand und Ideenverbindung gründen; ich fürchte, ſie können ihnen leicht gefährlich, ja gar tödtlich (ſ. oben S. 157) werden. Nein, alle Vernunft muß hierbei ganz weichen! Und wenn Madam Lavater und die bremiſchen Jungfern ſich erſt Rezepte, ohne alle veranlaſſende Gedanken, und gegen ihre vorigen Meinungen und Gewohnheiten, diktiren; alsdann, in dieſer höchſten Reinigkeit der Divination, zu deren Hervorbringung vielleicht noch ſtärkere Manipulatio-

nen

nen gehören, alsdann werden die geſegneten Wirkungen der Desorganiſ. erſt recht glänzend erſcheinen!

Berlin,
den 21. Jänner 1787. Thomas Akatholikus.

5.

Nachricht von den hinterlaſſenen Manuſkripten des Königs Friedrich II.

Bei der Aufnahme in die Akademie der Wiſſenſchaften.

Berlin am 30ſten November 1786. *)

Meine Herrn! Der Beſchäftigung mit den Wiſſenſchaften verdanke ich bis itzt die angenehmſten Stunden meines Lebens. Aus Geſchmak und aus Patriotismus fand ich Vergnügen daran, meine litte-

ras

Meſſieurs! La Culture des Lettres a fait jusqu'ici l'occupation la plus douce de ma vie. Et par gout, & par patriotisme, je me ſuis plû à conſacrer mes veilles & mes

*) Wir glauben, daß es unſern Leſern angenehm ſein werde, wenn wir ihnen von dieſer für das ausländiſche Publikum gewiß nicht minder als für Deutſchland wichtigen Vorleſung außer der Ueberſetzung auch das franzöſiſche Original, ſo wie wir es aus den Händen des Herrn Verfaſſers erhalten haben, mittheilen.

rarischen Arbeiten Gegenständen zu widmen, deren Bearbeitung meinen Mitbürgern Nutzen versprach. Ich habe die Freude gehabt, einigen Beifall zu finden. Aber die schmeichelhafteste Belohnung meiner Bemühungen erhalte ich heut, durch den Zutritt zu diesem Heiligthume der Talente und der Kenntnisse.

Ich bitte Sie, Meine Herrn, von meiner Dankbarkeit und von dem Eifer überzeugt zu seyn, mit dem ich mich unablässig bestreben werde, die mir von Ihnen erwiesene Ehre zu rechtfertigen.

Und in der That, welchen Antrieb zur Nacheiferung muß mir nicht Ihre Belehrung und das Beispiel eines Ministers gewähren, der eben so verehrungswerth durch den Umfang und die Vortref-

mes études à des objets qui puſſent être utiles à mes Concitoyens. J'ai eu la ſatisfaction d'obtenir quelques ſuffrages. Mais la récompenſe la plus flatteuſe que je recueille de mes efforts, c'eſt de me voir admis aujourd'hui dans ce Sanctuaire des Talents & des Connoiſſances.

Daignés être perſuadés, Meſſieurs! de ma réconnoiſſance & du Zèle avec lequel je travaillerai ſans relache à juſtifier l'honneur que Vous me faites.

Et quels motifs d'émulation ne puiſerai-je pas dans Vos Conſeils & dans l'Exemple d'un Miniſtre auſſi reſpecta-

Gebäude, Thore, Brücken, Schlösser, Mauern, Thürme, Wälle, Gräben, Bollwerke, Casematten, Minen, Contreminen, Batterien, Redouten, Schanzen, Laufgräben, Parallelen, Sappen, Logements, Tambours, Palissaden, Fraischen, Spanische Reuter, Wolfsgruben, Fußangeln, Chevaux de frise, Pontons, Schiffbrücken, Flöße, Fähren, Kähne, Schiffe, Galeeren, Galeassen, Fregatten, Brander, Bombarden, Canonierschaluppen, Transportschiffe, Proviantschiffe, Munitionsschiffe, Hospitalschiffe, Feldapotheken, Feldbäckereyen, Feldschmieden, Feldlazarethe, Feldbarbierstuben, Feldbadestuben, Feldbarbiere, Feldwundärzte, Feldapotheker, Feldbäcker, Feldschmiede

lassenen Schriften, ehe sie in die Hände des Publikums kommen, einige Proben mittheile.

Die Wichtigkeit des Stofs, die Mannigfaltigkeit der Materien, die Vielfachheit der Gegenstände, welche dieser unermüdete Geist behandelt hat, müssen gewiß eben so viel Interesse als Erstaunen erregen. Urtheilen Sie selbst darüber, meine Herrn, nach folgender kurzen Anzeige dieser Manuskripte:

1. Geschichte des siebenjährigen Kriegs.
2. Abhandlung über die Unschädlichkeit der Irrthümer des Verstandes.
3. Betrachtungen über den gegenwärtigen Zustand der Europäischen Staaten.
4. Geschichte meines Zeitalters; in zwei Bänden.

5.

le Public en jouisse, qnelques Echantillons des Ecrits qu'a laissé Fréderic.

L'importance des Sujets, la variété des matiéres, la multiplicité des objets, que cette ame infatigable a traités, n'intéresseront pas moins qu'elles étonneront.

Jugés en, Messieurs! par la Notice succincte de ces Manuscrits:

1. La guerre de sept ans.
2. Dissertation sur l'innocence des Erreurs de l'Esprit.
3. Considérations sur l'Etat présent des Corps politiques de l'Europe.
4. Histoire de mon tems. Deux Volumes.

5.

5. Denkwürdigkeiten, seit dem Hubertsburger Frieden bis zum Ende des Theilungstraktats von Polen.
6. Denkwürdigkeiten des Krieges vom Jahre 1778.
7. Drei Bände Vermischter Gedichte.
8. Mehrere Hunderte von Briefen verschiedner Gelehrten nebst den Antworten des Königs. —

Um zu erklären, wie ein so beschäftigtes und thatenvolles Leben, als das des Hochsel. Königs, ihm noch Muße genug lassen konnte, um den Musen soviel zu opfern muß man die Auflösung des berühmten Präsidenten, der die Zierde und der Stolz dieser Akademie war, zu Hülfe nehmen:

Friedrichs Augenblikke hatten den Werth von Jahren.

Berlin. von Wöllner.

5. Mémoires dépuis la Paix de Hubertsbourg jusqu'à la fin du partage de la Pologne.
6. Mémoires de la guerre de 1778.
7. Trois volumes de Poesies diverses.
8. Quelques centaines de Lettres de plusieurs Savans avec les réponses du Roi.

Pour expliquer, comment une vie aussi active, aussi remplie que l'a été celle du Roi defunt, a pu lui laisser assés de loisir, pour sacrifier autant qu'il l'a fait aux Muses; il faudra récourir à la Solution de l'Illustre Président qui fut l'ornement & l'honneur de cette Académie:

C'est que les momens de Fréderic valoient des années.

6.

Ueber einige Nachrichten von dem Leben des Höchstsel. Königs.

Die B. Monatsschrift hat im November vor. J. (S. 445, f.) einige Wünsche in Rükſicht auf eine Biographie von König Friedrich II. geäußert. — Sie erwähnte schon damals der ungemeinen Sensation, die dieser Todesfall unter allen denkenden Menschen verbreitet hat, und welche auf der einen Seite von der Größe des Mannes zeugt, der einen so allgemeinen Eindruk verursachen konnte, auf der andern Seite aber auch zeigt, daß unser Zeitalter noch gefühlvoll genug ist, um diesen Eindruk innig zu empfinden. Seitdem sind, vorzüglich aus entfernten Orten, noch mehr Denk- Gedächtniß- und Lobschriften auf den Höchstsel. König erschienen. Es erwekt eine besondre Empfindung, die Menge derselben zu übersehen. Christen von allen Religionsparteien, Juden, und andere Glaubensgenossen, Geistliche und Krieger und Staatsmänner und Bürger, Deutsche und Abkömmlinge fremder Nationen, gute und schlechte Schriftsteller, Dichter und Prosaisten, haben sich in die Wette beeifert, den großen Gegenstand, jeder nach seiner Art, zu schildern. So ist es in den Ländern der Preußischen Monarchie nicht bloß, sondern auch im Auslande, wo entfernte Völker,

und

und Freistaaten, und fremde Reiche Theil an dieser erschütternden Begebenheit nahmen. So wie bei Friedrichs Lebzeiten der Reisende fast allenthalben Sein Bildniß antraf, selbst in Gegenden, wohin man kaum Seinen Ruhm, und in andern, wohin man Seine Liebe nicht verbreitet glauben sollte; so häufig und fast gleich unvermuthet findet man itzt nach Seinem Tode Gedächtnißschriften auf Ihn aus den entlegensten Orten. Zwar zum Theil eben so unrichtig, als jene Bildnisse oft untreu waren; aber doch, eben so wie diese, Zeichen der Achtung und der Theilnehmung.

Von der mittheilenden Gnade des Herrn Grafen von Herzberg Excellenz, dem diese Schriften aus allen Gegenden Europas haufenweise zugeschikt worden, habe ich itzt einen großen Theil derselben vor mir. Es ist unmöglich, ihrer aller zu erwähnen. Nur ein paar der neuesten von den auswärtigen Schriften will ich anzeigen. — Die wichtigste ist wohl die zu Wien erschienene, ganz im römischen Lapidarstil gearbeitete und sogar mit den Buchstaben und der Interpunktion der alten Inskriptionen gedrukte, Gedächtnißschrift, des Titels: D. M. FRIDERICI. II. S. Der Verfasser ist Herr Joh. Melchior von Birkenstok, ein gebomer Mainzer, kais. königl. Hofrath und Mitglied der Büchercensurkommission zu Wien *). Mit

*) Die Verdienste dieses gelehrten Mannes schildert ausführlich Herr Nicolai in der Beschreibung seiner Reise, Bd. III, S. 364.

kraftvoller Kürze und größtentheils mit sehr glüklichem Ausdrukke findet man hier alle große Eigenschaften und die ausgezeichneten Begebenheiten des Königs geschildert. Es ist ein angenehmes fortrükkendes Gemälde, das von Seiner Jugend, als Kronprinz, anhebt, sich durch die Thaten Seiner Kriege, Seine Einrichtungen im Frieden, Seine Verdienste um Wissenschaften und Menschheit, die Züge Seines Charakters und Lebens fortbewegt, nichts merkwürdiges unberührt lässt, und mit gleich erhabnen und rührenden Empfindungen über Seinen Verlust endigt. Vortreflich, und würdig unsrer aufgeklärten Zeiten, würdig des Lobredners Friedrichs, ist die Freimüthigkeit, womit der Verfasser es schildert, daß Friedrich die deutschen Musen zu sehr mißkannte und verachtete. Aber nicht mit derselben edlen Unparteilichkeit hat der Herr Verfasser die großen Thaten unsers Königs vorzustellen gesucht, wodurch Er, gerecht und uneigennüzig, mit Gefahr und Aufopferung, die Wagschale Deutschlands im Gleichgewichte erhielt, andern Fürsten ihr Erbtheil, und unserm Ehrwürdigen Vaterlande seine Verfassung sicherte, ohne Vortheil für Sich ja ohne Schadloshaltung zu erlangen noch zu begehren. Nach der Angabe des Verfassers soll der Bairische Erbfolgekrieg, und der Edle deutsche Fürstenbund, aus Eigennuz des Königs — welche Vorstellung! — veranlaßt worden sein. Die Stimme der Wahrheit im ganzen

zen aufgeklärten Deutschlande wird hier gewiß gegen den Verfasser reden. — Desto preiswürdiger ist die Unparteilichkeit, womit unser patriotischer Staatsmann, Herr Graf von Herzberg, dem Verdienste dieser Schrift dennoch Gerechtigkeit widerfahren lassen, und Selbst einen Abdruk derselben hier veranlasset hat *).

Ein andres interessantes Büchlein über diesen Gegenstand ist die Lobschrift des Herrn Laureau **). Auch diese enthält eine kurze Schilderung von Friederichs königlichem und Schriftsteller-Leben; und dann folgen räsonnirende Bemerkungen über Seinen Charakter. Die Vorstellung von den Mächten gegen welche unser König so lange stritt und so glorreich siegte, ist wahrheitliebend und unparteiisch; auch manche Betrachtung über Staatenregierung und Menschenschikſal, freimüthig und edel. Das Ganze liest man mit Vergnügen, obgleich man zuweilen auf Deklamation und zu gekünstelten redne-rischen Schmuk stößt. — Als Merkwürdigkeit

*) Bei Fr Nikolai, auf 2½ Bogen in gr. 8. Mit einer deutschen Uebersetzung und einer Nachschrift.

**) Eloge de Frédéric, Roi de Prusse, Electeur de Brandebourg. Par Mr. *Laureau*, Ecuyer, Historiographe de Monseigneur Comte d'Artois. Paris, 1786, 8. — Die Fehler in der Orthographie deutscher Namen sind desto auffallender, weil dieser Verfasser sonst von deutschen Sachen wohl unterrichtet zu sein scheint. Er schreibt aber Schuverin, Kleit (Keith), Schednitz (Schweidnitz), u. s. w.

nenne ich noch ein spanisches Gedicht auf den Tod des Königs, von einem Verfasser, der seit dem zweiten Jahre seines Lebens völlig blind ist. Das Gedicht ist in den gewöhnlichen sechsfüßigen reimfreien Jamben, und gewiß herzlich gut gemeint; schildert auch die bekannten Krieges- und Friedenstugenden des Monarchen ziemlich umständlich; hat aber sonst weder an Einkleidung noch Gedanken das geringste Vorzügliche *). — In Italien ist der Buchhändler Spekulationsgeist schon rege, um von der allgemeinen Sensation, die jedes europäische Publikum in Absicht König Friedrichs empfindet, Vortheil zu ziehen. Der Buchhändler Pitteri zu Venedig hat ein Ankündigungsblatt vom 30. Dezemb. 1786 ausgegeben, worin er das nächstens bei ihm erscheinende Leben des Hochsel. Königs (la Vita di Federico II. Re di Prussia) anzeigt. Es ist sogar schon unter der Presse, und soll vier Bände, mit Kupfern gezlert, (jeder Band zu 3 Venez. Lire

*) Der Titel heißt: El Heroe del Norte. Endecasilabos, que con motivo de la muerte de Federico Segundo, Rey de Prusia, escribia *Don Joseph Maria de Meràs y Alfonso*, que desde la edad de dos anos quedò absolutamente ciego de las viruelas. En Madrid, 1786, klein 4. — Ein Schäfer an der Spree (el Esprée) erzählt: er habe an diesem reißenden Fluß auf einem Felsen gelegen, und da eine Erscheinung gehabt, u. s. w. — Schweidnitz heißt hier Esquevennit; Lowositz Louwasitz, u. s. w. Auch Arnol, der bekannte Müller Arnold, kömmt vor.

Lire im Preiſe) enthalten. Er verſpricht ſich zwar denſelben allgemeinen Beifall, den die bei ihm erſchienenen Lebensbeſchreibungen des Ruſſiſchen Kaiſers Peter I und des Schwediſchen Königs Karl XII erhalten haben, und den ſein jährlicher Abriß von Begebenheiten (Storia dell' Anno), der nun ſchon zu 66 Bänden angewachſen iſt, noch hat. Er verſichert zwar, daß der Verfaſſer des angekündigten Werks ſchon ſeit 6 Luſtren (30 Jahren) in dem Fache der Lebensbeſchreibungen bewandert iſt, daß er ſeit 1779 darauf geſammlet, und durch Korreſpondenzen und ſonſt viele wichtige Nachrichten erhalten hat. Indeß läßt die Eilfertigkeit, womit das Werk ſchon itzt gedrukt wird, und vorzüglich die Unbekanntſchaft mit den wahren Quellen dieſer wichtigen Geſchichte, welche doch ſicherlich nur ein Deutſcher ſchreiben kann, nichts Gutes erwarten; und es iſt ein neuer Beweis der patriotiſchen Aufmerkſamkeit des Herrn Kabinets-Miniſters Grafen von Herzberg, daß Er einen kleinen Artikel nach Venedig geſchikt hat *), um,

 ſoviel

*) Derſelbe iſt folgender: Comme on annonce de pluſieurs endroits des ouvrages, qu'on veut faire publier en Italie ſur la vie du feu Roi de Pruſſe, il ſeroit à ſouhaiter, que les Auteurs *ne ſe précipitaſſent pas* à publier quelque choſe de *trop imparfait*, faute de Materiaux, *qu'ils ne peuvent pas avoir*; mais qu'ils attendent *l'Hiſtoire du feu Roi, écrite de ſa propre main*, & qui ſera publiée à Berlin dans le cours de l'année; ou que, s'ils ſont trop preſſés, ils ſe pourvoyent du moins de *bons ouvrages*, qui ont paru *en Allemagne* ſur la vie du Roi, ſur-tout à Leipzig.

soviel an Ihm ist, die übereilten italiänischen Lebensbeschreibungen zu verhindern, oder wenigstens in etwas zu verbessern.

Diesem großen Staatsmanne verdankt die Welt die Schilderung des Königs als Staatsökonomen und Wohlthäter Seiner Länder: eine Seite im Charakter Friedrichs, welche Europa mit Bewunderung und beinahe mit Erstaunen zuerst aus den unvergeßlichen Blättern Herzbergs genau kennen lernte. Auch das letzte nicht minder wichtige und thatenvolle Lebensjahr des großen Königs, hat der patriotische und gelehrte Minister, in der neulichen feierlichen Versammlung der Akademie der Wissenschaften *) auf die gewohnte Art geschildert; aber zugleich auch dabei einen vortreflichen Abriß von dem ganzen Staatsleben des Königs (tableau politique) gegeben. Wenn ein vieljähris

*) Die Versammlung war am Donnerstage den 25. Jänner, wo ehemals der Geburtstag des Königs pflegte gefeiert zu werden, wo aber auch zugleich der Stiftungstag der Akademie eintrift. Diese Feierlichkeit mußte die Akademie an ihren ehemaligen großen Stifter und an ihren itzigen königlichen Beschützer erinnern. Interessant und rührend war das vom Geheimenrath Formey, der Sitte nach, verfaßte Eloge academique des Königs. Sehr ingeniös und merkwürdig war die Idee des Astronomen Bode, ein bisher noch nicht völlig bestimmtes Sternbild nach Friederich zu benennen. Und unser Ramler las seine trefliche neue Kantate auf die Thronbesteigung Friedrich Wilhelms des Geliebten vor.

jähriger Staatsminister, ein Freund des großen Königs, und ein Genosse Seiner politischen Arbeiten, redet; so weiß das Publikum, daß es Wahrheit und Genauigkeit erwarten kann. Und doppelt freut es sich zu der richtigen Bearbeitung des wichtigen Gegenstandes, wenn es, wie hier der Fall ist, den hohen Verfasser schon längst als tiefforschenden Gelehrten und gründlichen Schriftsteller kennt.

Und dennoch — so schätzenswehrt diese vortrefliche Abhandlung des Verehrungswürdigen Staatsmannes auch ist, welche hoffentlich nächstens in öffentlichem Druk erscheinen wird, — dennoch giebt es eine Schilderung und Lebensbeschreibung König Friedrichs, welche noch merkwürdiger und wichtiger ist: nemlich von Ihm Selbst. Was sonst nur dunkle Vermuthung war (Novemb. 1786, S. 454), ist itzt, wie die Leser aus dem vorhergehenden wichtigen Aufsatze (Nr. 5) wissen, Gewißheit. König Friedrich Wilhelm hat mit Seiner gewohnten Huld und der schon in mehrern Proben von Ihm bewiesenen Beförderung der Publizität, es erlaubt, daß die hinterlassenen Werke Seines großen Vorfahrs öffentlich gedrukt werden. — Wir können hierüber noch eine Nachricht des Herrn Grafen von Herzberg Excell. mittheilen. Derselbe hat im Geheimen Archive das von des Königs eigener Hand geschriebene Original der Memoires de Brandebourg gefunden, so wie

es bis auf die Epoche vom J. 1740 gedrukt iſt. Ferner aber auch unter eben dem Titel, als zweiten und dritten Band der Memoires, die eigene Geſchichte des Königs, vom J. 1740 bis zum Schluß des Teſchner Friedens im J. 1779. Dies letzte iſt daſſelbe Werk, wovon ſich eine etwas revidirte Abſchrift, unter dem Titel: Hiſtoire de mon tems, unter den Manuſkripten findet (ſ. S. 164); und welches zuerſt dem Drukke wird übergeben werden. Es iſt mit dem vollgültigen Urtheil des kompetenteſten Richters in dieſer Sache zu reden: „ein vortreflich„es Werk, völlig im Geſchmak des Thucydides ge„ſchrieben; mit der größten Unparteilichkeit und Be„ſcheidenheit.“ Um dieſen richtigen Kennerausſpruch zu belegen, las der Herr Graf von Hertzberg, in der erwähnten Sitzung der Akademie, zugleich die Einleitung (Avant-propos) dieſes wichtigen Werkes vor, worin die Erhabenheit und der Edelmuth wahrer königlicher Geſinnungen das Herz erheben und rühren. Die Stellen, wo der große Verfaſſer von Sich redet, und den tapfern Kriegern, welche Ihm Seine Siege erfochten halfen, ein Ehrendenkmal ſetzt; wo Er die Nachwelt und die Wahrheit allein als Richterinnen über die bei ihrem Leben ſo oft geſchmeichelten Könige erkennt; wo Er die Wahrheit der Geſchichte ſo richtig aus dem Zeugniſſe gleichzeitiger Schriftſteller beſtimmt, und Sich daher, als Zeitgenoß und mithandelnde Perſon, für verpflichtet anſieht, dieſe

von Ihm mit Recht äußerſt merkwürdig geſchilderten Begebenheiten zu beſchreiben; wo er von den wichtigen Rükſichten eines Monarchen redet, deſſen Handlungen auf das Glük oder Unglük Tauſender Einfluß haben: alle dieſe und ſo viele andere merkwürdige Stellen müſſen das Herz jedes Unterthans, und jedes gefühlvollen Menſchen, wo möglich, noch mehr mit Bewunderung gegen den Großen Fürſten erfüllen, der ſo dachte und ſchrieb; — und mit Dank und Liebe gegen den Gütigen König, Der, gleich groß empfindend und denkend, ſofort willig die Bekanntmachung dieſer wichtigen und lehrreichen Schriften erlaubte!

B.

7.

Nachricht von der Röllingſchen Harmonika.

Es wäre unpatriotiſch und unrecht, ein in Berlin zu Stande gebrachtes vortrefliches Kunſtwerk in der Berliniſchen Monatsſchrift unerwähnt zu laſſen; zumal ein ſolches, das, durch glükliche Erfindung, eine vollkommnere Befriedigung unſers edelſten und feinſten Sinnes gewährt. — Es iſt ſchon einmal (B. Monatsſchr 1783 Jul. S. 22) der Harmonika, bei Gelegenheit ihres erſten Erfinders

Hause, bei großer Hitze, Kälte, Regen, Schnee und Wind, und wenn sie Nachts ausgehen, sollen sie Laternen mit sich nehmen, damit sie sehen können, wo sie hintreten, und sollen sich vor Pfützen, Gräben, Steinen, Hunden, Ochsen, Pferden, Wagen und dergleichen wohl vorsehen, damit sie nicht fallen, oder sich sonst beschädigen. Und sollen sich auch vor Spielen, Tanzen, Saufen, Fressen, Huren und Buben, und vor allen Dingen vor Unkeuschheit hüten, und ihre Leiber keuschlich halten, damit sie nicht Krankheiten, Blattern, Pocken, Grind und dergleichen bekommen. Sie sollen auch ihre Kleider, Schuhe, Strümpfe, Hemden, Hüte, Mäntel, Degen, Stöcke, Laternen, Bücher, Schreibzeug, Papier, Federn, Messer, Gabeln, Löffel, Schnupftücher, Geld, Ringe, Uhren, Petschaften, Siegel, Pässe, Briefe, Stammbücher, Reisegeld, Wechselbriefe, Kreditbriefe, Empfehlungsschreiben, Reisepässe, Reisekarten, Reisebeschreibungen, Landkarten, Reisebücher, Reisebeschreibungen, Landkarten, Reisebücher, Reisebeschreibungen, Landkarten, Reisebücher

ven hervor, daß ein leidenſchaftlicher und unvorſichtiger Spieler die fürchterlichſten Folgen davon zu befahren hat. Dies Spielen mit bloßen Fingern iſt das eigentlich Schädliche; und iſt ſicherlich auch die wahre Urſache, warum die bekannteſten Tonkünſtler auf dieſem Inſtrumente daſſelbe nie lange exkolirt haben. Die Jungfer Davis, die zuerſt in Europa die Harmonika ſpielte, ging bald davon ab; und Frik, ehemals der beſte Spieler des Inſtruments, hat es gleichfalls angegeben, und lebt itzt müſſig in London. Es iſt ſonſt nicht zu erklären, wie ein ſo bewundertes Inſtrument von Tonkünſtlern, die deſſelben nun ganz mächtig ſind, freiwillig wieder aufgegeben wird. Iſt dies aber die Urſache, ſo war es in der That unmenſchenfreundlich, dieſelbe zu verſchweigen, da man ſie zur Warnung der nichts ahndenden Enthuſiasmusvollen Virtuoſen hätte bekannt machen ſollen.

Ein ähnliches Schikſal überfiel daher auch unſern Röllig. Mehrere deutſche Oerter haben ſein vortrefliches Spiel bewundert. Aber, indem er Andern Freude gab, bereitete er ſich ſelbſt Schmerzen. Er erlitt Nervenzufälle, die ihn ganz unglaublich und auf viele Jahre ſchwächten. Anfangs konnte Er die Quelle ſeiner Leiden nicht errathen; aber endlich fand er nur zu gewiß, ſein Feind ſei ſein bis itzt geliebteſter Freund: ſein Inſtrument. Traurig ſah er ſich gezwungen, demſelben zu entſagen. Aber immer blieb ſeine

Liebe

Liebe dazu bei ihm lebendig; und sein beharrlicher Künstlersinn führte ihn zu dem Entschlusse: nichts unversucht zu lassen, wodurch dies herrliche Instrument unschädlicher und überhaupt für die Musik dauerhafter gemacht werden könnte. — Jetzt, nach mehr als fünfjährigem Nachsinnen und Arbeiten, ist sein Unternehmen vollendet; und ich glaube, man wird die Beschreibung dieser Erfindung mit Vergnügen hier lesen. Der Künstler hat dem Instrumente eine Tastatur untergelegt, die alle Nüancen des Druckes verträgt, den Schwingungen der bewegten Schalen nicht das mindeste Hinderniß entgegen setzt, die Erschütterungen aber für den Spielenden vermindert, und doch alles liefert, was im strengsten Verstande von diesem Instrumente verlangt werden kann.

Da man aber seit geraumer Zeit angefangen hat, allgemein von der Harmonika Meinungen zu verbreiten, die nicht in ihrer Natur gegründet sind; so soll hier der Standpunkt etwas näher angegeben werden, von welchem Herr Röllig ausging, um die Natur des Instrumentes zu bestimmen, ehe er die Form zeichnete, und den Mechanismus entwarf, wornach er sie umgeschaffen hat. Diese Angabe wird meistentheils mit den eigenen Worten des Künstlers geschehen. — Der Hauptcharakter der Harmonika ist — wie Er sagt, und wie ihm gewiß jeder gefühlvolle Hörer gestehen wird, — die für jedes andere Instrument, so wie für die Sin-

gestim-

gestimme selbst, unerreichbare Schönheit des Tons; dessen Entstehen, Wachsen, und Verschwinden durch alle Stufen von Schwäche und Stärke durchgeführt werden kann. Ihr Ausdruk ist innigstes Gefühl, hochgestimmte Leidenschaft, und Majestät; wobei nicht so schnell die Klänge selbst gewechselt, als vielmehr modifizirt werden. Aus diesem Grunde sind schnelle Passagen und Ruladen, so wie das Allegro, kein Werk der Harmonika; wer Dinge dieser Art von ihr verlangt, verkennt sie ganz, so wie die Eigenschaften ihrer Schwingungen. Ihre Spielart gehört in die gebundne Komposition, und eigentlich dahin, wo durch die unerwarteten Resolutionen der Dissonanzen, die Harmonie eine täuschende Wendung nimmt. Sie verträgt den Triller; und unterwirft sich allerdings auch einem strengen Takte; äussert aber vorzüglich nur da ihre Allgewalt am meisten, wo keine genau vorgeschriebne Zeit ihr Schranken setzt. — Nach diesen Grundlinien kann man sich einigermaßen vom Ganzen eine richtige Uebersicht verschaffen, und das Ziel finden, nach dem Er während seiner Arbeit hinstrebte. — —

Nun zur Beschreibung des Rölligschen Instruments *). Wer diesen Künstler schon sonst

auf

*) Es ist offenbar viel schiklicher, diese neue vervollkommnete Harmonika die Rölligsche zu nennen, als etwa, wie Einige vorgeschlagen, die Klavier-Harmonika. Die Anwendung des Klaviers ist bei der

auf seiner ehemaligen Harmonika hat spielen hören, wird die Vortreflichkeit seines Spiels, die Richtigkeit seines Gefühls in Bestimmung der für das Instrument gehörigen Setzart, aber auch zugleich den unbeschreiblich schönen und reinen Ton, den Er aus seinen Glasschalen ziehn kann, bewundert haben. Dieses letztere unterscheidet sein Instrument sehr von allen ähnlichen, die man bisher gehört hatte. Diese Schönheit und Reinheit des Tons kömmt sehr auf die Form der Schalen an, auf ihre Stimmung, ihre Temperatur; und endlich auch auf die Art ihrer Befestigung an der Spindel, damit durch kein Schwanken der Schale die Schwingung des Tons gestört, oder durch keine ungleichartige Bewegung derselben der Finger derselben nicht unumgänglich nothwendig; sondern sie kann, wie oben gesagt wird, auch noch immer mit bloßen Fingern gespielt werden. Auch hat Herr Röllig um die bessere Einrichtung der Schalen selbst ein großes Verdienst. Und endlich haben schon Andere, als in Leipzig, Dresden, Görlitz, und selbst Berlin, unternommen, der Harmonika eine Tastatur zu geben; in deren Vergleichung mit der Rölligschen Erfindung ich mich nicht einlassen werde, um für die letztere nicht zu parteiisch zu scheinen. Um nun das Instrument, welches oben beschrieben wird, welches nächstens in Deutschland allgemein bekannter, und sicherlich auch sehr bald häufig nachgebildet werden wird, mit einem genau unterscheidenden Namen zu charakterisiren: ist sicherlich die Benennung Röllingsche Harmonika die bequemste.

ger des Spielenden beſchwert werde. Es gehörte der ganze Künſtlerſinn und das anhaltende Studium eines Röllig dazu, um alle dieſe zur Schönheit des Tons erforderlichen Eigenſchaften ſeinen Schalen zu geben. Er iſt dazu gereiſet (wie Er denn die meiſten Glashütten in Ungarn, Böhmen, und Deutſchland beſucht, und ſich an einem Orte, wo er einen geſchikten Arbeiter fand, Jahre lang aufgehalten hat); er hat die Schalen in ungemein großer Anzahl verfertigen, und wenn er (wie oft geſchah), ungeachtet der genaueſten Angabe und bei keinem ſichtbaren Fehler, dennoch einen andern als den erwarteten Ton aus derſelben hörte, ſie ändern, beſchleifen, u. ſ. w. laſſen; bis es ihm endlich gelang, 42 *) genau zu einander paſſende Schalen herausgebracht zu haben. Er ſann beſtändig auf die Vervollkommnung ſeines Inſtrumentes nach, las alles darüber geſchriebene; beurtheilte, verglich, verbeſſerte, die Methoden und Erfindungen Anderer, u. ſ. w. — So entſtanden die ſchönen Inſtrumente, die er aus der reichen Anzahl ſeiner Schalen verfertigen konnte, und von denen unter andern der Herr Rittmeiſter von Maſſow vom

Re-

*) Hr. Röllig giebt nehmlich ſeinen Harmoniken den Umfang von 3 und einer halben Oktave, vom ungeſtrichnen C bis zum dreimal geſtrichenen F. Jeder Ton und Halbton hat ſeine eigene Schale; und zum Unterſchiede haben die Schalen der Semitonien einen goldenen Rand.

Regiment Gensd'armes in Berlin (der mit wahrem Künstlertalent als Liebhaber die Musik übt) eines besitzt.

Dieser seiner Harmonika gab Röllig nun noch die Tastatur, und vollendete dadurch sein Verdienst um dies treffliche Instrument. Ich kann als Zuhörer nur von dem vollkommneren mächtigern, und dabei doch gleich schönem und zarten, Tone reden; was der Spielende, durch die verminderte Erschütterung der Nerven, dabei gewinnt, zeigte mir deutlich Hrn. Rölligs Beispiel, welcher sich sorgfältig hütet, sein Instrument mit bloßen Fingern zu berühren, und uns doch geraume Zeit durch diese neue Harmonika entzükte. Von dem Unterschiede des Tones hatte ich desto lebhaftere Empfindung, da ich die Wirkung beider Instrumente gleich nach einander genoß, und sie daher desto besser vergleichen konnte. Herr von Massow hatte nemlich die Gefälligkeit, uns sein meisterhaftes Spiel auf der Röllingschen Harmonika ohne Tasten hören zu lassen; und so vorbereitet hörten wir nun das neue Instrument von Herrn Röllig behandeln. — Die ungleich größere Stärke und Macht des Tones ist natürlich. Denn man kann auf den Tasten viel bequemer eine Menge Töne zugleich umfassen, und die Klaves viel heller ansprechen lassen, viel länger drükken, selbst viel stärker anschlagen, als es mit den Fingern auf den Glasschalen möglich ist; man würde hierbei nicht bloß eine zitternde, sondern

selbst

ſelbſt hochfliegende Bewegung der Hand erfahren, die Gläſer vielleicht zerſprengen, und dennoch jene Stärke nicht hervorbringen. Aber bei dieſer itzt zu bewirkenden Stärke läßt ſich noch eben ſo wohl mit den Taſten das unbeſchreiblich zarte, dieſem Inſtrumente ſo eigenthümliche, Piano angeben: es iſt wie das leiſeſte Wehen einer melodiſchen Luft, die das Ohr umſäuſelt. Und jene ſtark erſchüttrenden Töne ſelbſt haben noch ganz das Süße, Reine, Wohlklingende, Runde, Geſangmäßige, was den Klang der Harmonika ſo unbeſchreiblich über alle andern Inſtrumente erhebt. Es war wie ein Meer von melodiſcher Harmonie, das uns umrauſchte, und unſre Seele mit Wohllaut und Entzükken füllte.

Dieſe neue, vervollkommnete erhöhte, Harmonika wird große muſikaliſche Wirkung hervorbringen können. Ungeachtet der immer bleibenden Schönheit und Süßigkeit des Tones ſcheint doch eine gewiſſe eintönige Weichheit, wenn ich ſo ſagen darf, itzt davon verſchwunden zu ſein; weil nebſt den ſanft hinſchmelzenden Gefühlen auch mächtig erhabene Gedanken darauf können vorgetragen werden. Der Umfang der Wirkſamkeit iſt offenbar bei dem Inſtrumente itzt erhöht, und die anſcheinende Einförmigkeit verbannt. — Es kann ferner, da es ſonſt nur den ſchönſten Theil der Kammermuſik ausmachte, auch zu den größten Sachen itzt gebraucht werden, wenn weiſe Anordnung und geſchikte Behandlung hinzukommt: in ſtark beſetzten

Orchestern *), und selbst beim Theater. Welchen Effekt würde es bei einer Oper thun, z. B. in der Minona **), wo auf der wüsten Insel das Gesäusel des Windes soll ausgedrükt werden, das sich mit Harfengetön verwebt, und die Stimmen unsichtbarer Geister, Anfangs schwächer und dann immer stärker, musikalisch begleitet. — O es liefert ein Rauschen und Tönen, das unbeschreiblich mächtig sich vermischt, und bezaubernd stark in uns strömt! Die angeschlagne Taste (wie auch die angestrichne Schale) der Harmonika tönet noch lange nach, wenn auch der Finger schon wieder aufgehoben ist; die neu berührten Tasten tönen dann dazu, und so mischt sich, wenn der Künstler die rechte Spielart zu treffen weiß, alles in einen Strom von schön harmonirenden Tönen, wo stärkere und schwächere Laute zusammenfließen; bis uns die Kunst des Meisters wieder aus diesem süßen aber fast zu starkem Rausche herauswekt, uns nur einzelne sanfte Töne zu hören giebt, und den Schall langsam und entfernt endlich hinsterben läßt.

Ju

*) Daß die Harmonika Begleitung verträgt, ist bekannt. Wir hörten sie auch sehr geschikt beim Hrn. von Massow von der Bratsche begleiten.

**) "Minona, oder die Angelsachsen, ein tragisches „Melodrama in vier Akten." (Vom Herrn von Gerstenberg). "Die Musik" (welche bis itzt aber noch nicht erschienen ist) "vom Herrn Kapellmeister „J. A. P. Schulz. Hamburg, bei Hofman, 1775." — Dies merkwürdige lyrisch-dramatische Stük ist voll kräftiger Geniezüge, und voll wahren Naturtones.

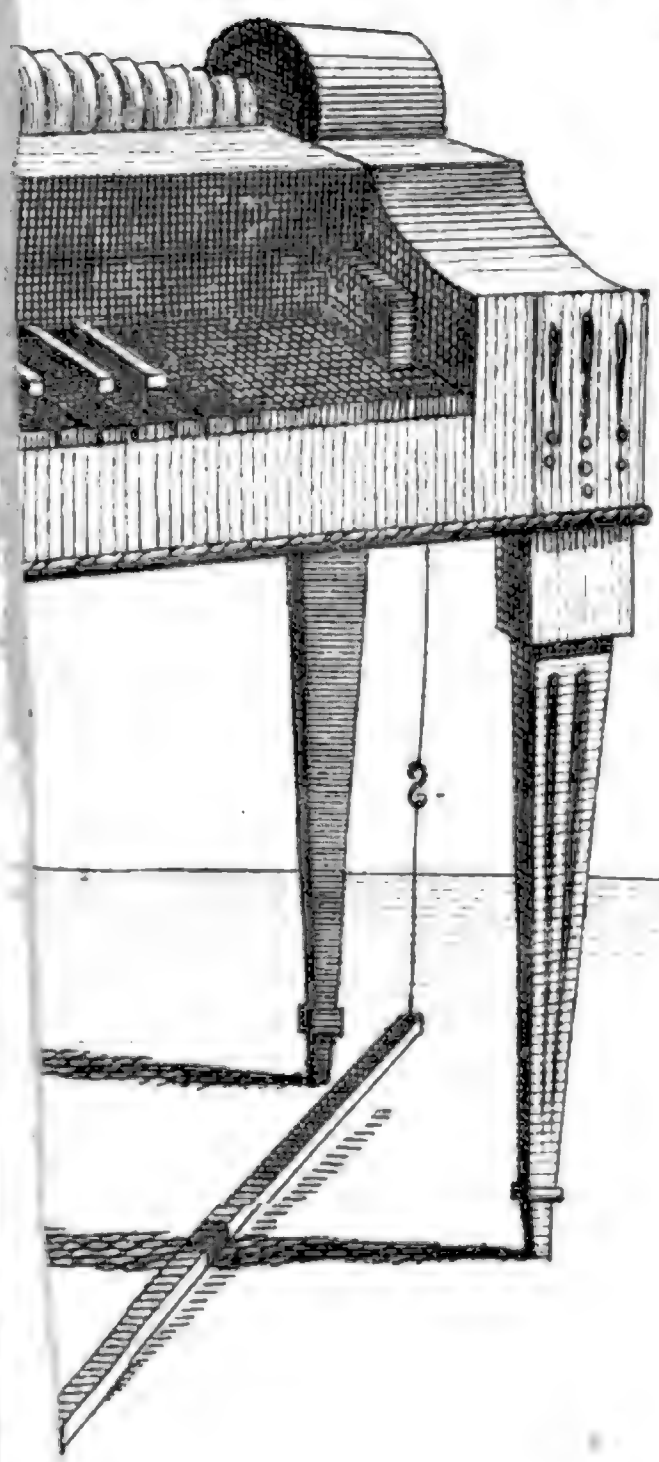
In der äussern Form ist die neue Röllingsche Harmonika — man sehe auch den beigefügten Kupferstich — ungefähr einem Pianoforte ähnlich, aus dessen Mitte der ununterbrochne Schalenkegel in horizontaler Lage über seine Hälfte hervorragt, welcher nun, entweder vermittelst der untergelegten Tastatur, oder (wem's behagt), noch wie ehemals, mit bloßen Fingern bespielet werden kann. Das Traktament der Tasten fordert die Behandlung, wie die unmittelbare Berührung mit bloßen Fingern; und die Befeuchtung, so wie die Bewegung *), geschehen nach eben den Gesetzen, wie bei der gewöhnlichen Harmonika. — Der schwerere Theil des Kastens hängt an seidenen Schnüren, und schwebt gleichsam in der Luft, um dadurch den Einfluß der Erschütterungen auf das Fußgestelle zu unterbrechen, und den Nachtheil zu heben, der im entgegengesetzten Falle für den Ton daraus entspringen würde. Die zierliche hölzerne Dekke des Schalenkegels ist verschiedner Oefnungen fähig, und vervielfältigt die Abänderungen in der Stärke des Schalles. Hauptsächlich aber ist der Endzwek dieser vielfachen Oefnungen, daß der Spielende bei seinen Uebungen den Kegel nach Gefallen, entweder zum Theil oder auch ganz, bedekken, und da-

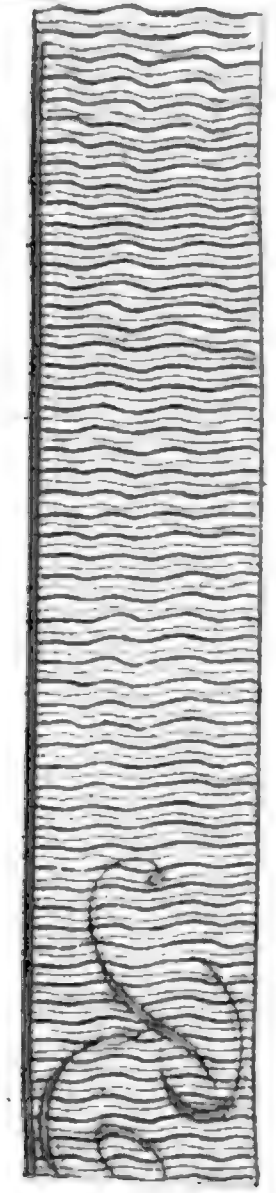
*) Diese letzte geschieht durch das Umlaufen des Kegels, das durch Treten auf das unten liegende, mit der Spindel durch eine Schnur verbundne, Brett bewirkt wird.

durch den Strom von Luftschwingungen unterbrechen kann, die sonst, beim wiederholten Spiele, die Gehörorgane zu sehr angreifen würden.

Welche Vorsicht man auch aber immer hierbei gebrauche, so giebt der warnende Erfinder doch ohne Ausnahme die Regel: daß dies verführerische, aber gefährliche, Instrument nicht zu oft, und nie zu lange, gespielt werde. — Ja, er hat, vielleicht aus zu furchtsamer Vorsicht, seitdem noch eine Aenderung zur größern Sicherheit mit dem Instrumente vorgenommen. Er fand, daß in den tiefern Tönen die Schwingungen doch noch zu fühlbar wären, und selbst durch die Tasten eine Erschütterung in den Nerven hervorbringen könnten. Nach langem mühsamen Nachsinnen fand er endlich: daß noch eine zweite hinzugefügte Tastatur dies völlig hebe. Seine Harmonika gleicht also hierin itzt einem Doppelflügel; und Er räth dem schwachen oder furchtsamen Spieler, bei großen erschütternden Passagen in den tiefen Tönen, die untere Klaviatur zu gebrauchen, welche dann die obere und dadurch die Glasschalen in Bewegung setzt, bei leichtern und hellern Tönen hingegen nur die obere Tastatur zu bespielen, wobei alsdann die untere ruht.

J. E. Biester.





8.

Friedrichs Sternendenkmal.

Vorgelesen in der Akademie der Wissenschaften, den 25. Jan. 1787.

(Man sehe S. 172, die Note.)

Die Himmelsforscher der ältesten Vorwelt versetzten gewöhnlich ihre berühmtesten Zeitgenossen, Helden und Könige, um die Namen und Verdienste derselben der Vergessenheit zu entreißen, nach dem Tode unter die Sterne; und daher ist uns noch nach Jahrtausenden ihr Andenken übrig geblieben, obgleich die Geschichte der mehresten durch die von einem spätern Menschengeschlecht hinzugefügten Fabeln und Mysterien größtentheils ist verdunkelt und verunstaltet worden. Selbst in neuern Zeiten haben Astronomen berühmten und wohlthätigen Fürsten Ehrendenkmäler am Himmel gestiftet. *)

*) So setzte z. B. Halley die Eiche und das Herz K. Karls II, jene am südlichen Himmel neben das Schiff, und dieses zwischen den Jagdhunden. Hevel formirte das Sobieskische Schild unter dem Adler zum Andenken des Königs von Polen Johann III. Der erste Berlinische Astronom Kirch setzte vor 100 Jahren den Brandenburgischen Zepter beim Eridanus; und der Abt Poczobut in Wilna, dem jetzigen König von Polen zu Ehren, den Königlichen Stier von Poniatowski beim Ophiuchus. Diese neuern Gestirne wurden sämtlich aus Sternen zusammen gesetzt, die größtentheils zu benachbarten Bildern gehören. Sie sind insgesamt auf meinen neuen Himmelskarten abgebildet.

Wer ist aber unter allen Regenten, die seit vielen Jahrhunderten den Schauplatz der Erde verlieſsen, eines Sternenmonumentes würdiger, als Friedrich der Einzige! Er, den alle Zonen unsers Planeten nicht gröſser zu sehen wünschen durften *)! Schon haben Dichter, Redner und Geschichtschreiber Seine Geistesgröſse und unsterbliche Thaten besungen und geschildert; Kupferstecher, Maler und Bildhauer die Züge Seiner irdischen Hülle der Nachwelt aufzustellen gesucht. Sollte es dann dem Astronomen weniger vergönnt sein, aus seiner erhabenen Wissenschaft Stof zum dauernden Denkmal eines solchen Königs zu entlehnen?

Ich wage es in dieser glänzenden, dem feierlichen Gedächtniß und Lobe Friedrichs, des Durchlauchtigsten Stifters dieser Akademie, geheiligten Versammlung, die Einführung eines neuen Ihm gewidmeten Sternbildes vorzuschlagen. Ich habe dazu einen noch unbesetzten Raum an der Nordseite des Firmaments gewählt **): dort, wo in der Nachbarschaft die Sterne einer ganzen königlichen

*) Eine Anspielung auf die Stelle in des Herrn Markis von Luccheſini Trauerkantate:

Quo nihil Sol viſere majus optet,
Quamvis immenſum undique luſtrat orbem!

**) Nemlich einen ziemlich beträchtlichen Platz, wo bisher verschiedene kenntliche Sterne, ohne eigentlich in ein Bild gefaſt zu sein, standen, (dergleichen Sterne man gewöhnlich unförmliche nennt) ob sie gleich zu einem oder andern der benachbarten Gestirne gerechnet werden.

chen Familie des grauesten Alterthums, des Cepheus, der Kassiopeja und Andromeda, funkeln, wo die Sterne des Musenpferdes und des Schwans glänzen. Hier formire ich, nach einer geringen Abänderung *), aus 76, zum Theil erst kürzlich von mir beobachteten, Sternen, dies neue Friedrichsgestirn **), welchem ich den deutschen Namen Friedrichs Ehre beilege. ***) — Ich

 setze

*) Diese besteht darin, daß ich die eine Hand der Andromeda durch etwas mehr östlich stehende Sterne lege, und das von Hevel im vorigen Jahrhundert eingeführte kleine Gestirn: die Sterneidexe, in eine westlichere Lage und zugleich schiklichere Gestalt bringe.

**) Auf vorhin angezeigte Art hatte ich 49 Sterne, die alle schon in meiner vor 5 Jahren herausgegebenen Himmelskarte stehen, beisammen. Diese Anzahl vermehrte ich noch durch eigne Beobachtungen in einigen heitern Abenden des Januarmonats d. J. mit 27 dort herumstehenden Sternen, und 2 Sternhäuflein, die bisher noch in keinen Sternverzeichnissen und Karten stehen; und so konnte ich dies neue Gestirn mit der beträchtlichen Anzahl von 76 Sternen und 2 Sternhäuflein besetzen. Unter diesen befinden sich 4 Sterne von der 4ten, 3 von der 5ten, 24 von der 6ten, 16 von der 7ten, 24 von der 8ten, und 5 von der 9ten Größe. Die von den beiden letztern Größen sind nur durch Fernröhre, wie wol schon durch sehr mittelmäßige, zu erkennen.

***) Unser würdiger Herr Prof. Kamler hat eigentlich diese Benennung in Vorschlag gebracht, welche ich deswegen mit Vergnügen angenommen, weil sie mir gleichfalls die schiklichste zu sein scheinet. Herr Direktor Rode hat die freundschaftliche Bemühung

ſetze eine Stralenkrone, das Zeichen der königlichen Würde, an den Saum der Milchſtraße nahe bei der Krone des Cepheus, weil im Jahrhundert Friedrichs die dort ſchimmernden Sterne ſeinem Erdenreiche ſenkrecht ſtanden. Südwärts unter derſelben hängen, mit dem unverwelklichen Lorbeer des Nachruhms umwunden: Ein Schwerdt, eine Feder, und ein Oelzweig, um unſern ewig unvergeßlichen Monarchen als Helden, Weiſen und Friedensſtifter zu bezeichnen.

Wird dieſes ſchwache Opfer der Ehrfurcht und Dankbarkeit, wie ich mir ſchmeichle, mit Beifall aufgenommen; ſo werde ich dies neue Sternbild auf die Segmente zu einer einfüßigen Himmelskugel bringen, die ich in einiger Zeit herauszugeben gedenke. Glüklich, wenn auch ich dadurch etwas zum bleibenden Andenken Friedrichs beitrage!

Das reichſte Maaß des Erdenglüks werde dem Monarchen zu Theil, der jetzt ſo würdig Friedrichs Reich beherrſcht: unſerm theuerſten Könige und erhabenen Protektor, Friedrich Wilhelm dem Vielgeliebten! Er lebe, der Vater ſeines Volks; und verwechſele erſt ſpät im künftigen Jahrhundert Seine irdiſche Krone mit einem Sternendiadem!

Bode.

mühung übernommen, die Figur des neuen Geſtirns auf eine von mir gezeichnete Himmelskarte einzutragen; und Herr D. Berger hat dieſe Karte in Kupfer geſtochen.

9.

Erklärung und Gegenerklärung der Herren Reichardt und Hottinger *).

I.

An Herrn J. J. Hottinger in Zürich.

Ueber folgende Ihr Sendschreiben betreffende Stelle in meinem Schreiben an den Grafen von „Mi=

*) Als Herr Kapellmeister Reichardt in seinem Schreiben an den Grafen Mirabeau gesagt hatte: „Herr Professor Hottinger bereue selbst schon sehr „sein Sendschreiben," woraus man die ersten Nachrichten von Herrn Lavaters Wunderglauben, Wunderkuren und Wunderthaten schöpfte; so war die eigene Erklärung Hrn. Hottingers darüber: ob er dies sein Sendschreiben wirklich bereue oder zurüknehme? nicht unwichtig. Wir nahmen diese Erklärung in die H. Monatsschrift auf, 1786 Dec. S. 575, f.; und man sieht daraus, daß H. H. im geringsten kein im Sendschreiben angeführtes Faktum als unrichtig zurüknimmt, noch weniger, in diesem Sinne des Worts, bereuet. — Gegen diese Erklärung H. Hottingers gab uns hierauf H. Reichardt einen Aufsatz zum Einrükken in die Monatsschrift; den wir, um die Sache nicht zu weitläuftig zu verschleppen, und Streit und Gegenstreit nicht zu lange dauern zu lassen, Herrn Hottinger zur Beantwortung mittheilten: damit die Leser nicht eine einseitige Aufforderung, sondern zugleich beide Schriften zur deutlichern Auseinandersetzung der Sache und zur eignen Entscheidung vor sich hätten. Auf die Art, glaubten wir, könne allein der Streit für die Leser wichtig und interessant sein. Und darum liefern wir hier beide Stükke hintereinander. Die Herausgeber.

Mirabeau: „dieſes Sendſchreiben, das H. Hot„tinger ſelbſt ſchon zu ſehr bereuet hat, als daß ich „mir erlauben ſollte, ihm hier die Bennung zu ge„ben, die es verdient, kam u. ſ. w.“; ſagen Sie (in der Berl. Monatsſchr. 1786. Decemb. S. 578, f.): „Wer hat dies den Freunden von Herrn Lava„ter geſagt? und was meinen ſie damit? Ich „wünſchte, daß ſie ſich beſtimmt hierüber erklärt „haben mögten.“

Hierüber kann ich Ihnen nur folgende Fragen vorlegen:

Iſt es wahr, daß Sie vor einigen Jahren, als Lavater tödtlich krank darnieder lag, ihm wegen jenes Sendſchreibens einen reuevollen, abbittenden, ehrenerklärenden, völlig genugthuenden Brief ſchrieben?

Iſt es wahr, daß Sie, als Lavater wieder genas, ihn in einem andern Briefe dringend baten, jenen Brief, ſamt der neuen Bitte, wieder zurük zu geben, weil ein ſolches Geſtändniß Ihnen in dem Kreiſe, in welchem Sie leben, nachtheilig werden könne?

Iſt es wahr, daß, als Lavater treuherzig genug war, Ihnen die Briefe zurükzugeben, Sie ihn von neuem ſchriftlich auf die unerhörteſte Weiſe kränkten?

Und was hat Lavater auf jenes und dieſes erwiedert?

Sie haben Sich ſo in Vortheil geſetzt, und haben nun gut auffordern, und vorläufig drehen und wenden. Iſt aber noch eine Spur von Mannheit in Ihnen, ſo legen Sie uns Ihre und Lavaters Briefe vor; die Sie doch wohl nicht werden zernichtet haben?

Berlin.
den 6. Decemb. 1786. J. F. Reichardt.

II. Antwort.

Daß ich vor einigen Jahren, als Herr Lavater tödtlich krank darnieder lag, ihm einen Brief geschrieben habe, worinn ich ihm bezeugte: „daß „ich zu keinen Zeiten weder sein Feind noch Häsſer „gewesen sei, im Gegentheil ihm von Herzen imer alles mögliche Gute gewünscht habe, und noch „wünsche, und mich jeder Gelegenheit freuen werde, ihm diese Gesinnungen durch Handlungen bezeugen zu können,*) auch ihn bat, wofern Gott „über sein Leben gebieten würde, diese Ueberzeugung von mir ruhig in die Ewigkeit mit sich hinüberzunehmen", — ist wahr.

Nicht wahr ist es, daß ich Herrn Lavater, damals oder jemals, in Betref des Sendschreibens einen reuevollen, abbittenden, ehrenerklärenden, völlig genug thuenden Brief, das heißt, „einen „die in dem Sendschreiben enthaltenen Nachrichten für falsch, und im Wesentlichen erdichtet erklärenden, und das in dieser Voraussetzung Herrn „Lavater zugefügte Unrecht bereuenden und abbittenden Brief"**), geschrieben habe.

Daß ich, um Mißdeutungen vorzukommen, und meinen Freunden (die ich, wie der Erfolg nun gelehrt hat, zu unbillig beurtheilte) Kränkung zu ersparen, von Herrn Lavater die strengste Geheimhaltung meines Schrittes verlangt, und seine Zusage erhalten habe: — das ist wahr.

Daß ich, nachdem ich erfuhr, daß die Sache durch Herrn Lavater mehrern Personen bekannt geworden, denselben um die Zurükgabe meiner Briefe gebeten, und da die Beweise häufiger und deutlicher wurden, sie von ihm ausdrüklich verlangt, auch die in der Berlinischen Monatsschrift gethane

*) B. Monatsschr Dez. S. 576. **) Ebend. S. 579.

thane Erklärung ihm angekündigt habe: — das ist auch wahr.

Aber nicht wahr ist es: daß Herr Lavater mir meine Briefe zurükgegeben habe. Im Gegentheil hat er mir sie geradezu abgeschlagen. Den einzigen Brief, worin ich die Zurükgabe der übrigen verlangt habe, hat er mir zurük geschikt.

Daß ich Herrn Lavater in dieser ganzen Sache gekränkt hätte, davon weiß ich nichts; es wäre denn, daß man das geradeste redlichste Verfahren Kränkung heißen wollte. Und eben so wenig weiß ich, worinn die unerhörte Kränkung besteht, die ich ihm angethan haben soll. Gewiß ists, daß ich seit jenem Brief, den er mir zurük sandte, mit ihm weiter kein Wort weder mittelbar noch unmittelbar verloren habe.

Es kann mich also auch weder befremden noch beschämen, daß er auf nichts — nichts erwiedert hat.

Noch stehe ich in freiem flachem Felde, habe mich in keinen Vortheil gesetzt, und überlasse das Drehen und Wenden denen, die es nöthiger haben, als ich.

Wenn jemand in die Wahrheit meiner Aussage einigen Zweifel setzt, so wende er sich an Herrn Lavater. Er verlange von ihm meine Briefe; und, wenn er glaubt, daß seine Sache dabei gewinne, so lasse er sie sammt und sonders drukken. Daß Herrn Lavaters Briefe, nebst allem, was dazu gehört (dasjenige wie natürlich, ausgenommen, was er mir als Geheimniß ungebeten und ungesucht anvertraut hat), nicht zurükbleibe, dafür werde ich schon sorgen. Daß es nicht geschehe, deshalben werde ich wahrlich keinem Menschen eine freundliche Miene machen, noch viel weniger ein gutes Wort geben.

J. J. Hottinger.

10.

Berlinische Mortalitätstabellen vom Jahr 1786.

I. Liste vom letzten Quartal des J. 1786, vom 25. August bis den 24. November.

In den Wochen:	Geboren		Gestorben			
					Kinder	
	Männl. Geschl.	Weibl. Geschl.	Männ.	Frauen	Männl. Geschl.	Weibl. Geschl.
Vom 25. Aug. bis den 1. Septemb. 1786.	55	32	14	17	40	46
v. 1. Spt. bis d. 8. ejsd.	42	37	15	15	44	34
v. 8. — — d. 15. —	38	43	18	12	51	36
v. 15. — — d. 22. —	54	55	10	17	39	45
v. 22. — — d. 30. —	43	63	16	27	53	44
v. 30. — — d. 6. Okt.	56	59	24	26	43	45
v. 6. Okt. — d. 13. —	44	33	20	18	44	46
v. 13 — — d. 20. —	45	61	16	13	37	44
v. 20 — — d. 27. —	46	43	19	18	30	35
v. 27. — — d. 3. Nov.	43	43	21	24	42	30
v. 3. Nov. — d. 10. —	31	33	21	23	43	35
v. 10. — — d. 17. —	48	48	21	22	37	40
v. 17. — — d. 24. —	57	51	26	30	44	31
	602	581	241	262	547	511
	1183		1561			

Unehelich geboren sind 66 Söhne und 50 Töchter. Zusammen 116 unehl. Kinder.

Zwillinge sind geboren 4 Paar, nemlich 4 Söhne und 4 Töchter.

Gestorben sind 1561 und geboren 1183, also 378 mehr gestorben als geboren.

II.

II. Rekapitulation nach den Quartalen des Kirchenjahres vom 1sten Advent 1785 bis den 1sten Advent 1786.

(S. Berl. Monatsschrift 1786, April S. 383, August S. 196, Oktober S. 372, und vorstehende Seite.)

	Geboren.		Gestorben			
					Kinder.	
	Männl. Geschl.	Weibl. Geschl.	Männl.	Frauen	Männl. Geschl.	Weibl. Geschl.
Im 1sten Quartal	646	581	315	304	365	280
Im 2ten Quartal	601	614	369	364	389	354
Im 3ten Quartal	584	568	318	295	590	573
Im 4ten Quartal	602	581	241	262	547	511
Summa	2433	234	1243	1225	1891	1718
Zusammen:	4777		6077			

Balance:

Gestorben 6077
Geboren 4777

sind also 1300 mehr gestorben als geboren.

Unter den Gebornen waren
1) Uneheliche ... Söhne 231
Töchter 192

Zusammen: 423

2) 25 Paar Zwillinge, und einmal Drillinge: nehmlich 28 Söhne und 25 Töchter.

NB. Die Liste nach den Krankheiten hat diesmal aus Mangel des Platzes wegbleiben müssen, und wird künftigesmal geliefert werden.

Berlinische Monatsschrift.

1787.

Drittes Stük. März.

I.

Briefe des Höchstsel. Königs an die Frau Gräfin von Camas.

Da man mit Recht jedes Ueberbleibsel des großen Mannes sammlet und bekannt macht; so haben auch wir die uns zugekommenen Briefe, welche Er am Ende des siebenjährigen Krieges an die Gräfin von Camas geschrieben hat, hier abdrukken lassen wollen. Man wird darin die dem Könige immer eigene Originalität in Gedanken und Ausdruk, eine große Heiterkeit der Seele, das Wohlwollen und die Freundlichkeit Seines Herzens, und eine gewisse Laune finden, welche Seine scherzhaften und vertrauten Gespräche und Briefe charakterisirte. Dabei scheint eine große Achtung, und eine, fast möchte man sagen: kindliche, Ehrfurcht gegen die würdige Frau, an welche die Briefe gerichtet sind, durch; welches dem Ganzen ein noch interessanteres Ansehen giebt. Um übrigens diesen Briefen nichts von ihrer Originalität zu rauben, haben wir sie lieber in der Urschrift als in einer Uebersetzung abdrukken lassen, in der sie immer viel verloren haben würden.

Die Frau von Camas (nachmalige Gräfin) war eine gebornе Fräulein von Brand, und Wittwe

des Herrn Obersten von Camas, welcher eine Zeitlang Kommandant zu Frankfurth an der Oder war, auch vom Höchstsel. König als außerordentlicher Gesandter nach Frankreich geschikt ward. Seine Wittwe war eine Dame von großem Geiste und edlem Herzen, und hatte die Achtung und Liebe des ganzen Hofes, und Aller, welche Sie kannten. Sie bekleidete das wichtige Amt einer Oberhofmeisterinn bei des Höchstsel. Königs Frau Mutter. — Sie war mehrere Jahre älter als der König; denn sie war gegen Ende des vorigen Jahrhunderts geboren.

Die Herausgeber.

à Neuſtadt 11 *Novbr.* 1760.

Je ſuis exact à Vous repondre, & empreſſé à Vous ſatisfaire. Il eſt ſingulier, comme l'âge ſe rencontre. Depuis 4 ans j'ai renoncé aux ſoupés, comme incompatibles avec le metier que je ſuis obligé de faire; & les jours de marche mon dîné conſiſte dans une taſſe de Chocolat. Nous avons couru, comme des fous, tout enflés de notre victoire, eſſayer ſi nous pouvions chaſſer les Autrichiens de Dreſde; ils ſe ſont moqués de nous du haut de leurs montagnes; je ſuis revenu ſur mes pas, comme un petit garçon, me cacher de dépit dans un des plus maudits villages de la Saxe. A préſent il faut chaſſer de Freyberg & de Chemnitz Meſſieurs les Cercles, pour avoir de quoi vivre & nous placer.

C'eſt, je Vous jure, une chienne de vie, qu', excepté Don Quichotte, perſonne n'a menée que moi. Tout ce train, tout ce déſordre, qui ne

finit

vrait point, s'il n'eut réuni, que votre mérite perdit à me reconnoître. Il est doux de lire les choses où nous nous plaît; mais douce et facile à nous plaire, il est plus doux encore, lorsque les choses à nous plaire, le doit vouloir, nous ne les trouvons que dans un seul homme, dans celui que nous aimons. Ah! Monsieur, combien ces choses ont-elles de vie, Vous en Vous-même; que vous êtes heureux d'être vous. Vous ne vous plaît-il point, qu'il n'existe personne, qui ne vous aime, qui ne vous admire, qui ne vous trouve aussi grand que bonne Monsieur. Adieu.

A ce Mardi.

Vous verrez, ma bonne Mimie, une petite adresse Vous être écrite. Voici le cahier. — Nous accompagne ici une question d'Optique. Il nous faut petite recrue à Rhéto: & enfuite j'ai chargé chez le marguillier à Latiche. Il n'a qu'un mauvais garçon qui ne se soit qu'une mort accomplissant. Il faut donc que je lui en donne un autre. Il me donnera ce-là, ou, s'il ne le donne pas, qu'il me donne, mais il faut faire bonne mine à mauvais jeu, comme dit Mr. Pierre Corneille, un d'enfant grave. Vous savez grand mer, ma bonne mère ou Vous est-il arrivé rien que de bon?

ce 3.

En vérité, ma bonne Maman, Vous êtes bien experte, & je Vous félicite de Vous connoître ſi bien en Hydropiſie. L'avanture, qui vient d'arriver, eſt tout ordinaire; il n'y a point de Cour, point de Couvent même, où cela n'arrive. Moi, qui ſuis fort indulgent pour les foibleſſes de notre Eſpèce, je ne lapide point les filles d'honneur qui font des enfans. Elles perpetuent l'Eſpèce, au lieu que ces farouches Politiques la détruiſent par leurs guerres funeſtes. Je Vous avoue, que j'aime mieux ces temperamens trop tendres, que ces dragons de chaſteté qui déchirent leurs ſemblables, ou ces femmes tracaſſières foncièrement mechantes & malfaiſantes. Qu'on éleve bien cet enfant, qu'on ne proſtitue point une famille, & qu'on faſſe ſans ſcandale ſortir cette pauvre fille de la Cour, en ménageant ſa réputation autant que poſſible.

Nous aurons la paix, ma bonne Maman, & je me propoſe bien de rire entre quatre yeux, quand j'aurai le plaiſir de Vous revoir. Adieu, ma bonne Maman. Je Vous embraſſe.

à Meiſſen le 20.

Je Vous envoye, ma bonne Maman, une bagatelle pour Vous faire reſſouvenir de moi. Vous pouvez Vous ſervir de cette tabatiere, pour y

mettre du rouge, ou des mouches, ou du tabac, ou des dragées, ou des pillules; mais à quelque emploi que Vous la deſtiniez, penſez au moins, en voyant ce chien, cet embléme de la fidélité, que celui qui Vous l'envoye paſſe en attachement pour Vous la fidélité de tous les chiens de l'univers, & que ſon dévouement pour Votre perſonne n'a rien de commun avec la fragilité de la matière qu'on fabrique ici. J'ai commandé ici de la porcelaine pour tout le monde: pour Schönhauſen, pour mes Belles-ſœurs; en un mot, je ne ſuis riche à preſent qu'en cette fragile matière, j'eſpére que ceux qui en recevront, la prendront pour bon argent. Car nous ſommes des Gueux, ma bonne Maman; il ne nous reſte que l'honneur, la Cape, l'épée, & de la porcelaine.

Adieu, ma chere & bonne Maman. S'il plait au Ciel, je Vous verrai encore face à face, & je réitérerai de vive voix ce que j'ai dit; mais quoi que je faſſe, je n'exprimerai que très imparfaitement tout ce que mon cœur penſe ſur Votre ſujet.

An Quartier de Betlern ce 8 Juin 1762.

Je ſuis bien perſuadé, ma bonne Maman, de la part ſincère que Vous prenez aux bons événemens qui nous arrivent. Le mal eſt, que nous avons été ſi bas, qu'il nous faut à préſent toute

ſorte d'événemens fortunés pour nous relever ; & deux grandes paix, qui pourroient rétablir le calme par tout ailleurs, ne ſont en ce moment-ci qu'un acheminement pour finir la guerre moins malheureuſement.

Je ſouhaite de tout mon cœur, que le Ciel Vous conſerve jusqu'à ce que je Vous puiſſe voir, Vous entendre, & Vous embraſſer. Selon toutes les apparences, Vous pourrez redevenir dans peu les tranquilles & pacifiques habitans de Berlin. Pour nous autres, il faudra guerroyer jusqu'à l'extinction de la chaleur naturelle. Il faut pourtant, que tout ceci finiſſe ; & la ſeule perſpective agréable qui me reſte à la paix, eſt de Vous aſſurer de vive voix de toute la conſidération & de l'eſtime, avec la quelle je ſuis, ma bonne Maman, Votre fidèle ami.

le 27.

Je me réjouis, ma bonne Maman, de ce que Vous avez ſi bon courage ; & je Vous exhorte fort d'en redoubler encore. Tout finit, ainſi il faut eſperer que cette maudite guerre ne ſera pas la ſeule choſe éternelle dans ce monde. Depuis que la mort a trouſſé une certaine Catin des pays hyperboréens, notre ſituation a avantageuſement changé, & devient beaucoup plus ſupportable qu'elle n'étoit. Il faut eſperer, que quelques bons événemens arriveront encore, dont

dont on pourra profiter pour parvenir à une bonne paix.

Vous me parlez de Berlin. Je ſouhaite beaucoup de Vous y ſavoir tous enſemble. Mais je voudrois, que ſi Vous y alliez, que ce ne ſoit comme des oiſeaux perchés ſur une branche, & que Vous y puiſſiez reſter avec la dignité convenable. Cela fait que j'attends le moment, où je croirai cette ſureté établie ſur de bons fondemens, pour Vous écrire d'y retourner. Si tout ceci ſe finit bien & honnêtement, que je benirai le ciel de Vous revoir, ma bonne Maman, & de Vous embraſſer! Oui je dis, embraſſer; car Vous n'avez plus d'autre amant dans le monde que moi, Vous ne pouvez me donner de la jalouſie, & je ſuis en droit d'exiger un baiſer pour prix de ma conſtance & de l'attachement que j'ai pour Vous. Vous pouvez Vous y préparer. Finette en dira ce qu'elle voudra, elle en pourra ſécher de dépit; car depuis ſon defunt Duc elle n'a plus de baiſeur.

Adieu, ma bonne Maman. Pardon des pauvretés que je Vous écris; c'eſt que je ſuis ſeul, que j'oublie quelque fois mes embarras, que je Vous aime, & que je profite du plaiſir de m'entretenir avec Vous.

à Peterswalde ce 19 Octobr. 1762.

Je voudrois pouvoir prendre tous les jours une fortereſſe, ma bonne Maman, pour recevoir de Vos aimables lettres. Mais des imbecilles de Commandants m'en perdent ſouvent d'une façon honteuſe; & quand j'ai des Empereurs, qui me veulent du bien, — — —. Jugez après cela de la jolie ſituation, où je me trouve. Si notre Empereur vivoit encore, nous aurions la paix cet hiver, & Vous pourriez retourner de plein ſaut dans votre paradis ſablonneux de Berlin. Mais le public, qui ſe flatte, a cru ſans raiſon que la paix ſuivroit la priſe de Schweidnitz. Vous avez peut-être eſpéré que cela pourroit être; mais je Vous aſſure, autant que j'y puiſſe comprendre, que nos ennemis n'ont encore aucune envie de s'accommoder. Jugez après cela, s'il ſeroit prudent de retourner à Berlin, au riſque de s'enfuir à Spandau à la premiere allarme.

Vous me parlez de la pauvre Finette. Helas, ma bonne Maman, depuis ſix ans je ne plains plus les morts, mais bien les vivants. C'eſt une chienne de vie que celle que nous menons, & il n'y a aucun regret à y donner. Je Vous ſouhaite beaucoup de patience, ma bonne Maman, & toutes les proſperités dont ces tems calamiteux ſont ſuſceptibles; ſur tout que Vous conſerviez Votre bonne humeur, le plus grand & le plus réel tréſor que la fortune puiſſe nous donner.

donner. Pour moi, ma vieille amitié & l'eſtime que je Vous ai vouée ne ſe démentiront jamais. Je ſuis ſûr que Vous en êtes perſuadée. Adieu, ma bonne Maman.

A Leipzig le 22 Janvier, 1763.

Cinquante & un an, ma bonne Maman, ne ſont pas une bagatelle. C'eſt presque toute l'étendue du fuſeau de Madame Clotho qui file nos deſtinées. Je Vous rends graces de ce que Vous prenez part que j'en ſois là. Vous Vous intereſſez à un vieil ami, à un ſerviteur que ni l'age ni l'abſence ne font jamais changer de ſentimens, & qui à préſent eſpère avec une eſpèce de perſuaſion de Vous revoir encore & de Vous embraſſer, ſi Vous voulez bien le permettre. Oui, ma bonne Maman, je crois que Vous ſerez à Berlin, avant qne Flore ait embelli la terre de ſes dons, pour m'exprimer poétiquement; & ſi je me réjouis ſincerement de revoir quelqu'un dans cette capitale, c'eſt bien Vous; mais n'en dites rien. Ceci n'eſt pas poétique, & doit s'entendre au pied de la lettre. Que le ciel veille ſur Vos jours, & Vous comble d'autant de benedictions que Votre vertu en mérite! Que je Vous revoye en ſanté, contente & ſatisfaite; & que Vous me conſerviez toujours Votre amitié! Je ne la mérite, ma bonne Maman,

que par l'attachement inviolable que j'ai pour Vous, & que je conſerverai jusqu'au moment que la Parque ennemie coupera ma trame.

A Dahlen le 6 Mars 1763.

Je Vous reverrai donc, ma bonne Maman, & j'eſpére que ce ſera ſur la fin de ce mois ou au commencement d'Avril, & j'eſpére de Vous trouver auſſi bien que je Vous ai quittée. Pour moi, Vous me trouverez vieilli & presque radoteux, gris comme mes ânes, perdant tous les jours une dent, & à demi éclopé par la goutte; mais Votre indulgence ſupportera les infirmités de l'âge, & nous parlerons du vieux tems.

Voilà notre bon Marggrave de Bareuth qui vient de mourir. Cela me cauſe une véritable peine. Nous perdons des amis, & les ennemis paroiſſent vouloir durer en eternité. Ah, ma bonne Maman, que je crains Berlin & les vuides que je trouverai! Mais je ne penſerai qu'à Vous, & je me ferai illuſion ſur le reſte. Soyez perſuadée du plaiſir que je me fais de Vous aſſurer de vive voix de la véritable eſtime & de l'amitié que je Vous conſerverai jusqu'au tombeau.

le 2 Juin 1763.

Ma bonne Maman, Votre lettre & Votre ſouvenir m'ont fait un véritable plaiſir, parce qu'ils ſont

ſont des marques que Votre ſanté va mieux. On m'aſſure qu'il n'y a aucun danger, & que Vous Vous remettrez tout à fait. Ma Sœur va arriver dans une heure d'ici. Je Vous avoue que cela me fait grand plaiſir. Tâchez, ma bonne Maman, à mettre le nez à l'air. Le grand air eſt la ſouveraine medecine, il Vous remettra du baume dans le ſang & Vous guerira tout à fait. Pour moi je m'y intéreſſe ſincerement. Vous connoiſſez mon vieux cœur, qui eſt toujours le même & qui eſt fait pour Vous aimer tant qu'il exiſtera. Adieu, ma bonne Maman. Ayez bien ſoin de Vous remettre, & ne m'oubliez pas.

Je montrerai Votre lettre, ma bonne Maman, à ma Soeur, qui ſera charmée de ce que Vous penſez à elle. Je regrette à la verité de ne point jouir ici de Votre perſonne. Mais je trouve que Vous avez grande raiſon de Vous ménager, & dans le fond je pourrois fort peu profiter ici de Votre aimable compagnie. Car nous ſommes comme dans une diète generale du St. Empire Romain, environnés de trente Princes & Princeſſes; & d'ailleurs mes infirmités m'empêchent d'aſſiſter à tous les banquets. Je me trouve aux grandes ſolemnités, & je tâche de prendre quelque repos entre deux. Le vieux Baron inſulte à mes jambes eſtropiées; il a couru avec le Prince Frederic, à qui ſe

dévancera. Pour moi, qui me traine en cloche-pied à peu près comme une tortuë, je vois la rapidité de leur courſe, ainſi qu'un paralytique qui aſſiſteroit à un ballet de Denis.

Bon ſoir, ma bonne Maman; j'eſpére de Vous revoir, quand mes jambes me reviendront, & que je pourrai grimper les eſcaliers du chateau qui menent à Votre Paradis. Je ſuis à jamais le plus ancien de Vos adorateurs.

Féderic.

* * *

Wir können hier genauere und richtigere Nachrichten von der Frau von Camas geben, als oben S. 197. — Ihr Herr Vater war der Generallieutenant von Brand, General en Chef der Truppen, welche König Friedrich I. nach Italien ſandte; ihre Frau Mutter eine geborne von Börſtel. Ihr Bruder war Oberhofmeiſter bei der hochſel. Königin Frau Mutter. — Herr von Camas, Gouverneur des itztregierenden Markgrafs von Schwedt Königl. Hoheit, befehligte hernach das Regiment des Feldmarſchall Schwerin zu Frankfurt, ward darauf Geſandter in Frankreich, und nach ſeiner Zurükkunft Chef des in Glogau ſtehenden (itzt Wolframsdorfiſchen) Regiments, das damals neu errichtet war. Er ſtarb 1741, im erſten ſchleſiſchen Kriege. — Frau von Camas lebte als Wittwe zu Berlin, bis zur Vermählung des Hochſel. Prinzen von Preußen, 1743. Damals ſetzte ſie der König als Hofmeiſterin am Hofe der Hochſel. Prinzeſſin von Preußen an; und als am Ende deſſelben Jahres, die Oberhofmeiſterinſtelle bei der itzigen verwittweten Königin Majeſtät, durch den Tod der Frau von Katſch, erledigt ward, ſo ertheilte der König ihr dieſelbige, und erhob ſie zugleich zur Gräfin von Camas. Sie ſtarb d. 12 Jun. 1766, alt 75 Jahr, ohne jemals Kinder gehabt zu haben.

Die Herausgeber.

2.

An den Licinius Murena.

Horazens zehnte Ode des zweyten Buches.

— ∪ — ∪ — ∪ ∪ — ∪ — ∪
— ∪ — ∪ — ∪ ∪ — ∪ — ∪
— ∪ — ∪ — ∪ ∪ — ∪ — ∪
— ∪ ∪ — ∪

Sichrer wirst du leben, Licin, wofern du
Nicht auf hohem Meere zu weit dich wagest,
Noch, aus Furcht vor Stürmen, am ungetreuen
Ufer verweilest.

Wer den goldnen Mittelweg liebt, vermeidet
Gern der morschen Hütte bewachtes Obdach,
Und vermeidet, nüchterner Sinne, gleich gern
Neid und Paläste.

Stärker schwankt von Winden die hohe Fichte;
Schwerer stürzt ein Thurm in die Tiefe nieder;
Und der Berge Gipfel berührt des Himmels
Näherer Donner.

Wieder Gleichmuth suche in Eden Gegen,
Und bringet in guter ein andere Gesichte,
Er begehret Meister entlaufet Knechte
Gott, wer da weiß.

Wer auf seine Weise Gott, Gleichmuth suche kommt,
Kommt darum doch nicht ins Paradies, ist auch
Gleich in Eden das Lustwasser bis verfloßen
Gott, wer da weiß.

Wer das verlohrne hat das suche
Wer das verschüttete thue, das sey wer es will,
Gleichviel in das Lustwasser Eden hab dieser
Gleichviel es suche.

Anmerkungen.

Dieses Lustwasser Eden, Paradies, ist Gleichviel das Lustwasser, das verlohrne hat Gleichviel, auch Gleichviel Gleichmuth, Gleichviel Gleichviel, Gleichviel Gleichviel, Gleichviel Gleichviel

V. 4. Am ungetreuen Ufer.) Das wegen Klippen und Untiefen gefährlich ist.

V. 15. Befahrt in guten.) Das veraltete Zeitwort befahren, statt besorgen, befürchten, hat man nicht bloß seines ehrwürdigen Alterthums, sondern auch seines Wohlklangs wegen, in der Poesie immer noch beybehalten. Es ist von dem alten Worte Fahr (jetzt Gefahr) herzuleiten, eben so wie befürchten von Furcht und besorgen von Sorge herkömmt. Von dem andern Zeitworte befahren, eine Fahrt thun, unterscheidet es sich durch seine gleichfliessende Conjugation, denn es lautet: er befahrt, befahrete, hat befahret; da jenes heißt: er befährt, befuhr, hat befahren. (S. Berl. Monatsschr 1785. August, S. 101.)

V. 18. Immer spannt Apoll nicht den Bogen.) Murena, der ehemals wider den Augustus gedienet hatte, wird von dem feinen unter den Dichtern mit der Hoffnung getröstet: Apollo (für dessen Sohn Augustus nicht ungern gehalten seyn mochte, und dessen Person er, zum Spiel, vorgestellt hatte) strafe nicht immer mit seinen Pfeilen, sondern erheitre sein Gemüth bald wieder durch die harmonischen Saiten. Vielleicht mochte auch Murena, der als Pompejaner längst Verzeihung erhalten hatte, auch so gar ein Günstling des Augustus geworden war, wieder in desselben Ungnade gefallen seyn. Daß er sich wenigstens in der Folge an Augustus zu rächen gesucht hat, sehen wir aus dem Velleius Paterculus. „L. Murena und Fannius Cä„pio, Männer von ganz verschiedenen Sitten, (denn „Murena konnte, dieses letzte Verbrechen ausgenommen, „für einen Biedermann gelten, Cäpio aber war auch „vor dieser That ein Erzbösewicht) faßten den Anschlag, „den Augustus umzubringen, wurden aber durch das „öffentliche Gericht verdammt, und litten selbst mit „Recht, was sie mit Gewalt vollbringen wollten. Röm. „Gesch. II. 91. Dio Cassius meldet von dieser Verschwörung, daß es ungewiß gewesen, ob Murena mit Recht verdammt worden sey, oder ob man ihn bloß verleumdet habe; wenigstens hätten einige Richter die

Verschworenen frey gesprochen. Weil Murena aber mit seinem Freunde, dem Weltweisen Athenäus, aus der Stadt entwichen wäre, und sich eben so wenig wie Cäpio vor Gericht gestellt hätte, so wäre er nebst dem Cäpio verbannt und nachmals getödtet worden. Nach dem Bericht des Strabo ward dieser Athenäus wegen gerichtlich erkannter Unschuld vom Augustus gar bald auf freyen Fuß gestellt. Vielleicht hat es dem Murena geschadet, daß er in seinen Reden bis zum Uebermaße frey war. Dio Cassius, der dieses zu verstehen giebt, erzählt folgendes Beyspiel. Als Augustus vor Gericht ein Zeugniß wider den Primus ablegen wollte, fragte ihn Murena, der den Primus vertheidigte: Wer hat dich gerufen? Worauf ihm der schlaue Augustus gar glimpflich zur Antwort gab: Die Republik.

Kamler.

3.

Voitus,

geboren den 16. März 1741,
gestorben d. 30. Jänner 1787.

Wenn ich hier dem Andenken eines Mannes von ausgezeichneten Geistesgaben und von vorzüglichem Adel des Herzens einige Blumen opfere; so geschieht es weniger, um ihm eine Ehre damit zu erweisen, als vielmehr, um ihn einem Theile unserer Mitbürger als ein empfehlungswürdiges Muster zur Nachahmung aufzustellen. Die wahre Quelle der Ehre kann auch durch die kostbarste Einfassung nicht reichhaltiger gemacht, aber wohl reiner und brauchbarer erhalten, werden. Durch

An-

Bestimmung des Artikels 10 Absatz 2 des obigen Gesetzes, betreffend die Einführung der Reichsgesetze in Elsaß-Lothringen, vom 9. Juni 1871 (Reichs-Gesetzbl. S. 212) wird hiermit Folgendes verordnet:

§. 1.

Die Bestimmungen des Gesetzes, betreffend die Einführung der Gewerbeordnung in Elsaß-Lothringen, vom 17. Juli 1873 (Reichs-Gesetzbl. S. 233) finden auf die Gewerbe der Bäcker und Konditoren mit der Maßgabe Anwendung, daß

1) die Vorschriften der §§. 105 a bis 105 h der Gewerbeordnung über die Arbeitszeit der Gehülfen, Lehrlinge und Arbeiter in Bäckereien und Konditoreien erst mit dem 1. April 1895 in Kraft treten;

2) die Vorschriften der §§. 105 a bis 105 h der Gewerbeordnung über die Arbeitszeit der Gehülfen, Lehrlinge und Arbeiter in Bäckereien und Konditoreien auf Betriebe, in welchen nur Angehörige des Gewerbetreibenden beschäftigt werden, keine Anwendung finden;

3) die Vorschriften der §§. 105 a bis 105 h der Gewerbeordnung über die Arbeitszeit der Gehülfen, Lehrlinge und Arbeiter in Bäckereien und Konditoreien auf Betriebe, in welchen nur Familienmitglieder des Gewerbetreibenden beschäftigt werden, mit Ausnahme der Vorschrift des §. 105 b Absatz 1 Satz 1, keine Anwendung finden;

4) die Vorschriften der §§. 105 a bis 105 h der Gewerbeordnung über die Arbeitszeit der Gehülfen, Lehrlinge und Arbeiter in Bäckereien und Konditoreien auf Betriebe, in welchen nur Familienmitglieder des Gewerbetreibenden und nicht mehr als zwei Gehülfen beschäftigt werden, mit Ausnahme der Vorschrift des §. 105 b Absatz 1 Satz 1, keine Anwendung finden;

5) die Vorschriften der §§. 105 a bis 105 h der Gewerbeordnung über die Arbeitszeit der Gehülfen, Lehrlinge und Arbeiter in Bäckereien und Konditoreien auf Betriebe, in welchen nur Familienmitglieder des Gewerbetreibenden und nicht mehr als zwei Gehülfen beschäftigt werden, keine Anwendung finden.

die gewöhnlichen lateinischen und griechischen Schulautoren las: welches zwar mit der äußersten Strenge erzwungen war, aber doch ohne Genie des Kindes nicht hätte zu Stande gebracht werden können. Es ist mehr als wahrscheinlich, daß diese Anstrengung seinem äußerst lebhaften und heftigen Charakter in der Folge die Geduld gab, die zum fleißigen und gründlichen Studiren und zu einem klugen und pflichtmäßigen Verhalten gehört.

Als Kompanie-Feldscheer fühlte er einen so mächtigen Trieb, seine Kenntnisse zu erweitern, daß er zwei Drittheile seines Traktaments auf Erlernung von Sprachen verwandte, für den Rest in dem Verschlag einer kleinen Stube lebte, die von dürftigen Handwerksleuten bewohnt war, und als tägliche Kost nichts als Hering und Kartoffeln genoß. Der Verschlag war finster, und erlaubte ihm nicht aufrecht zu stehen; die Geschäfte seiner Mitbewohner des Zimmers störten ihn in allen seinen Verrichtungen: und doch sammlete er hier gerade den Fond von Geistesstärke und Herzensgüte, der ihn in der Folge charakterisirte.

Um diese Zeit ward er mit Herrn D. Brückmann, der jetzt mit Ruhm in Meklenburg praktisirt, bekannt, der ihm Unterricht in der Mathematik gab. Mit diesen Vorkenntnissen ausgerüstet, wandte er sich an den damals in Ber-

Ad Parad. 18. 3. Quoniam, inquiebat, ad primum
ab hinc annum, quo Romam veni, ad hanc usque
aetatem meam, quae nunc est annorum fere quin-
quaginta, multa mihi et varia et magna negotia
exhibita sunt, ut fere nemo mortalium plura. Ea
quo facilius memoriae mandarem, ab initio
quaestionis meae ad finem usque, quae quoque
tempore gesta essent, quasi in tabulas quasdam
rationarias, ita in libros meos digessi. Quae
quidem ratio mihi et ad memoriam et ad
prudentiam plurimum profuit. Nam et, quae
quoque tempore agenda essent, ex ipsa rerum
scriptura facile cognoscebam, et, quae ab
aliis agerentur, ex eadem diligentius animad-
vertebam. Quae cum ita sint, non dubito,
quin, si ea, quae mihi in hac causa gesta sunt,
in libros rettulero, ut ea, quae quoque tempore
gesta sunt, ordine exponam, non solum
mihi ipsi, sed etiam omnibus, qui hanc
causam cognoscere volent, magnam utilitatem
afferam. Nam et, quae ego egerim, et, quae
mihi ab aliis facta sint, et, quae ego ab aliis
animadverterim, et, quae mihi ab aliis
dicta sint, et, quae ego aliis dixerim, et,
quae ego ab aliis audierim, et, quae ego
ipse mihi dixerim, et, quae mihi ipsi
in mentem venerint, et, quae ego ipse
mecum deliberaverim, et, quae mihi ipsi
placuerint, et, quae ego ipse mecum
statuerim, et, quae mihi ipsi displicuerint,
et, quae ego ipse mecum mutaverim,
et, quae mihi ipsi in mentem venerint,
et, quae ego ipse mecum deliberaverim,
et, quae mihi ipsi placuerint, et, quae
ego ipse mecum statuerim, et, quae mihi
ipsi displicuerint, et, quae ego ipse mecum
mutaverim, et, quae mihi ipsi in mentem
venerint, et, quae ego ipse mecum
deliberaverim, et, quae mihi ipsi placuerint,
et, quae ego ipse mecum statuerim, et,
quae mihi ipsi displicuerint, et, quae ego
ipse mecum mutaverim, et, quae mihi
ipsi in mentem venerint, et, quae ego
ipse mecum deliberaverim, et, quae mihi
ipsi

praktischen Theil derselben; so viel Ehre machen würde. Es blieb ihm inzwischen keine andere Laufbahn übrig; und er nahm daher das Anerbieten des Generalchirurgus Schmucker an, in die Zahl der königlichen Pensionnärchirurgen zu treten. — Im Jahr 1773 wurde er Regimentsfeldscheer des Hochlöbl. Alt-Woldeckschen Regiments; und hier legte er bald sehr beweisende Proben seiner praktischen Geschiklichkeit ab. — Das Jahr darauf schikte ihn der Hochselige König nach Frankreich, um neue Methoden, besonders zur Operation der Mastdarmfisteln, zu lernen, wo er zu gleicher Zeit das Accouchement so kultivirte, daß er in der Folge einer der geschiktesten Entbinder ward. Nach dem Ableben des Prof. Henkel erhielt er dessen Stelle, als Lehrer der Chirurgie und Oberwundarzt der Charité. *)

So groß und erhaben war das Ideal, das er sich von einem Lehrer gemacht hatte, daß er, troz dem Bewustsein seiner Kräfte, sich unfähig zu diesem Geschäfte hielt; und nur durch das dringendste Zureden seiner Freunde konnte er dahin gebracht werden, sich zu beruhigen, und sein Lehramt anzufangen: welches er denn auch zum Nutzen aller seiner Schüler und zur Ehre der Chirurgie bis jezt mit dem größesten und leider seiner Gesundheit nachtheiligen Eifer fortgesezt hat. Er hatte eine

*) Späterhin ward er bekanntlich, nach Schmuckers Tode, im J. 1786, dritter Generalchirurgus.

eine weitläuftige Praxis, studierte viel, hielt täglich zwei bis 3 Stunden hintereinander Vorlesungen, und schwächte durch alles dies seine Gesundheit um so mehr, je eifriger er es sich angelegen sein ließ, seiner großen Pflichtliebe Genüge zu thun.

Noch leben redende Beweise seiner ungewöhnlichen Kunstfertigkeit; noch glimmt gewiß in dem Kopfe manches Jünglings der göttliche Funken von Wahrheitsbegierde, den er in ihm angezündet hat; und lange noch wird sein Andenken die wohlthätigsten Einflüsse auf seine Kunstverwandten haben.

Im gemeinen Leben war sein Umgang gefällig und angenehm. Er hatte das, was ein ächter und untrüglicher Charakter eines menschenfreundlichen Herzens ist: es war einem jeden in seiner Gesellschaft wohl. Gern bot er die Hände zur Unterstützung der Bedürfenden; und so heftig auch sein Temperament war, dessen sehr lebhaften Aufwallungen er nicht immer widerstehen konnte, so liebten ihn doch Alle, die ihn umgaben. Das Gefühl seiner überwiegenden Kräfte, dessen Aeußerungen dem leidenden Theile immer so wehe thun, machte ihn nicht unerträglich, und zog ihm weder Neid noch Feindschaft zu. Alle, die ihn kannten, stimmten darin überein: daß er ein gelehrter, scharfsinniger, geschikter, angenehmer, und wohlwollender Mann sei; Eigenschaften, deren Vereinigung und Zusammenstimmung der Natur nur

selten gelingt, und der Menschheit vom Schöpfer nur als eine sparsame Zierde verliehen wird!

Ruhe sanft, mein geliebter Voitus, bis wir einst, auf einer höhern Stuffe der Wesen, vereinigt, dem Schöpfer danken können, daß er uns hienieden in Verbindung brachte! Das Andenken Deines Lebens wird mir stets eben so heilig, als das Andenken Deines Todes schmerzhaft sein.

Er war groß, wohlgewachsen, von starken Leibesbeschaffenheit, und cholerischen Temperaments. Im Jahr 1771 blieb ihm nach einem Fieber ein Gefühl von Schwere in der Gegend der Leber zurük, worüber er sich bis etwa einige Jahre vor seinem Tode beklagte. Auch litt er von der Zeit an häufig alle die Beschwerden, die aus einer Verstopfung der Leber entstehen: d. i. Hämorrhoiden, Kongestionen nach der Brust, und fast beständigen Schnupfen und Husten. Im J. 1780 brach er das Bein, verlor zugleich seine Frau im Wochenbette, und wurde zu eben der Zeit von einem inflammatorischen Fieber befallen, wobei nicht nur das Rippenfell und die obere Fläche der Leber, sondern selbst die Lungen, entzündet waren. Durch antiphlogistische Behandlung wurde er inzwischen mittelst eines gekochten Auswurfs wieder hergestellt; und es blieben nur die gewohnten rheumatischen Stokkungen übrig, — an denen er vor zwei Jahren so sehr litt, daß ich zum zweitenmale für sein Leben besorgt war. Ei-

Einige Wochen vor seiner letzten Krankheit klagte er mehr als gewöhnlich über seine rheumatischen Beschwerden. Er machte daher Montags den 22sten Januar Morgens bei ziemlicher Kälte einen Spaziergang, auf dem er sich wahrscheinlich erkältete. Nachdem er sich den folgenden Morgen ziemlich heftig geärgert hatte, wurde er denselben Abend von einem starken Froste befallen, der fast die ganze Nacht anhielt. Ich fand ihn den 24sten Morgens mit einem fieberhaften, ziemlich gespannten, aber nicht großem Pulse; etwas eingenommenen Kopfe; weißer, aber feuchter und nur mit einem dünnen und durchsichtigen Schleim gleichmäßig überzogener, Zunge, und reinem Geschmak im Munde; übrigens lebhaften Augen und ziemlich rother Gesichtsfarbe. Er hatte schon für sich das mit Zitronensäure gesättigte Weinsteinsalz genommen; ich rieth ihm, dies fortzugebrauchen, und den folgenden Morgen ein Brechmittel zu nehmen. Das Brechmittel führte eine Menge gelber und dikker Galle aus. Als sich hierauf gegen den Abend die Hitze nicht legte, und der Puls an Geschwindigkeit zunahm, fing mir an, der Zustand bedenklich zu werden. Um daher nichts zu stören, ließ ich diese Nacht bloß eine kühlende Mixtur aus Krebssteinen mit Zitronensäure nehmen, und den Leib durch ein Klystier öfnen.

Den folgenden Morgen klagte er mir, daß er die Nacht eine brennende Hitze gehabt; beim lez-

desmaligen Einschlummern wieder aufgeschrekt sei, beim Einnehmen und Trinken immer Uebelkeiten und beängstigendes Aufstoßen habe, an einem heftigen klopfenden Kopfschmerz leide, und zur Ader gelassen zu werden wünsche. Diese Umstände, seine cholerische Konstitution, die rheumatische Natur aller seiner Beschwerden, die Abwesenheit aller Zeichen von Fäulniß und angegriffenem Nervensystem, die lebhaften, aber nun schon gelben Augen, die krampfhaften Spannungen um die Präkordia bei Mangel turgescirender Materien in den ersten Wegen, ließen mir keinen Zweifel über die entzündliche Natur der Krankheit; und bestimmten mich, die Ader öfnen, und zugleich ein Blasenpflaster zwischen den Schultern legen zu lassen. — Schon bei seiner ersten inflammatorischen Krankheit der Brust war mir die besondere Empfindlichkeit seines Magens aufgefallen; und ich befürchtete jetzt mit Recht entzündliche Stokkungen im Unterleibe. Es war daher mein Entschluß, den hier befindlichen Reiz durch Ausleerungsmittel nicht zu vermehren, sondern bloß gelind kühlende Mittel anzuwenden. Da aber nach dem Aderlaß das Aufstoßen und die Beängstigungen im Unterleibe nicht nachlassen wollten; so nahm er Nachmittags, ohne mein Wissen und zu meiner großen Mißbilligung, ein zweites Brechmittel. Ich fand ihn gegen den Abend mit einem sehr geschwinden und krampfhaf-

ten Pulse. Das Brechmittel hatte den Reiz vermehrt, ohne die Beängstigungen gehoben, und ohne etwas Schädliches ausgeführt zu haben. Das Blut hatte übrigens inflammatorische Kruste, war aber gefroren; und so konnte ich nicht beurtheilen, ob die Flüßigkeit des unter der Eisrinde befindlichen Kruors ein Zeichen einer faulichten Beschaffenheit oder vielmehr die Folge der durch das Gefrieren des obern Theils verhinderten Gerinnung sei. Da er so sehr über Säure im Magen und quälendes Aufstoßen klagte, so gab ich ihm eine Mixtur aus Magnesia mit einem Skrupel Theriak in sechs Unzen Wasser aufgelöset, um dadurch die krampfhaften Spannungen zu besänftigen, und, wo möglich, Entzündung zu verhüten. Auch ließ ich zu gleicher Zeit ein Blasenpflaster auf den Magen legen.

Die vierte Nacht war wiederum unruhig, und mit vorübergehendem Irrereden begleitet. Inzwischen war er des Morgens mit der Wirkung des Mittels zufrieden, und spürte weniger Beschwerden. Ich ließ ihm nun, weil ich doch immer entzündliche Stokkung im Auge hatte, und die Verhärtung seiner Leber fürchtete, das unausgelaugte schweißtreibende Spießglas nehmen, Blasenpflaster an den Waden legen, und den Leib durch erweichende Klystiere öfnen. Aber es erfolgte keine Verminderung der Krankheit, obgleich der Urin Anschein von Kochung gab. Ich rieth ihm, gegen den Abend zur Besänftigung der Krämpfe etwas Mohnmilch zu nehmen. Aber

Aber auch diese fünfte Nacht war wiederum schlaflos, und äußerst unruhig; und er klagte den Morgen mehr als jemals über große Beängstigungen in der Magengegend. Der Puls hatte an Geschwindigkeit zugenommen, ob gleich Haut und Zunge feucht blieben. Ich ließ die Gegend der Leber und des Magens mit warmen nassen Umschlägen bähen; und innerlich, der Galle wegen, aufgelöfete Tamarinden geben. Aber diese vermehrten den Ekel und das Aufstoßen, und die Fomentationen fruchteten nichts. Im Gegentheil fand ich gegen den Abend den Puls so gespannt, und die Aengstlichkeit so groß, daß ich sogleich in der Herzgrube und im rechten Hypochondrium Blutigel legen; und innerlich, um den Darmkanal frei zu machen, einige Löffel Ricinusöl nehmen ließ. Nachdem die Blutigel gesogen hatten, ließ ich dieselbe Gegend mit einem zertheilenden Pflaster aus Ammoniakgummi, Schierling und Kampher bedekken. Diese Mittel schienen von so guter Wirkung zu sein, daß er mir des Morgens dafür dankte, und mit seinem Zustande zufrieden war. Aber bald stellte sich ein neuer Anfall des Fiebers mit stillem Irreereden ein, der sich nach Mitternacht um ein Uhr, die siebente Nacht der Krankheit, mit dem Tode endigte.

Die Klage, die er seit so langer Zeit über eine Schwere im rechten Hypochondrium geführt hatte, bewog mich, den Leichnam öfnen zu lassen. Bei Er-

Eröfnung der Bruſt fand man die untere Hälfte beider Lungenflügel, ſo wie das ganze Zwerchfell, ſtark entzündet; (und doch hatte ſich, wie ſchon mehrere Beobachtungen gezeigt haben, keine Spur von ſardoniſchem Lachen geäußert). Die Subſtanz der Leber war widernatürlich hart, die ganze Oberfläche derſelben entzündet; und die Gallenblaſe leer von aller Galle, die durch den entzündlichen Krampf ins Blut getrieben war: daher auch nach dem Tode das Geſicht eine ganz gelbe Farbe hatte. Magen und Gedärme waren ſehr aufgetrieben: erſterer faſt ganz mit dunkelrothen Streifen und Flekken überzogen; und die letzteren hin und wieder ſehr gelb gefärbt und entzündet. Die Milz war groß und ſtrotzte von Blut, weil ſie ſich nicht in das Leberſyſtem, der Verſtopfung und Entzündung wegen, hatte ausleeren können.

Das Fieber war unſtreitig entzündlich-gallichter Natur. Die vorhergegangenen Urſachen gaben Gelegenheit zu den Stokkungen der im Ueberfluſſe vorhandenen rheumatiſchen Materie; und die durch die fehlerhafte Beſchaffenheit der Leber, durch Anſtrengung des Geiſtes, und durch Gemüthsbewegungen verderbte Galle iſt es ohne Zweifel, wodurch dieſe Krankheit ſo ſchnell tödtlich wurde.

Berlin,
den 10. Februar 1787. Selle.

4.

Historische Nachricht von dem letzten Lebensjahre Königs Friedrich II. von Preussen.

Vorgelesen in der öffentlichen Versammlung der Akademie, d. 25 Jänner 1787.

Diese wichtige Vorlesung, deren in der Berl. Monatsschrift, Februar S. 172, schon Erwähnung geschehen, ist so eben unter dem Titel abgedrukt erschienen: Mémoire historique sur la derniere année de la vie de Frédéric II, Roi de Prusse. Avec l'Avant-propos de son histoire, écrite par lui-même. Lu dans l'assemblée publique de l'Academie de Berlin, le 25 Janvier 1787. Par le *Comte de Hertzberg*, Curateur & Membre de l'Académie. 3 Bogen in gr. 8. beim Hofbuchdrukker Decker. — Mit Erlaubniß des Herrn Verfassers liefern wir hier eine Uebersetzung davon. Die Herausgeber.

Da diese Akademie immer gewohnt gewesen ist, den 24sten Jänner, als den Geburtstag des Königs ihres Wiederherstellers, in einer öffentlichen Versammlung zu feiern; und da diese Gewohnheit auch künftig zum Andenken der Erneuerung der Akademie, welche auf denselben Tag trift, fortdauren soll: so glaubte ich, meiner Pflicht als Akademist nicht besser genügen zu können, als wenn ich in dieser Sitzung eine Abhandlung vorläse, die sich auf einen Gegenstand unserer Staatswohlfarth bezöge, und worin ich zugleich eine kurze Rechenschaft von

Jahs-

La direction d'orientage se rapporte toujours à la direction du méridien magnétique. Elle est donnée par un azimut, c'est-à-dire par l'angle horizontal compris entre la direction du méridien magnétique et celle de l'objet visé. Cet angle est mesuré dans le sens du mouvement des aiguilles d'une montre, à partir de la direction du méridien magnétique. Il est compté de 0 à 360 degrés. Les azimuts sont donnés par rapport au nord magnétique, au sud magnétique, à l'est magnétique ou à l'ouest magnétique. Ainsi, par exemple, un azimut de 90 degrés est dirigé vers l'est magnétique, un azimut de 180 degrés vers le sud magnétique, un azimut de 270 degrés vers l'ouest magnétique et un azimut de 360 degrés vers le nord magnétique.

(A suivre.)

Der Seine Staatsverwaltung nach denselben Grundsätzen forsetzt, und sie da, wo menschlicher Unvollkommenheit wegen dies nöthig ist, berichtigt, Der endlich auf demselben Wege der Gerechtigkeit Güte und Staatstugend, dem daurendem Ruhme entgegen wandelt, welcher immer ihre gerechte Belohnung ist.

Zwar hat der Hochsel. König nur die Hälfte des letzten Jahres durchlebt; aber dennoch würde dies Jahr mir hinlängliche Materialien zu einer eben so ausführlichen Vorlesung, als ich in den vergangenen Jahren hielt, gewähren, wenn die Zeit und Umstände es erlaubten und forderten. Aber, da Seine Verwaltung der innern Landesangelegenheiten fast immer gleichförmig war, so brauche ich nur kurz zu sagen: daß Friedrich II im letzten Jahre Seiner Regierung beinahe das nehmliche, als in den vorigen Friedensjahren, that. Er hat alle die öffentlichen Unternehmungen vollendet und ausgeführt, die ich, als entworfen und beschlossen, am Ende meiner vorjährigen Vorlesung über den wahren Reichthum der Nationen angekündigt hatte. Er hat die Summe von drei Millionen Thalern auszahlen und anwenden lassen, so wie sie zur Ausführung der dort angegebenen Gegenstände bestimmt war; aber Er ist zugleich noch viel weiter gegangen, wie Er es immer that, nachdem Vorfälle und Umstände es erheischten. Das vorige Frühjahr hatte große Ueberschwemmungen der Weichsel, Oder, und Warthe verursacht; der König ließ daher sogleich die Dämme wieder in Stand setzen, und gab an eine halbe Million Thaler her, um sowol den

ärmern

gegen Hochwasser und Eis. Die Wände sind aus Bruchsteinen, die Gewölbe aus Backsteinen hergestellt. Die Kosten betrugen 1 Million Mark. Die Arbeiten wurden in 2 Jahren vollendet. Die Brücke hat 3 Öffnungen, jede 20 m weit. Sie ruht auf 2 Pfeilern und 2 Widerlagern. Die Pfeiler sind 3 m dick. Sie stehen auf Pfählen, die 6 m tief eingerammt sind. Die Brücke ist 12 m breit. Sie hat 2 Fahrbahnen und 2 Fußwege. Die Fahrbahnen sind mit Steinpflaster belegt. Die Fußwege sind mit Asphalt belegt. Die Brücke ist 60 m lang. Sie ist 10 m hoch über dem Wasserspiegel. Die Brücke ist für 2 Züge gebaut. Sie kann 1000 Tonnen tragen. Die Brücke ist für 2 Züge gebaut. Sie kann 1000 Tonnen tragen.

sonst gewöhnlich geschieht. Es waren in allen Preußischen Staaten: in dem Jahre:

	Heirathen	Geburten	Todten	Ueberschuß der Gebornen
1786:	45,259	211,188	161,827	49,361
1785:	——	210,037	157,606	53,126.

Wenn

Staaten entstanden. Hr. Mallet Dupan, Herausgeber des Journal de Paris, hatte zufolge einer meiner akademischen Abhandlungen behauptet: „daß die Bevölkerung der Preußischen Staaten „unter König Friedrich II. sich fast verdoppelt „habe.“ Dagegen wandte Hr. Abbe Baudeau, Herausgeber des Merkure de Paris ein: „sie habe „sich kaum um ein Drittel vermehrt;“ wobei er diese Berechnung macht: die Preußische Bevölkerung habe im J. 1740: 2,240,000, und 1785 nicht mehr als $5\frac{1}{2}$ Millionen betragen, man müsse für die neuen Staaten $2\frac{1}{2}$ Million abziehn, und so blieben für die Bevölkerung der alten Staaten nur 3 Millionen. Allein, Hr. Baudeau begeht hier zwei Irrthümer: indem er im J. 1785 allen Preußischen Staaten nur eine Bevölkerung von $5\frac{1}{2}$ Millionen zuschreibt, da sie doch, mit Inbegrif des Militars, 6 Millionen beträgt; und indem er $2\frac{1}{2}$ Million für die neuen Staaten abrechnet, die doch nur 2 Millionen geben. Nimt man als Thatsache an, wie man es mit Grunde und zufolge der Zählung kann: daß die gesammte Bevölkerung der Preußischen Staaten 1740 nur 2,240,000 betrug; daß sie 1785 6 Millionen ausmachte; und daß man für die neuen Staaten nur 2 Millionen abrechnen kann; so hat die Volksmenge der alten Staaten sich wirklich von 1740 bis 1785 um 1,660,000 Köpfe vermehrt, und man kann folglich mit Recht sagen, daß sie sich fast verdoppelt hat.

Wenn man die Tiefe der Lehre 1788 mit der Tiefe der Lehre Jesu vergleicht, so wird man sich, wie in seinen Predigten unter seinen Juden Jesus selbst gethan hat, (Joh. 7, 16. 17. 18. 8, 28. 29. 42. 12, 49.) nicht gestatten, von fremden Lehren zu reden, und sich nicht einfallen lassen, sie für neu zu nennen, (Joh. 13, 34.) sie in Verbindung setzen und gründen zu wollen, und sie in seinem Verstande und nach den sittlichen Gesinnungen der Personen zu beurtheilen, welche sie vortragen. Diese Beurtheilung kann ihr Ohr zur Unterscheidung der Jüdischen Lehrarten machen. Denn jene Lehre, die Jesus in Joh. 7, 16. 17. 18. 8, 28. 29. 42. 12, 49. 13, 34. vorträgt, ist ihrem Inhalte nach, und in ihrer Verbindung mit den sittlichen Gesinnungen, die sie bei der sittlichen Bildung seiner Jünger und Nachfolger voraussetzt, und hervorbringen will, so ganz und gar nicht neu, daß sie vielmehr, wie Jesus selbst sagt, (Joh. 8, 28.) nur die Fortsetzung und Vollendung der Lehre ist, die er von seinem Vater gelernt hatte, und die er, wie Johannes sagt, (1 Joh. 1, 1. 2.) von Anfang an gehört, gesehen, betrachtet, und mit seinen Händen betastet hatte, und die er, wie Johannes versichert, seinen Jünger und Nachfolgern verkündigte, damit sie auch mit ihm und seinem Vater in Gemeinschaft kommen möchten.

[1] S. 1788. meine Lehre, meine Lehrart, meine Lehrmethode, meine Lehrweisheit.

Da ich in meinen vorigen Abhandlungen über die Bevölkerung und über den wahren Reichthum der Staaten das erschöpft habe, was ich bekannt machen wollte, um die erstaunenswürdigen Fortschritte zu zeigen, welche der Hochsel. König in der innern Staatsverwaltung gemacht hat; so schränke ich mich itzt auf die wenigen so eben beigebrachten Bemerkungen ein, bloß um zu zeigen, daß Friedrich II in der innern Verwaltung Seiner Staaten nichts von der unermüdeten, und mit gleich glüklichem Erfolg bekrönten, Sorgfalt während der letzten sieben Monate Seines Lebens und des Jahres 1786 nachgelassen hat, ungeachtet der schmerzhaften und tödtlichen Krankheit, die Ihn in dieser ganzen Zeit drükte. Ich kann und muß aber diesem großen König auch dieselbe Gerechtigkeit widerfahren lassen, in Absicht der großen ausländischen und politischen Geschäfte, welche Europa überhaupt und Preußen insbesondere angehn. Ungeachtet Seines hofnungslosen Zustandes hat Er ihnen keinen Augenblik der fortgesetztesten Aufmerksamkeit und Anstrengung entzogen. Er las alle Berichte Seiner auswärtigen Minister, diktirte alle Morgen von vier bis sieben Uhr die unmittelbaren Antworten auf diese Depeschen, und unterhielt den ordentlichen Briefwechsel mit Seinem Kabinets- oder auswärtigen Departements-Ministerium über alle Gegenstände der großen Politik. So arbeitete Er während dieser 7 Monate des Jahres fort: um Sein letztes großes Werk, den deutschen Fürstenbund, zu befestigen; um so werkthätig, als es die Umstände erlaubten, die Unruhen in Holland beilegen

zu

zu helfen, und um Seine Grundsätze und die Rechte Seiner Länder gegen die Ansprüche der Stadt Danzig aufrecht zu erhalten. Dieselbe genaue und tägliche Korrespondenz hat Er mit den Ministern des Justiz- und des Finanz-Departements unterhalten; und Er Selbst, ohne einen Minister oder General, führte den ganzen Theil der militairischen Korrespondenz, indem Er Seinen Sekretären und Adjutanten die Ordres diktirte. Ich erinnere mich, daß, da Er den letztern noch einige Tage vor Seinem Tode alle die Manöver diktirte, die sie bei den Schlesischen Revüen sollten ausführen lassen, Er die geringsten Umstände der Lokalität dabei angab. Zur selben Zeit ließ Er den General Anhalt nach Potsdam kommen, um ihm die großen militarischen Einrichtungen zur Errichtung der Freibataillone, zur Mobilmachung der Armee im Fall eines Krieges, u. s. w. u. s. w. vorzuschreiben. In denselben Umständen berief Er auch die Staatsminister Graf Horn und von Werder, und den Geheimen Rath Schütz aus Pommern, nach Potsdam, um mit ihnen die neuen Entwürfe zur Urbarmachung, Verbesserung, und Fabrikenanlegung einzurichten, welche Er im J. 1787 in den verschiedenen Provinzen ausführen wollte; vorzüglich aber Seinen Lieblingsplan: auf Seine Kosten neue Dörfer in allen den Gegenden erbauen zu lassen, wo die Landbesitzer zu weitläuftige Felder hätten und wo Ihm die Volksmenge zu geringe schien. Ein besonderes Wohlgefallen machte Ihm die Ausführung Seiner Idee, 200 Schafe und Böcke aus Spanien kommen zu lassen, um die Race in unsern Schäfereien

zu verbessern. Da diese Schafe einige Tage vor Seinem Tode durch Potsdam gehen sollten, so erwartete Er sie mit Ungeduld, um einige davon nach Sans-Souci, und (wie Er Sich ausdrükte) zum Besuche zu Sich kommen zu lassen.

Ich erwähne diese Umstände, die geringfügig scheinen könnten, darum, weil sie stets dienen werden, die Wohlthätigkeit und die Größe Seines Geistes, der alle mögliche Gegenstände der allgemeinen Wohlfahrt umfaßte, in noch hellerem Lichte zu zeigen. Ich kann alles hier angeführte desto sicherer und glaubwürdiger bewähren, da ich bei Friedrich II. auf seinem Schlosse Sans-Souci, die letztern fünf Wochen Seines Lebens zugebracht habe: vom 9. Julius, da Er mich rufen ließ, bis zum 17. August da Er starb. Ich kann mit den Herren Grafen Schwerin, Görz, Lucchesini, und Pinto, bezeugen, die wir Ihn damals täglich drei bis vier Stunden sahen: daß Er — obgleich so geschwollen und von der Wassersucht angegriffen, daß Er sich nicht allein aus seinem Stuhle bewegen konnte worinn Er Tag' und Nächte zubrachte, ohne die Bequemlichkeiten eines Bettes ertragen zu können; und obgleich Er sichtbar ganz außerordentlich litt — daß Er dennoch nie das geringste Zeichen von Schmerz oder Unbehaglichkeit blikken ließ, sondern immer Seine heitere zufriedne und ruhige Mine behielt, und ohne je von Seinem Zustande oder vom Tode zu reden, uns immer auf das angenehmste und vertraulichste über die Zeitläufte, die Litteratur, die alte und neue Geschichte, und vorzüglich über den Landbau, und die Kultur der Gärten, welcher Er noch immer anlegen

ließ,

ANTIQUE, adj. [antiquus, Lat. antique, Fr.] Ancient; old; of old time; of a former age; not modern; not of late invention; of a style or fashion long disused.

Some of the Romans, in their antique buildings, have made use of the Tuscan order. *Addison.*

Antique, n. s. Ancient time; old style; old fashion.

Antique, v. a. To make old in appearance.

ANTIQUITY, n. s. [antiquité, Fr. antiquitas, Lat.] Ancient time; time long past; old age; old fashion; ancient manners; ancient customs; ancient story; ancient monuments; ancient dignity; ancient privilege; the ancients, or those who lived in former ages.

Antiquity, in her fruitful womb, hath brought forth many things, which, for the present, we have not. *Bacon.*

Antiquity, in the first place, is to be considered as it is the parent of custom. *Addison.*

ANTIRRHINUM, n. s. [Lat.] Snapdragon; calf's snout.

ANTISCORBUTICK, adj. [antiscorbutique, Fr. from anti and scorbutus, Lat.] Opposing the scurvy.

ANTISCORBUTICK, n. s. A medicine proper to cure the scurvy.

ANTISEPTICK, adj. [antiseptique, Fr. from anti and σηπτικος.] Opposing putrefaction.

ANTISEPTICK, n. s. A medicine which opposes putrefaction.

ANTITHESIS, n. s. [Lat.] Opposition of words or sentiments; contrast.

ANTITHETICAL, adj. [from antithesis.] Containing antithesis; consisting of antithesis.

ANTITHETICALLY, adv. In antithesis; in opposition.

ANTITRINITARIAN, n. s. [from anti and trinitarian.] One who denies the trinity.

ANTITRINITARIANISM, n. s. [from antitrinitarian.] Opposition to the trinity.

ANTITYPE, n. s. [antitypus, Lat.] That which is figured by the type.

ANTLER, n. s. [andouiller, Fr.] The branch of a horn.

ANTLERED, adj. [from antler.] Furnished with antlers.

ANTONOMASIA, n. s. [Lat.] A figure in rhetorick, by which, instead of a proper name, some appellative is used, or by which, instead of an appellative, a proper name is used.

ANTRE, n. s. [antrum, Lat.] A cave; a den; a hollow place.

ANTRUM, n. s. [Lat.] A cavity in the body.

ANVIL, n. s. [anfilt, Sax.] The iron block on which the smith forges his work.

ANXIETY, n. s. [anxietas, Lat.] Solicitude; uneasiness of mind; perplexity; trouble; disquiet.

ANXIOUS, adj. [anxius, Lat.] Solicitous; uneasy in mind; perplexed; troubled; disquieted.

ANXIOUSLY, adv. Solicitously; uneasily; perplexedly; with disquiet.

ANXIOUSNESS, n. s. Solicitude; anxiety.

ANY, adj. [anig, Sax.] Some; whether one or more; whether great or little; whether more or less; whether one or another; whether this or that; every; whoever it be; whatever it be; whichever it be.

ANY, adv. In some degree; in some measure; to some degree; to some measure; to a certain degree; to a certain measure; to a great degree; to a great measure; to a little degree; to a little measure; to a more or less degree; to a more or less measure.

ANYBODY, n. s. [from any and body.] Any person; any one; whoever it be; whichever it be.

ANYHOW, adv. [from any and how.] In any manner; in any manner whatever; however it be; however it may be.

ANYTHING, n. s. [from any and thing.] Any thing; whatever it be; whatever it may be; whichever it be; whichever it may be.

ANYWHERE, adv. [from any and where.] In any place; in any place whatever; in whatever place it be; in whatever place it may be; in whichever place it be; in whichever place it may be.

ANYWISE, adv. [from any and wise.] In any manner; in any manner whatever; however it be; however it may be.

AORTA, n. s. [Lat.] The great artery.

APACE, adv. [from a and pace.] Hastily; speedily; quickly; with haste; with speed; with quickness; with celerity; with rapidity; with velocity; with swiftness; with fleetness; with expedition; with dispatch; with alacrity; with promptness; with readiness; with facility; with ease; with little difficulty; with little trouble; with little labour; with little pains; with little effort; with little exertion; with little force; with little power; with little strength; with little vigour; with little energy; with little activity; with little diligence; with little industry; with little application; with little attention; with little care; with little caution; with little circumspection; with little prudence; with little wisdom; with little judgment; with little discretion; with little skill; with little dexterity; with little address; with little ingenuity; with little invention; with little contrivance; with little art; with little craft; with little cunning; with little subtlety; with little slyness; with little artifice; with little trick; with little deceit; with little fraud; with little guile; with little treachery; with little perfidy; with little falsehood; with little dishonesty; with little knavery; with little villainy; with little roguery; with little wickedness; with little sin; with little crime; with little guilt; with little vice; with little depravity; with little corruption; with little degeneracy; with little baseness; with little meanness; with little sordidness; with little avarice; with little covetousness; with little rapacity; with little extortion; with little oppression; with little cruelty; with little inhumanity; with little barbarity; with little savageness; with little ferocity; with little fierceness; with little rage; with little fury; with little madness; with little frenzy; with little distraction; with little delirium; with little insanity; with little lunacy; with little folly; with little foolishness; with little absurdity; with little nonsense; with little impertinence; with little impudence; with little boldness; with little rashness; with little temerity; with little presumption; with little arrogance; with little pride; with little haughtiness; with little disdain; with little contempt; with little scorn; with little ridicule; with little mockery; with little derision; with little insult; with little abuse; with little reproach; with little censure; with little blame; with little condemnation; with little punishment; with little penalty; with little fine; with little forfeiture; with little loss; with little damage; with little injury; with little hurt; with little harm; with little mischief; with little evil; with little misfortune; with little calamity; with little disaster; with little ruin; with little destruction; with little death; with little murder; with little slaughter; with little massacre; with little carnage; with little bloodshed; with little wounds; with little blows; with little violence; with little force; with little power; with little strength; with little vigour; with little energy; with little activity; with little diligence; with little industry; with little application; with little attention; with little care; with little caution; with little circumspection; with little prudence; with little wisdom; with little judgment; with little discretion; with little skill; with little dexterity; with little address; with little ingenuity; with little invention; with little contrivance; with little art; with little craft; with little cunning; with little subtlety; with little slyness; with little artifice; with little trick; with little deceit; with little fraud; with little guile; with little treachery; with little perfidy; with little falsehood; with little dishonesty; with little knavery; with little villainy; with little roguery; with little wickedness; with little sin; with little crime; with little guilt; with little vice; with little depravity; with little corruption; with little degeneracy; with little baseness; with little meanness; with little sordidness; with little avarice; with little covetousness; with little rapacity; with little extortion; with little oppression; with little cruelty; with little inhumanity; with little barbarity; with little savageness; with little ferocity; with little fierceness; with little rage; with little fury; with little madness; with little frenzy; with little distraction; with little delirium; with little insanity; with little lunacy; with little folly; with little foolishness; with little absurdity; with little nonsense; with little impertinence; with little impudence; with little boldness; with little rashness; with little temerity; with little presumption; with little arrogance; with little pride; with little haughtiness; with little disdain; with little contempt; with little scorn; with little ridicule; with little mockery; with little derision; with little insult; with little abuse; with little reproach; with little censure; with little blame; with little condemnation; with little punishment; with little penalty; with little fine; with little forfeiture; with little loss; with little damage; with little injury; with little hurt; with little harm; with little mischief; with little evil; with little misfortune; with little calamity; with little disaster; with little ruin; with little destruction; with little death; with little murder; with little slaughter; with little massacre; with little carnage; with little bloodshed; with little wounds; with little blows; with little violence;

Er am Morgen diktirt hatte, und die Seine Sekretare gegen die Zeit mußten expedirt haben. Dann ließ Er uns aufs neue gegen 5 Uhr rufen, und behielt uns bis 8 bei Sich, wo Er uns zum Abendessen entließ; indeß Er den übrigen Theil des Abends damit hinbrachte, daß Er sich durch Seinen Lekteur die Werke einiger alten Schriftsteller, als Cicero, Plutarch, u. s. w. vorlesen ließ, daß Er hierauf Seine neuen Depeschen las, und endlich den wenigen Schlaf genoß, den Ihm Sein Zustand erlaubte. Diese Lebensweise ward unabänderlich bis zum 15. August fortgesetzt, an welchen Tage Er noch so richtig durchdachte Depeschen diktirte, daß sie dem erfahrensten Minister würden Ehre gemacht haben. Nur am 16. August hörte Er auf die grossen Geschäfte als König und Staatsmann zu führen; an diesem Tage verlor Er das Bewußtsein, und in der Nacht zum 17ten endete Sein Leben, indem Er Seine große Seele, ohne eine konvulsivische Bewegung, in Gegenwart meiner und unsers würdigen Mitgliedes des Arztes Hrn. Selle, aushauchte. — Ich hoffe, daß dieser umständliche Abriß von der letzten Lebenszeit Friedrichs II. weder der Akademie noch dem Publikum gleichgültig scheinen wird; man sieht wenigstens daraus, daß dieser große Mann Seinen Charakter durchgeführt hat, und immer bis zum letzten Augenblikke des Lebens Sich gleich geblieben ist, ohne von den Schwachheiten der Natur eine Aenderung zu erleiden.

Auch, glaube ich, wird es nicht mißfallen, wenn ich hier ein Gemälde des öffentlichen Lebens König Friedrichs liefere; zwar nur nach den Hauptzügen, aber

ent and, and of a determinate Form or Figure, as Triangle, Square, Circle, Cube, Sphere, &c. Mixt Mathematicks are those which consider Quantity, as it is applied to Matter, and the Properties of Bodies, as Extension, Motion, Gravity, &c. as Geography, Astronomy, Navigation, Dialling, Optick, Mechanicks, Hydrostaticks, Pneumaticks, Architecture, Fortification, &c. Pure Mathematicks are divided into Arithmetick and Geometry.

ARITHMETICK is the Art of Numbering, or the Science of Numbers, and is either Vulgar or Decimal.

VULGAR ARITHMETICK is the Art of Numbering by any Scale, or Denomination, as by 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 12, 13, 14, 15, 16, 17, 18, 19, 20, &c. but chiefly by 10, 12, 16, 20, 60, &c. and is either Integral or Fractional.

INTEGRAL ARITHMETICK is the Art of Numbering by any Scale, or Denomination, as by 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 12, 13, 14, 15, 16, 17, 18, 19, 20, &c. but chiefly by 10, 12, 16, 20, 60, &c. whole Numbers.

FRACTIONAL ARITHMETICK is the Art of Numbering by any Scale, or Denomination, as by 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 12, 13, 14, 15, 16, 17, 18, 19, 20, &c. but chiefly by 10, 12, 16, 20, 60, &c. broken Numbers.

DECIMAL ARITHMETICK is the Art of Numbering by 10, 100, 1000, 10000, &c. only, and is either Integral or Fractional.

INTEGRAL DECIMAL ARITHMETICK is the Art of Numbering by 10, 100, 1000, 10000, &c. only, whole Numbers.

FRACTIONAL DECIMAL ARITHMETICK is the Art of Numbering by 10, 100, 1000, 10000, &c. only, broken Numbers.

GEOMETRY is the Science of Magnitudes, and is either Plane or Solid.

PLANE GEOMETRY is the Science of Magnitudes, and is either Rectilineal or Circular.

RECTILINEAL GEOMETRY is the Science of Magnitudes, and is either Right-lined or Curve-lined.

RIGHT-LINED GEOMETRY is the Science of Magnitudes, and is either Right-lined Figures or Right-lined Angles.

RIGHT-LINED FIGURES are Figures bounded by Right Lines, and are either Triangles, Quadrangles, or Multangles.

TRIANGLES are Figures bounded by three Right Lines, and are either Equilateral, Isosceles, or Scalenum.

EQUILATERAL TRIANGLES are Triangles whose three Sides are equal, as

von Braunschweig, unsrer würdigen verwittweten Königin; und begab Sich mit Ihr nach dem Schlosse Rheinsberg, wo Er nachher Seine meiste Zeit zubrachte, entweder in stiller Ruhe, oder in Uebungen der Kriegskunst bei Seinem Regimente zu Ruppin, oder in Beschäftigung mit den Wissenschaften und fortgesetztem Briefwechsel mit Suhm, Voltäre, und andern Gelehrten, wie auch mit dem Feldmarschall von Grumbkow über Regierungsangelegenheiten. Von dieser letzten Korrespondenz bewahrt das Archiv noch eine sehr merkwürdige Sammlung. Seit dem J. 1732 betrug Er Sich als ein sehr gehorsamer Sohn, und erwarb Sich wieder das ganze Zutrauen und die ganze Freundschaft Seines Vaters bis an dessen Tod. Da dieser den 31. Mai 1740 erfolgte, so bestieg Friedrich II. den Thron, und erbte einen sehr wohl eingerichteten Staat, nebst einem Kriegsheere von 70,000 Mann, und einem ansehnlichen Schatze. Als fast zur selben Zeit der Mannesstamm des Hauses Oestreich durch den Tod Kaiser Karls VI. erlosch, und die Fürsten von Baiern, Sachsen, und Spanien Ansprüche auf dessen Erbschaft (zum Theil oder ganz) gegen dessen Tochter Maria Theresia und gegen die Pragmatische Sanktion, unter dem Beistande des Französischen Hofes, machten; so glaubte Friedrich II, auch die Rechte des Hauses Brandenburg auf vier Schlesische Herzogthümer geltend machen zu müssen, die Seinen Vorfahren entrissen worden waren, und denen König Friedrich I gegen das geringe Aequivalent des Schwibusser Kreises entsagt hatte, welchen letztern der Wiener Hof

ihn auf beiden Seiten mit einer Linie begrenzen, welche die Figur begleiten und ihr Umfang heißt. Jedoch heißen meistens diejenigen Linien, welche die Figur einschließen, Seiten, und die Summe aller Seiten heißt der Umfang. Die Verbindungslinien der Diagonalecken heißen auch Diagonalen, die diese Figur in Dreiecke zerlegen. Es ist eine bekannte und unbestreitbare Wahrheit, daß die Summe aller Winkel, welche man um einen Punkt herum beschreiben und ziehen kann, = 4 R. ist. Wenn also ein Punkt, auf der Linie in einer Figur, nach irgend einem Winkel in den andern geht, und dann wieder zurück kehrt, so ist die Summe dieser Winkel = 4 R. Wenn man also in einer Figur, die n Winkel hat, einen Punkt innerhalb derselben annimmt, und von ihm in die Winkel der Figur die Linien zieht, so ist die Summe aller Winkel, welche um diesen Punkt herum stehen, = 4 R. Diese Linien theilen die Figur in n Dreiecke, und die Summe aller Winkel dieser Dreiecke ist = 2 n R. Nun ist aber die Summe der Winkel um den Punkt herum = 4 R. Folglich ist die Summe der Winkel in den Dreiecken = 2 n R. — 4 R. Da nun die Winkel in den Dreiecken die Winkel der Figur sind, so ist die Summe der Winkel in einer Figur = 2 n R. — 4 R. Wenn also die Figur 3 Winkel hat, so ist die Summe derselben = 2 R. Hat sie 4 Winkel, so ist die Summe derselben = 4 R. Hat sie 5 Winkel, so ist die Summe derselben = 6 R. Hat sie 6 Winkel, so ist die Summe derselben =

Mitglieder erhalten hatte. — Als der König 1744 sah, daß die Königin von Ungarn den Kaiser Karl VII. aus ganz Baiern bis nach Frankfurth vertrieben hatte, und ihre Armee über den Rhein gegangen und bis ins Innere von Frankreich gedrungen war; so konnte Er mit moralischer Gewißheit voraussehn, daß bei fernerm glüklichen Fortgange sie einst wieder Ansprüche auf Schlesien machen würde: und Er schloß daher im selben Jahre ein neues Bündniß mit Frankreich, dem Kaiser, und dem Landgrafen von Hessenkassel, dem zufolge Er mit 80,000 Mann in Böhmen rükte, und die Besatzung und die Stadt Prag gefangen nahm und eroberte. Dies befreiete Frankreich, und zwang das östreichische Heer, wieder über den Rhein zu gehn und sich nach Böhmen zu wenden. Hier ward der König von der gesammten östreichischen Macht angegriffen, und da Frankreich Ihm nicht die Hülfe schafte, welche es durch Nachrükken gegen die Armee des Prinzen Karl von Lothringen hätte schaffen sollen; so mußte Er mit Verlust Böhmen räumen. Ja das östreichische Heer, mit dem sächsischen verbunden, drang zu Anfang des J. 1745 in Schlesien ein, und glaubte es zu erobern; allein der König schlug sie gänzlich bei Hohenfriedberg, rükte hierauf wieder in Böhmen, und erhielt Sich da durch den unvermutheten Sieg bei Soor bis an das Ende des Feldzuges; da Er nach Schlesien ging und darauf nach Berlin zurükkehrte. Aber hier entdekte Er, mitten unter den Karnavalslustbarkeiten im Decembermonat, daß eine verbundene Armee, unter dem östreichischen General Grüne, durch die Lausitz gehn und

Ihn

Als in Berlin Gerüchte liefen, die alte Lehre und Kirchenzucht, wie auch Gottes Wort, sollte durch neue Lehre und Sitten der Alte und Neuen, so viel Gemeinden in Preußen, Litauen, Polen, Lieffland und Pommern, ja auch in Berlin selbst, vor Gottes Wort und Kirchenzucht erkannt, und sich darunter begeben, auch Gottes Wort, alle Sonntage, zu Berlin, und auch Gottes Diener in Preußen, Litauen, Polen, Lieffland und Pommern, in Predigten und Schriften, wider die neue Lehre und Sitten, und wider Verwerfung der Kirchenzucht, und wider die neuen Verordnungen und Gesetze, öffentlich vertheidiget, und es ist auch viel Unterhandlung, so oft über die Lehre Gottes, und über die Kirchenzucht, mit Gesandten, und Abgeordneten, von Gemeinden, und Obrigkeiten, in Preußen, Litauen, Polen und zu Berlin, und in Pommern und Lieffland, auch mit Gesandten und Abgeordneten, zu Berlin, und Stettin, und Wolgast, und Greifswald, und Stralsund, und Barth, und Damgarten, und Tribsees, und Grimmen, und Franzburg, und Loitz, und Demmin, und Anclam, und Usedom, und Wollin, und Cammin, und Stargard, und Pyritz, und Stettin, und Gollnow, und Greifenhagen, und Pasewalk, und Prenzlow, und Templin, und Angermünde, und Gramzow, und Schwedt, und Oderberg, und Freienwalde, und Bernau, und Berlin, und Cöln, und Frankfurt, und Fürstenwalde, und Beeskow, und Storkow, und Cottbus, und Peitz, und Sorau, und Guben, und Crossen, und Züllichau, und Sommerfeld, und Cüstrin, und Berlin, und Potsdam, und Brandenburg, und Berlin, und Gramzow

mehrmal Sein System geändert hat, Er dazu sehr triftige Gründe hatte, denen Er desto tadelloser folgen konnte, da Er in allen seinen Bündnissen stets die weise Staatsklugheit beobachtet hat, nicht die Rolle eines Hülfstheiles, sondern eines Hauptheiles zu übernehmen, und da Er niemals von der Krone Frankreich während Seines Bündnisses mit derselben, Subsidiengelder gezogen hat, was auch das Publikum davon geglaubt hat. Noch besser und umständlicher hat Er Selbst die Beweggründe zu diesen Aenderungen in der vortreflichen Geschichte Seiner Zeit entwikkelt, die Er Selbst geschrieben hat, und wovon ich am Ende dieser Abhandlung Nachricht geben werde.

Nach dem zweiten schlesischen Kriege und nach dem Dresdner Friedensschluß, hatte Friedrich II. zwölf Jahre des Friedens: von 1745 bis 1756. Während dieser friedlichen Zeit widmete Er Sich ganz den Musen und der innern Staatsverwaltung, und beschäftigte sich unaufhörlich damit, durch alle mögliche Mittel den Akkerbau, die Künste, die Fabriken und Manufakturen blühend zu machen, die Handlung, die Finanzen, die Staatseinkünfte, den Schatz, und das Kriegsheer, das nun bis auf 160,000 Mann angewachsen war, zu vermehren und zu verbessern. Man müßte ein großes Werk schreiben, um über alle Seine innern Landesgeschäfte etwas ausführliches zu sagen; ich will nur die hauptsächlichsten davon angeben. Im Jahr 1746, gleich nach dem Dresdner Frieden schrieb Er und ließ Er drukken: die berühmten Denkwürdigkeiten

von

zum Brandenburg, welche die Grenzen dieses Herzogthums in Norden und Westen begränzen sollten, und wozu in Süden gewissermaßen die Saale und Elbe, in Osten aber Pommern, Lausitz und Schlesien die Grenzen waren, so hatte Brandenburg, wie es jetzt ist, nur wenig Grenzen, die nicht durch Flüsse, Seen, oder Gebirge, oder durch die Natur selbst, gegen Feinde gesichert wären.

Die Saale, welche in Thüringen entspringt, und bey Barby in die Elbe fällt, macht einen Theil der Grenze zwischen Brandenburg und Sachsen-Gotha aus. Die Elbe, welche in Böhmen entspringt, und bey Hamburg in die Nordsee fällt, macht den Grenzfluß zwischen Brandenburg und Sachsen, Lauenburg, Mecklenburg, Hannover, Braunschweig, Anhalt, Sachsen-Wittenberg und Sachsen-Gotha aus. Die Oder kommt in Preußen aus Polen, und fällt bey Stettin in die See. Diese ist auf weiter Strecke, die eine Grenzlinie, zwischen Brandenburg, Pommern, Polen, Schlesien, Lausitz, Sachsen, Preußen, Polen, Pommern, Mecklenburg, Brandenburg, Pommern, Schwedisch-Pommern, Brandenburg, Pommern, Schwedisch-Pommern, Brandenburg, Pommern, Schwedisch-Pommern

Neutralität zur See *) gegen Großbritannien; und verschaffte Seinen handelnden Unterthanen Entschädigung für die Prisen, welche englische Kaper von ihnen, während des Krieges zwischen Frankreich und England, gemacht hatten: indem Er den Engländern 200,000 Thaler auf die zwei Millionen abzog, welche sie dem Hause Oestreich auf Schlesien geliehen hatten, und deren Bezahlung Er im Breslauer Frieden übernommen hatte.

Während dieser unermeßlichen Menge innerer Geschäfte versäumte Friedrich nicht, einen wesentlichen Antheil an den hauptsächlichsten Unterhandlungen in Europa zu nehmen. Er schickte 1748 den Herrn von Ammon, als Seinen Bevollmächtigten zum Kongreß nach Achen, und erhielt die Gewährleistung aller kontrahirenden Mächte über die Abtretung Schlesiens an Ihn. Ungeachtet des zu Dresden geschlossenen besondern Friedens, setzte Er doch Seine Allianz mit dem Französischen Hofe fort, und fügte sogar noch einen Handlungstraktat im Jahr 1754 hinzu. Auch schloß Er in Gemeinschaft mit Frankreich im Jahr 1747 ein Bündniß mit Schweden. Eben diesem System zufolge widersetzte Er sich 1750 und mehrere Jahre nach einander, in Gemeinschaft mit Frankreich und den Kurfürsten von der Pfalz und von Kölln, der von den Höfen zu Wien, Hannover und Dresden in Vorschlag gebrachten Wahl eines römischen Königs. Man pflog von allen Seiten in Deutschland viele Unterhandlungen über diese

*) S. Berl. Monatsschr. September 1786, S. 239.

[illegible] Hauptquelle. Was diese Gesetzessammlung [illegible] Gesetzgebung [illegible] Gesetzbuch [illegible] Gesetzbuch [illegible] Gesetzbuch

die Kraft und Schnelligkeit spricht, das die Pferde besitzen müssen, um in dem Rennen zu siegen. Ein Rennen ist ein Wettkampf, bei dem es darauf ankommt, wer zuerst das Ziel erreicht. Wenn Pferde, Hunde, Menschen oder andere Tiere um die Wette laufen, so sagt man, sie rennen. Das Rennen ist also ein Wettkampf im Laufen. Wenn ein Pferd ein Rennen gewinnt, so sagt man, es hat gesiegt. Der Sieger ist also derjenige, der zuerst das Ziel erreicht

gehörte, und dessen Leben noch, so viel man weiß, in Dunkelheit gehüllt ist. Ich habe mich bemüht, diese Lücke auszufüllen, und ich hoffe, daß es mir gelungen

den Feinden Preußens zu schlagen. Der Französische Hof sah damals seine Allianz mit Preußen für erloschen an, und schloß 1756 den berühmten noch itzt bestehenden Versaillertraktat mit dem Wiener Hofe. Frankreich, das damals schon in Krieg mit dem König von Engelland wegen Amerika begriffen war, glaubte nichts bessers thun zu können, als ihn auch in seinen Deutschen Staaten anzugreifen. Da es überdies Sachsen befreien und Preußen von allen Seiten angreifen wollte, so zog es Schweden und den größten Theil des Reichs mit in dis neue System hinein. Es schickte 1757 eine Armee, um die Westfälischen Staaten des Königs und das Kurfürstenthum Hannover zu erobern, und eine andre, um mit der Reichsarmee durch Hessen in Sachsen einzudringen, während die Schwedische Armee das Preußische Pommern überfiel. Der Wiener Hof bewog auch den Russischen, Preußen mit einer Armee von 80000 Mann anzugreifen, und zog seine ganze Macht in Böhmen gegen die Gränzen von Sachsen und Schlesien zusammen. Aus allen diesen Verbindungen entstand jener fürchterliche Krieg, den der König mit Engelland, dem Kurfürsten von Hannover, dem Herzog von Braunschweig, und dem Landgrafen von Hessen, gegen die verbundne Macht von Oesterreich, Frankreich, Rußland, Schweden und dem deutschen Reich während der Jahre 1757, 58,

59,

gab es 1877 erst 1 Gymnasium und 1 Realschule mit 1 Lehrer und 1 Lehrerin, 1887 schon 2 Gymnasien und 2 Realschulen mit 2 Lehrern und 2 Lehrerinnen, 1897 schon 3 Gymnasien und 3 Realschulen mit 3 Lehrern und 3 Lehrerinnen, 1907 schon 4 Gymnasien und 4 Realschulen mit 4 Lehrern und 4 Lehrerinnen,

besondern Frieden mit Rußland und Schweden zu schließen, und endlich auch mit Frankreich, und selbst mit Oestreich und Sachsen. Ich hatte das Glük, diesen Frieden zu Hubertsburg den 15ten Febr. 1763 auf eine eben so ehrenvolle als vortheilhafte Art zu schließen. Wenn der König endigte diesen schreklichen Krieg, ohne auch nur ein Dorf zu verlieren, zwar mit sehr erschöpften Kräften, aber mit einem desto größern Ruhme Seiner Tapferkeit, Seiner Kraft, Seiner Hülfsmittel, und einer innern Stärke, die man bisher der Preußischen Monarchie nicht zugetraut hatte.

Nach dem Friedensschluß zu Hubertsburg, und während der friedlichen Jahre von 1763 bis 1778, die ruhig im Genuß des Friedens, obgleich nicht ohne alle Bewegungen, hinflossen, widmete Friedrich II sich aufs neue gänzlich dem Geschäft, Seine ruinirten Provinzen, seine Finanzen, seinen Schatz, sein Heer, so wie das Glük der einzelnen Unterthanen wieder herzustellen; und es gelang Ihm, das Ganze in einen blühendern Flor zu bringen als vor dem siebenjährigen Kriege, und überhaupt der Preußischen Monarchie jene Konsistenz, jene Kraft und jenen Glanz zu geben, die sie noch in diesem Augenblik genießt, und die ihr einen Plaz in der Reihe der ersten Monarchien Europens anweisen, ohngeachtet sie bei weitem nicht den äußern Umfang derselben hat. So brachte Er seine Armee auf mehr als 200000 Mann; ließ alle durch

den

ber Krieg verwüsten Gegenden und Städte wieder anbauen, erheben und bevölkern, Manufakturen und Künste, neue Städte, Schulen und Akademien stiften, und dadurch, so wie durch Ackerbau und Handel, den Reichthum und die Macht seines Landes vermehren, und sich dadurch in den Stand setzen, seine Unterthanen, und seine Staaten zu schützen.

Diese Verbindlichkeit ist es endlich, welche die Souveränität selbst einschränket; der Souverän kann nämlich keine Handlungen vornehmen, welche mit dieser Verbindlichkeit streiten, und er kann sich auch keine Rechte anmaßen, welche zu Erfüllung derselben nöthig sind. Er kann also z. B. keine Handlungen begehen, welche seine Unterthanen in Armuth und Elend setzen, und sie dadurch unvermögend machen, ihre Abgaben zu bezahlen, und die Staatsbedürfnisse zu bestreiten. Er kann also keine Handlungen begehen, welche seine Unterthanen hindern, sich zu vermehren, und sie dadurch unvermögend machen, ihre Pflichten gegen den Staat zu erfüllen

volle Rolle zu spielen. Kurz nach dem Hubertsburger Frieden schloß Er ein Bündniß mit der Kaiserin von Rußland, das nachher verlängert worden und noch besteht. Diesem Bündniß und dem darauf gegründeten großen politischen System zufolge, würkte der König gemeinschaftlich mit der Kaiserin von Rußland, nach dem Tode König Augusts II. von Polen, um zu dieser Krone den Grafen Stanislaus Poniatowski erwählen zu lassen, und den Polnischen Dissidenten einen Religions- und bürgerlichen Zustand zu versichern. Da sich ein Theil der Nation dagegen setzte, die bekannten Unruhen durch die berüchtigte Barer Konföderation erregte, und selbst den Russen einen Krieg von Seiten der Türken zuzog; so stand der König in diesem Kriege Rußland nicht nur mit Gelde bei, so wie es in dem Allianztraktat festgesetzt worden, sondern auch durch Sendung einer großen Anzahl von Offizieren, die als Freiwillige den Feldzügen der Russen beiwohnten. Diese innern Unruhen in Polen veranlaßten sogar eine neue Wendung der Staatsangelegenheiten, eine neue bisher unbekannte Scene, nehmlich die Theilung Polens, die auf eine friedliche Art ohne Schwerdtstreich geschah, und der Preußischen Monarchie eine beträchtliche Vergrösserung, und besonders den ihr bis dahin fehlenden genauen Zusammenhang verschafte. Die Veranlassung dazu war zufällig, und ist bis itzt wenig bekannt, indem die fast allgemeine Voraussetzung

des

der Publikum, daß jede Verletzung von seinen Rechten, auch gegen einen Fremden, nicht ungeahndet bleiben würde. Die einzige auf solche Weise von ihm gemachte Ausnahme war, daß er, als Ludwig XVIII. sich in Gent befand, einen Franzosen, der sich gegen diesen Monarchen sehr unehrerbietig geäußert hatte, nicht zur Verantwortung ziehen ließ, als einer Klage von Seiten des Königs von Frankreich, der seinen Thron wiederbestiegen hatte, die Statuten der Republik entgegen waren. Diese Ausnahme ist um so mehr zu loben, da sie nicht nur einen Beweis von Achtung gegen einen Souverain enthielt, sondern auch, da Ludwig XVIII. sich in Gent befand, eine Art Gastfreundschaft war, welche Bern von jeher ausübte, und welche, wenn sie einem Fremden gegen seine Landsleute, in dessen Heimath sie sich befinden, ausgeübt wird, eine der heiligsten Pflichten ist. Dieser Beweis von Achtung, Gastfreundschaft und Billigkeit gegen einen Souverain, welcher sich in Bern befand, war um so mehr auffallend, da die Verbindungen zwischen Bern und Frankreich gegen die Zeit, da Ludwig XVIII. in Gent weilte, Anfangs sehr kalt waren, und sich nur nach und nach wieder freundschaftlicher gestalteten. Bern hat sich auch in der Folge, besonders mit der Thronbesteigung Karls X. und Ludwig Philipps, immer als eine treue Freundin und Verbündete Frankreichs bewiesen.

Kaiser, und schreibt dem Kurfürsten Friedrich
dem Weisen, daß er ihn nicht mehr schützen könne,
und daß er sich vor ihm hüten müsse. Dieser
Brief ist in Worms geschrieben, und Luther
hat ihn auf dem Wege nach Wittenberg erhalten.
Er ist in Luthers Briefen, Th. 1. S. 1. zu lesen.
Luther hatte sich auf dem Reichstage zu Worms
vor dem Kaiser und den Fürsten des Reichs
gestellt, und seine Lehre vertheidigt. Er hatte
sich auf die Bibel berufen, und gesagt, daß
er nicht widerrufen könne, wenn man ihn
nicht aus der Bibel widerlege. Er hatte
sich auf sein Gewissen berufen, und gesagt,
daß er nicht gegen sein Gewissen handeln könne.
Er hatte sich auf Gott berufen, und gesagt,
daß er nicht gegen Gott handeln könne.
Er hatte sich auf die Vernunft berufen, und
gesagt, daß er nicht gegen die Vernunft handeln
könne. Er hatte sich auf die Natur berufen,
und gesagt, daß er nicht gegen die Natur
handeln könne. Er hatte sich auf die Geschichte
berufen, und gesagt, daß er nicht gegen die
Geschichte handeln könne. Er hatte sich auf
die Philosophie berufen, und gesagt, daß er
nicht gegen die Philosophie handeln könne.
Er hatte sich auf die Theologie berufen, und
gesagt, daß er nicht gegen die Theologie
handeln könne. Er hatte sich auf die Kirche
berufen, und gesagt, daß er nicht gegen die
Kirche handeln könne. Er hatte sich auf die
Tradition berufen, und gesagt, daß er nicht
gegen die Tradition handeln könne. Er hatte
sich auf die Apostel berufen, und gesagt, daß
er nicht gegen die Apostel handeln könne.
Er hatte sich auf die Propheten berufen, und
gesagt, daß er nicht gegen die Propheten
handeln könne. Er hatte sich auf die Evangelisten
berufen, und gesagt, daß er nicht gegen die
Evangelisten handeln könne. Er hatte sich auf
die Briefe berufen, und gesagt, daß er nicht
gegen die Briefe handeln könne. Er hatte
sich auf die Offenbarung berufen, und gesagt,
daß er nicht gegen die Offenbarung handeln
könne. Er hatte sich auf die Weissagungen
berufen, und gesagt, daß er nicht gegen die
Weissagungen handeln könne. Er hatte sich auf
die Wunder berufen, und gesagt, daß er nicht
gegen die Wunder handeln könne. Er hatte
sich auf die Auferstehung berufen, und gesagt,
daß er nicht gegen die Auferstehung handeln
könne. Er hatte sich auf die Himmelfahrt
berufen, und gesagt, daß er nicht gegen die
Himmelfahrt handeln könne. Er hatte sich auf
die Ausgießung des heiligen Geistes berufen,
und gesagt, daß er nicht gegen die Ausgießung
des heiligen Geistes handeln könne. Er hatte
sich auf die Taufe berufen, und gesagt, daß
er nicht gegen die Taufe handeln könne.
Er hatte sich auf das Abendmahl berufen, und
gesagt, daß er nicht gegen das Abendmahl
handeln könne. Er hatte sich auf die Buße
berufen, und gesagt, daß er nicht gegen die
Buße handeln könne. Er hatte sich auf die
Vergebung der Sünden berufen, und gesagt,
daß er nicht gegen die Vergebung der Sünden
handeln könne. Er hatte sich auf die Auferstehung
der Todten berufen, und gesagt, daß
er nicht gegen die Auferstehung der Todten
handeln könne. Er hatte sich auf das jüngste
Gericht berufen, und gesagt, daß er nicht
gegen das jüngste Gericht handeln könne.
Er hatte sich auf die Ewigkeit berufen, und
gesagt, daß er nicht gegen die Ewigkeit
handeln könne. Er hatte sich auf die Hölle
berufen, und gesagt, daß er nicht gegen die
Hölle handeln könne. Er hatte sich auf den
Himmel berufen, und gesagt, daß er nicht
gegen den Himmel handeln könne. Er hatte
sich auf die Engel berufen, und gesagt, daß
er nicht gegen die Engel handeln könne.
Er hatte sich auf die Teufel berufen, und
gesagt, daß er nicht gegen die Teufel
handeln könne. Er hatte sich auf die
Dämonen berufen, und gesagt, daß er nicht
gegen die Dämonen handeln könne. Er hatte
sich auf die Geister berufen, und gesagt,
daß er nicht gegen die Geister handeln
könne. Er hatte sich auf die Seelen berufen,
und gesagt, daß er nicht gegen die Seelen
handeln könne. Er hatte sich auf die
Unsterblichkeit der Seele berufen, und gesagt,
daß er nicht gegen die Unsterblichkeit der
Seele handeln könne. Er hatte sich auf die
Freiheit des Willens berufen, und gesagt,
daß er nicht gegen die Freiheit des Willens
handeln könne. Er hatte sich auf die
Gnade berufen, und gesagt, daß er nicht
gegen die Gnade handeln könne. Er hatte
sich auf die Rechtfertigung berufen, und
gesagt, daß er nicht gegen die Rechtfertigung
handeln könne. Er hatte sich auf die
Heiligung berufen, und gesagt, daß er nicht
gegen die Heiligung handeln könne. Er hatte
sich auf die Liebe berufen, und gesagt, daß
er nicht gegen die Liebe handeln könne.
Er hatte sich auf die Hoffnung berufen, und
gesagt, daß er nicht gegen die Hoffnung
handeln könne. Er hatte sich auf den
Glauben berufen, und gesagt, daß er nicht
gegen den Glauben handeln könne. Er hatte
sich auf die Werke berufen, und gesagt,
daß er nicht gegen die Werke handeln
könne. Er hatte sich auf die Gebote berufen,
und gesagt, daß er nicht gegen die Gebote
handeln könne. Er hatte sich auf die
Verheißungen berufen, und gesagt, daß
er nicht gegen die Verheißungen handeln
könne. Er hatte sich auf die Drohungen
berufen, und gesagt, daß er nicht gegen die
Drohungen handeln könne. Er hatte sich auf
die Strafen berufen, und gesagt, daß er nicht
gegen die Strafen handeln könne. Er hatte
sich auf die Belohnungen berufen, und gesagt,
daß er nicht gegen die Belohnungen handeln
könne. Er hatte sich auf die Sünde berufen,
und gesagt, daß er nicht gegen die Sünde
handeln könne. Er hatte sich auf die
Gerechtigkeit berufen, und gesagt, daß
er nicht gegen die Gerechtigkeit handeln
könne. Er hatte sich auf die Heiligkeit
berufen, und gesagt, daß er nicht gegen die
Heiligkeit handeln könne. Er hatte sich auf
die Wahrheit berufen, und gesagt, daß
er nicht gegen die Wahrheit handeln
könne. Er hatte sich auf die Weisheit
berufen, und gesagt, daß er nicht gegen die
Weisheit handeln könne. Er hatte sich auf
die Allmacht berufen, und gesagt, daß
er nicht gegen die Allmacht handeln
könne. Er hatte sich auf die Allwissenheit
berufen, und gesagt, daß er nicht gegen die
Allwissenheit handeln könne. Er hatte sich auf
die Allgegenwart berufen, und gesagt, daß
er nicht gegen die Allgegenwart handeln
könne. Er hatte sich auf die Ewigkeit
berufen, und gesagt, daß er nicht gegen die
Ewigkeit handeln könne. Er hatte sich auf
die Unveränderlichkeit berufen, und gesagt,
daß er nicht gegen die Unveränderlichkeit
handeln könne. Er hatte sich auf die
Barmherzigkeit berufen, und gesagt, daß
er nicht gegen die Barmherzigkeit handeln
könne. Er hatte sich auf die Gnade berufen,
und gesagt, daß er nicht gegen die Gnade
handeln könne. Er hatte sich auf die
Geduld berufen, und gesagt, daß er nicht
gegen die Geduld handeln könne. Er hatte
sich auf die Sanftmuth berufen, und gesagt,
daß er nicht gegen die Sanftmuth handeln
könne. Er hatte sich auf die Demuth
berufen, und gesagt, daß er nicht gegen die
Demuth handeln könne. Er hatte sich auf
die Keuschheit berufen, und gesagt, daß
er nicht gegen die Keuschheit handeln
könne. Er hatte sich auf die Mäßigkeit
berufen, und gesagt, daß er nicht gegen die
Mäßigkeit handeln könne. Er hatte sich auf
die Nüchternheit berufen, und gesagt, daß
er nicht gegen die Nüchternheit handeln
könne. Er hatte sich auf die Wachsamkeit
berufen, und gesagt, daß er nicht gegen die
Wachsamkeit handeln könne. Er hatte sich auf
die Standhaftigkeit berufen, und gesagt, daß
er nicht gegen die Standhaftigkeit handeln
könne. Er hatte sich auf die Tapferkeit
berufen, und gesagt, daß er nicht gegen die
Tapferkeit handeln könne. Er hatte sich auf
die Klugheit berufen, und gesagt, daß
er nicht gegen die Klugheit handeln
könne. Er hatte sich auf die Gerechtigkeit
berufen, und gesagt, daß er nicht gegen die
Gerechtigkeit handeln könne. Er hatte sich auf
die Wahrheit berufen, und gesagt, daß
er nicht gegen die Wahrheit handeln
könne. Er hatte sich auf die Weisheit
berufen, und gesagt, daß er nicht gegen die
Weisheit handeln könne. Er hatte sich auf
die Allmacht berufen, und gesagt, daß
er nicht gegen die Allmacht handeln
könne. Er hatte sich auf die Allwissenheit
berufen, und gesagt, daß er nicht gegen die
Allwissenheit handeln könne. Er hatte sich auf
die Allgegenwart berufen, und gesagt, daß
er nicht gegen die Allgegenwart handeln
könne. Er hatte sich auf die Ewigkeit
berufen, und gesagt, daß er nicht gegen die
Ewigkeit handeln könne. Er hatte sich auf
die Unveränderlichkeit berufen, und gesagt,
daß er nicht gegen die Unveränderlichkeit
handeln könne. Er hatte sich auf die
Barmherzigkeit berufen, und gesagt, daß
er nicht gegen die Barmherzigkeit handeln
könne. Er hatte sich auf die Gnade berufen,
und gesagt, daß er nicht gegen die Gnade
handeln könne. Er hatte sich auf die
Geduld berufen, und gesagt, daß er nicht
gegen die Geduld handeln könne. Er hatte
sich auf die Sanftmuth berufen, und gesagt,
daß er nicht gegen die Sanftmuth handeln
könne. Er hatte sich auf die Demuth
berufen, und gesagt, daß er nicht gegen die
Demuth handeln könne. Er hatte sich auf
die Keuschheit berufen, und gesagt, daß
er nicht gegen die Keuschheit handeln
könne. Er hatte sich auf die Mäßigkeit
berufen, und gesagt, daß er nicht gegen die
Mäßigkeit handeln könne. Er hatte sich auf
die Nüchternheit berufen, und gesagt, daß
er nicht gegen die Nüchternheit handeln
könne. Er hatte sich auf die Wachsamkeit
berufen, und gesagt, daß er nicht gegen die
Wachsamkeit handeln könne. Er hatte sich auf
die Standhaftigkeit berufen, und gesagt, daß
er nicht gegen die Standhaftigkeit handeln
könne. Er hatte sich auf die Tapferkeit
berufen, und gesagt, daß er nicht gegen die
Tapferkeit handeln könne. Er hatte sich auf
die Klugheit berufen, und gesagt, daß
er nicht gegen die Klugheit handeln
könne.

nahme, eines, die Christen zurück-
gerufen, die Oberhaupter der Christ-
lichen Gemeinden auf Reisen, auf alle Fälle
zu Pferde, und mit Waffen, und Bedeckung
versehen, und die Christlichen Gemeinden
mit Wachen umgeben, und in Ordnung
halten, und auch die Christen mit ordent-
lichen Versammlungen, so viele es, um die Gefahr
und der Umstände willen, in der Zeit der Verfolgung
dürfen, in die Versammlungen und Zusammenkünfte
gehen lassen, in eine der wüsten Einöden, auf
eine so bestellte Anstalt, ein, einzugehen, sich
zu begeben, und sich da, in Ordnung, und
Sicherheit, zu versammeln, und zu halten, wie
andere Gottesdienste pflegen. Die Christen konn-
ten sich, auf solche Art, in Sicherheit setzen, und
wohnen bleiben. Der Krieg dauert solcher in Ar-
men eine Zeitlang, und ist Gott, aus den
wenn sie gerechten und christlichen Absich-
ten, und Gesinnungen, die Waffen ergreifen, ge-
neigt, ihnen und ihr Gebet zu erhören. Oder wo
sie nur vertheidigungs Christlichen Waffen und
Bedeckungen, um Ihre und ihrer Familien und
Weibs, die Zeit und den Umständen Noth,
und Gefahr, zu ihrer Sicherheit, und Vertheidi-
gung zu nehmen für Gott recht.

Es ist auch nicht zu leugnen, daß die Christen
in den Kriegen, die sie mit den Römern, und
Juden, und Persern führen mußten, solches in

den Namen Westpreußen zu geben für schicklich hielt; so trug Er zu gleicher Zeit dazu bei, daß 1765 der Erzherzog Joseph zu der Würde eines römischen Königs erwählt ward, und daß dem Hause Oesterreich die Nachfolge in dem Herzogthum Modena zugesichert ward, dem Versprechen gemäß, welches ich demselben im Namen des Königs durch zwei geheime Artikel des Hubertsburger Friedens gegeben hatte.

Der König nahm keinen unmittelbaren Antheil an dem langen blutigen Kriege, den England gegen Nordamerika, Frankreich und Spanien führte; aber Er trat der bewafneten Neutralität bei, die zwischen Rußland und andern neutralen Seemächten geschlossen ward, um von den kriegführenden Mächten die Flaggen ihrer Kauffartheischiffe respektiren zu machen; und Er gab dadurch einem sehr gerechten Grundsatz des Völkerrechts, den Er im Jahr 1748 zuerst geltend gemacht hatte, eine neue Sanktion. So war Er auch der erste, der in seinem Handelstraktat mit den vereinigten Staaten von Amerika den großen Grundsatz der Neutralität feststellte, die eine kriegführende Macht gegen die unbewafneten Unterthanen der andern beobachten müßte, dem zufolge alle Feindseligkeiten gegen Kauffahrer und Landbebauer zu verbieten und lediglich nur gegen Bewafnete erlaubt sein sollten. So hat der König von Preußen, ohne eine Seemacht und ohne einen ausgebreiteten Seehandel

Ehe man Abwechslung hat, Neues, was Ihm
Gefällt, und Ihn ergötzt, und Ihn zu Ruhe
Und Schlaf bringt, ehe man Ihn Ruhe und
Schlaf nehmen sieht, und Ihn Ruhe und Schlaf
nehmen sieht, ehe man Ihn Ruhe und Schlaf
nehmen sieht, und Ihn Ruhe und Schlaf nehmen
sieht, ehe man Ihn Ruhe und Schlaf nehmen
sieht, und Ihn Ruhe und Schlaf nehmen sieht,
ehe man Ihn Ruhe und Schlaf nehmen sieht,
und Ihn Ruhe und Schlaf nehmen sieht, ehe
man Ihn Ruhe und Schlaf nehmen sieht, und
Ihn Ruhe und Schlaf nehmen sieht, ehe man
Ihn Ruhe und Schlaf nehmen sieht, und Ihn
Ruhe und Schlaf nehmen sieht, ehe man Ihn
Ruhe und Schlaf nehmen sieht, und Ihn Ruhe
und Schlaf nehmen sieht, ehe man Ihn Ruhe
und Schlaf nehmen sieht, und Ihn Ruhe und
Schlaf nehmen sieht

Be it so. Let Mr. Hewitt's proposition be taken as a fair one, and let us see how it will work. Mr. Hewitt's proposition is, that the Democratic party shall nominate a ticket, and that the Republican party shall nominate a ticket, and that the Democratic party shall withdraw its ticket, and that the Republican party shall withdraw its ticket, and that the two parties shall then unite upon a ticket to be selected by the Democratic party. Now, suppose that the Democratic party should refuse to withdraw its ticket, and that the Republican party should refuse to withdraw its ticket, and that the Democratic party should refuse to unite upon a ticket to be selected by the Democratic party, what would be the result? Why, the result would be that the Democratic party would have a ticket in the field, and the Republican party would have a ticket in the field, and the Democratic party would have a majority of the votes, and the Republican party would have a minority of the votes, and the Democratic party would elect its ticket, and the Republican party would not elect its ticket. Now, suppose that the Democratic party should refuse to withdraw its ticket, and that the Republican party should refuse to withdraw its ticket, and that the Democratic party should refuse to unite upon a ticket to be selected by the Democratic party, what would be the result? Why, the result would be that the Democratic party would have a ticket in the field, and the Republican party would have a ticket in the field, and the Democratic party would have a majority of the votes, and the Republican party would have a minority of the votes, and the Democratic party would elect its ticket, and the Republican party would not elect its ticket.

einzelne Fächer geschieden sind. Ich will sie nur als schematische Darstellungen ansehen, die zu Instrumenten für den neuen Zeitunterricht gehören, und die ich nicht für nothwendig halte, weil sie zu wenig Anschauliches und Lebendiges in sich enthalten. Dennoch will ich sie hier mit den besseren Instrumenten nennen, damit, wenn sie einmal in Gebrauch kommen sollten, man sie nicht für unbekannt halte, und sie in ihrer Anwendung nicht ganz unbrauchbar machen. Ich will sie nur kurz beschreiben, und ihre Anwendung nicht weiter angeben.

Die Tafel mit den farbigen Streifen von dem Herrn Bruns, darin die Jahre und die Zahl ihrer Tage verzeichnet, in einer jeden Jahreszahl aber zum Behufe der Tage der einzelnen Monatsabtheilung beim Zählen gemäß, ist ein Instrument, das zu dem Zwecke, wozu es bestimmt ist, nur wenig taugt, weil es in Ansehung der verschiedenen Jahreszahlen immer Regionen und Lücken hat, die nicht einen Schimmer des Lichtes geben. Ich habe meine Tafel so eingerichtet, daß sie nur einen einzigen Jahreszahlen-Raum hat, und dieser Raum ist durch Linien in Felder, die Tage der Jahre, Monate,

mittel, und Erlaubniß haben? Aber ich bin überzeugt, daß eine Geschichte Friedrichs, mit Unparteilichkeit, mit hinreichenden Hülfsmitteln und von einem Autor geschrieben, der die Fähigkeiten dazu hätte, das interessanteste und für Fürsten Staats- und Kriegsmänner, und überhaupt für die ganze Menschheit lehrreichste Stük der Geschichte sein würde. Man würde darin eine unermeßliche Anzahl von Begebenheiten finden, von Situationen die in ihrer Art einzig waren, von erhabnen und in jeder andern Geschichte fast unerhörten Thaten des Kriegs und der Staatskunst, unbegreifliche Fehler, aber auch Verbesserungen derselben, die noch wunderbarer waren, und die Fehler, ja selbst das Andenken derselben, vertilgen.

Friedrich II. hat Seine eigne Geschichte geschrieben, in dem Geist und nach dem Muster eines Thucydides, Polybius, Cäsar. Nachdem er die Brandenburgischen Denkwürdigkeiten bis 1740 vollendet hatte, fing Er seine eigne Geschichte von 1740 bis zum Dresdner Frieden im J. 1745 an. Ich kann hier das Original dieses vortreflichen Werks vorzeigen, das von Ihm ganz eigenhändig geschrieben und mit besondrer Sorgfalt bearbeitet ist. Es findet sich nichts über die friedlichen Jahre von 1746 bis 1756. Aber nachher hat Er eine Geschichte aller Feldzüge des siebenjährigen Krieges entworfen, und endlich hat er die Geschichte seiner Regierung vom Hubertsburger bis zum Te-

schen

sämtlichen Prinzen und Prinzessinnen des Hauses und der ganzen Nation, und ihre Gemahlinnen, wie auch der Einwohner der Hauptstadt Wien, ohne alle weitere Ausnahme, und ohne Unterschied des Standes, Alters und Geschlechtes, unter den strengsten Strafen, die in solchen Fällen gewöhnlich sind, verboten, sich in Gesellschaften, oder sonst irgendwo mit Prinzen Heinrich Grafen Reuß gemeinschaftlich sehen zu lassen, oder mit ihm in irgend einer Verbindung zu stehen, in welche unter solchen Umständen, und bei einer solchen Verbindung, ein jeder Einwohner der Residenz, und der Provinzen, sich befinden würde.

Ich habe die Ehre, Ihnen diese Nachricht zu ertheilen, und verbleibe mit der vollkommensten Hochachtung

Ew. Excellenz Ergebenster

I. Einleitung
der Geschichte Friedrichs des Zweiten. B.

Friedrich der Zweite, König in Preußen. Der Prinz Leben und Charakter. Seine Erziehung. Seine Jugend. Seine Liebe zu den Wissenschaften. Seine Reisen. Seine Heirath mit der Prinzessinn Elisabeth Christine, Tochter des Herzogs von Braunschweig-Bevern. Seine Thronbesteigung. Seine Gemahlinn. Seine Kinder. Seine Regierung. Seine Gelehrsamkeit. Seine Schriften. Seine Verdienste um die Wissenschaften. Seine Tugenden. Seine Laster. Seine Fehler. Seine Schwachheiten. Seine Krankheiten. Sein Tod. Seine Begräbniß. Seine Nachfolger. Seine Verwandten. Seine Gemahlinn. Seine Kinder. Seine Geschwister. Seine Neffen. Seine Nichten. Seine Minister. Seine Generale. Seine Feldherren. Seine Soldaten. Seine Unterthanen. Seine Feinde. Seine Freunde. Seine Bedienten. Seine Hofleute. Seine Hofdamen. Seine Hofnarren. Seine Hofmusikanten. Seine Hofmahler. Seine Hofbildhauer. Seine Hofbaumeister. Seine Hofgärtner. Seine Hofköche. Seine Hofkellermeister. Seine Hofjäger. Seine Hofstallmeister. Seine Hofpferde. Seine Hofhunde. Seine Hofkatzen. Seine Hofmäuse. Seine Hofratten. Seine Hofwanzen. Seine Hoflöse. Seine Hofläuse. Seine Hofflöhe. Seine Hofwürmer. U. s. w.

die Absicht Anekdoten zu erzählen, die ihnen unbekannt waren, und erdachten sich solche; Andre kompilirten Zeitungsnachrichten, womit sie mühsam ganze Bände anfüllten, die bloß eine unförmliche Sammlung von Gerüchten und Volksmährchen sind; noch Andere verfertigten geschmaklose und weitschweifige Kriegsjournale; ja die Schreibsucht verführte sogar einige Schriftsteller, eine Geschichte der Begebenheiten zu verfertigen, die sich mehrere Jahrhunderte vor ihrer Geburt ereignet. Kaum erkennt man in dergleichen Romanen die Hauptbegebenheiten; der Held denkt, spricht und handelt im Geist des Schriftstellers; was dieser erzählt, sind seine eignen Träume, nicht die Thaten der Helden, deren Biograph er sein soll. Unwürdig auf die Nachwelt zu kommen sind alle diese Werke; und doch ist Europa davon überschwemmt: dennoch giebt's Leute die thörigt genug sind, sich von ihrer Glaubwürdigkeit überzeugt zu halten. Außer dem einsichtsvollen Herrn von Thou, einem Rapin Toiras, und höchstens noch zwei oder drei Andern, haben wir nur kraftlose Geschichtschreiber. Man muß sie mit doppelter skeptischer Aufmerksamkeit lesen, und zwanzig Seiten voll Fehlschlüsse überschlagen, ehe man auf einen interessanten Vorfall oder auf Wahrheit stößt. Wahrheit in der Geschichte ist also schon sehr viel; hinreichend

ist

in Ansehung der Ausdehnung von der Einleitung, die der König im Jahr 1775 aufs neue bearbeitet hat, und die hinterher folgen wird. Man glaubte, den Lesern ein Vergnügen zu machen, wenn man beide Einleitungen hersetzte, damit sie selbst sehen könnten, wie Friedrich als ein junger Fürst im J. 1746 dachte und schrieb, und wie im J. 1775 als ein schon bejahrter Souverän.

ge Schriften noch nicht; man muß auch erwägen, ob die Bücher, welche man anschaffen will, in Ansehung der Ausgabe, Uebersetzung, Einrichtung, Druck und Papier gut sind, damit man nicht Geld und Zeit verliere.

Die Bibliothek muß in einem bequemen Zimmer, das Fenster und Licht genug hat, stehen, damit man sich darin aufhalten und lesen könne. Es ist gut, wenn man sie so weit ausdehnt, daß man sie nach und nach vermehren kann. Die Bücher müssen in Schränken, die mit Thüren versehen sind, stehen, damit sie nicht verstaubt werden können. Die Schränke müssen nicht zu hoch sein, damit man die Bücher bequem herausnehmen könne. Die Schränke müssen so weit von einander stehen, daß man die Thüren bequem öffnen könne, damit man sich darin aufhalten könne, ohne daß man nöthig habe, sich zu bücken. Die Schränke müssen so weit von der Wand stehen, daß man hinter sie kommen könne, damit man sie reinigen könne.

Es ist gut, daß der Bibliothek, wo sie sich befindet, ein Diener zugegeben werde, der sie in Ordnung hält, und alles, was nöthig ist, um sie rein zu halten, anschafft. Dieser muß sie alle Tage reinigen, damit sie nicht staubig werde. Er muß darauf sehen, daß die Bücher nicht verderben, daß sie nicht feucht werden, daß sie nicht von Würmern gefressen werden, daß sie nicht von Mäusen zernagt werden, daß sie nicht von Ratzen zerfressen werden, daß sie nicht von Spinnen verunreinigt werden, daß sie nicht von Fliegen beschmutzt werden.

Zusammenrottung so vieler zum Verderben des Hauses Oesterreich verschwornen Könige.

Ohne Beweise werde ich nichts behaupten. Meine Bürgen sind die Archive; meine Beweise die Berichte meiner Minister, und die Briefe, welche mir Könige, Fürsten und einige große Männer geschrieben haben: zuweilen erzähle ich auf das Zeugniß glaubwürdiger und ungeachtet ihrer Verschiedenheit dennoch übereinstimmender Personen. Wahrheit läßt sich auf keine andre Art darthun. Die Erzählung meiner Feldzüge wird nur kurz die merkwürdigsten Begebenheiten enthalten; doch werde ich nicht den unsterblichen Ruhm verschweigen, den so viele meiner Offiziere in denselben erworben haben. Ihnen widme ich diesen schwachen Versuch, als ein Denkmal meiner Dankbarkeit. Gleiche Kürze setze ich mir in Ansehung aller eigentlichen Staatsgeschäfte vor; doch werde ich sorgfältig jene unterscheidenden Züge bemerken, die den Geist des Jahrhunderts und der verschiedenen Nationen charaktertisiren. Ich werde die gegenwärtigen und die vergangenen Zeiten vergleichen; denn nur durch Vergleichungen kann unser Urtheil vollkommen werden Ich werde es wagen, Europa aus einem allgemeinen Gesichtspunkt zu betrachten, und im Geist alle jene Reiche und alle Mächte zu mustern; und zuweilen werde mich zu den einzelnen kleinen Umständen herablassen, die zu den größten Begebenheiten Anlaß gaben.

Da ich nur für die Nachwelt schreibe, so wird mir weder Rükſicht aufs Publikum noch irgend eine Art von Schonung Zwang anlegen. Ich werde ganz laut sagen, was viele nur ganz im Stillen denken, werde die Fürsten schildern, so wie sie sind; ohne Vorurtheile gegen meine Feinde und ohne

Vor-

Mutter, die Großmutter, und meine Schwestern, die Tanten, die Cousinen, die Nichten, die Freundinnen, die Bekannten, die Dienstmädchen, die Kinder, die Hunde, die Katzen, die Vögel, die Fische, die Bäume, die Blumen, die Sträucher, die Früchte, die Kirschen, die Pflaumen, die Birnen, die Äpfel, die Nüsse, die Trauben, die Erdbeeren, die Himbeeren, die Brombeeren, die Johannisbeeren, die Stachelbeeren, die Heidelbeeren, die Preiselbeeren, die Moosbeeren, die Hagebutten, die Schlehen, die Holunderbeeren, die Vogelbeeren, die Eberesche, die Mispel, die Quitte, die Kastanie, die Eichel, die Buche, die Tanne, die Fichte, die Kiefer, die Lärche, die Zeder, die Palme, die Banane, die Ananas, die Kokosnuss, die Mango, die Papaya, die Guave, die Maracuja, die Litschi, die Rambutan, die Durian, die Mangostane, die Jackfrucht, die Brotfrucht, die Sternfrucht, die Drachenfrucht, die Kaktusfeige, die Opuntie, die Agave, die Aloe, die Yucca, die Dattel, die Feige, die Olive, die Zitrone, die Orange, die Mandarine, die Grapefruit, die Limette, die Pomelo, die Kumquat, die Bergamotte, die Clementine, die Tangerine, die Satsuma, die Ugli, die Tangelo, die Minneola, die Ortanique, die Temple, die Murcott, die Ponkan, die Kinnow, die Wilking, die Nagpur, die Mandar

anders verfahren. Diejenigen, die diese Art zu handeln verdammen, sind Leute, die ein gegebenes Wort als etwas Heiliges ansehen: sie haben Recht, und ich denke, wie sie, als einzelner Mann. Denn, weil Ehre über das Interesse geht, so muß ein Mann sein einem andern gegebenes Wort halten, hätte er auch unüberlegt eine Sache versprochen, die ihm den größten Nachtheil brächte. Allein ein Fürst, der sich verbindlich macht, bindet nicht sich allein, — denn so wäre er mit dem Privatmann in gleicher Lage: nein, er setzt weitläuftige Staaten und große Provinzen tausendfachem Unglük aus. Besser ists also, daß der Fürst seinen Vertrag breche, als daß das Volk zu Grunde gehe. Was würde man von einem Wundarzt sagen, der aus lächerlicher Gewissenhaftigkeit den brandigen Arm eines Menschen darum nicht abschneiden wollte, weil das Armabschneiden eine schlimme Handlung sei? Begreift man nicht, daß es noch weit schlimmer ist, einen Bürger umkommen zu lassen, den man retten konnte? Ich behaupte, daß man nur nach den Umständen einer Handlung und nach allem dem, was sie begleitet und aus ihr folgt, beurtheilen muß, ob sie gut oder böse sei: aber wie Wenige urtheilen auf diese Art aus eigentlicher Sachkenntniß? Der Mensch hat etwas vom Schaf; blind folgt er seinem Führer. Ein verständiger Mann darf nur ein Wort reden, und es ist genug, um von tausend Dummköpfen wiederholt zu werden.

Ich kann mir nicht das Vergnügen versagen, noch einige allgemeine Bemerkungen beizufügen, die ich in Rükſicht auf die großen Begebenheiten, die ich beschreibe, gemacht habe. Ich finde, daß

die

keit. Die Hauptstadt der Welt öfnet sich jedem, wer zuerst kömmt; der Papst segnet diejenigen, die ihn Beiträge abnöthigen, weil er sie nicht mit seinen Anathemen zerschmettern darf. Italien ist unterjocht und verloren. Das Glük ist unbeständig, keine Macht genießt hinter einander lauter Wohlstand: schnell folgen Unfälle auf glükliche Ereignisse. Die Engländer reißen gleich einem gewaltigen Strom in ihrem Lauf die Holländer mit sich fort; und diese bedächtigen Republikaner, die Abgeordnete als Feldherrn abschikten, wenn die größten Männer von Europa, Eugene und Marlbouroughs, an der Spitze ihrer Heere standen, senden keine, wenn der Herzog von Kumberland und der Fürst von Waldek sie anführen. Der Norden geräth in Brand, und bringt den Schweden einen traurigen Krieg; Dännemark regt sich, murrt, und beunruhigt sich; und Polen erhält sich, weil es keine Eifersucht erregt. Zweimal verandert der Sachse sein System, und beide Mal wird sein Ehrgeiz getäuscht; er gewinnt nichts mit der einen Partei, und wird mit der Andern zertreten. Aber das Traurigste von allem ist die schrekliche Verschwendung so vieles Menschenbluts. Europa gleicht einer Schlachtbank: überall blutige Schlachten; man mögte sagen, daß die Könige sich vorgenommen, die Erde zu entvölkern. Die Verwikkelung der Begebenheiten hat die Ursachen der Kriege geändert, die Wirkungen bleiben, und der Bewegungsgrund hört auf. Ich glaube Spieler zu sehen, die in der Wuth des Spiels die Partie nicht eher verlassen, als bis sie alles verloren, oder ihre Gegner gänzlich zu Grunde gerichtet haben. Wenn man einen engländischen Minister fragte: warum setzt ihr

den

werden soll? Wenn, wenn er kann, und Freudenthal die Seiten zum Umfange haben will, und aufmerksam ist, daß er sie nicht zu klein will: Freud an dem Freudenthal, der in seinem Umfange Seiten hat, die nicht zu klein sind, und die Freude, die er hat, daß er sie nicht zu klein will, und daß man sie nicht zu klein will, und daß man sie nicht zu klein will, und daß man

beraubt ward, wenn König August in Polen entthront und sein Sohn in Sachsen abgesetzt ward, wenn der Kaiser aus seinen Staaten verjagt ward: welcher Sterbliche kann denn sich über ein gleiches Geschik erhaben glauben, und sein Glük gegen die Ungewißheit der Erreignisse, die Dunkelheit der Zukunft, und jene unvermutheten Zufälle aufs Spiel zu setzen wagen, welche in einem Augenblik allen Scharfsinn der überlegtesten und klügsten Plane über den Haufen werfen? Die Geschichte der Leidenschaft ist die Schule der Tugend; der Ehrgeiz macht Tyrannen, die Mäßigung macht Weise!

II. Einleitung.

Geschichte meiner Zeit *).

Die meisten Geschichtbücher, welche wir haben, sind zusammengestoppelte Lügen, mit einigen Wahrheiten untermischt. Unter der ungeheuren Menge von Thatsachen, die uns überliefert worden, können wir nur diejenigen als bewährt annehmen, welche Epoche in den Reichen, es sei zu deren Erhebung oder zum Sturz, gemacht haben. So scheint es ausgemacht, daß die Schlacht bei Salamin erfochten, und die Perser von den Griechen besiegt worden. Es ist kein Zweifel, daß Alexander der Große das Reich des Darius überwältigt, und daß die Römer die Karthager und den Antiochus und Perses überwunden haben. Dies wird desto gewisser, da sie alle diese Länder besessen

*) Diese Einleitung steht vor dem Manuskript der Geschichte Friedrichs II, die Er eigenhändig im J. 1775 revidirt und verbessert hat.

sen haben. Noch mehr Glaubwürdigkeit gewinnt die Geschichte, in dem, was sie von den Bürgerkriegen zwischen Marius und Sulla, Pompejus und Cäsar, August und Antonius berichtet, aus der Authentizität der gleichzeitigen Schriftsteller, die uns diese Begebenheiten aufgezeichnet haben. Man kann an dem Untergange des westlichen und des östlichen römischen Kaiserthums nicht zweifeln; denn man sieht, wie sich aus dem zerstükkelten römischen Staate Königreiche entwikkeln und bilden. Aber, treibt uns der Vorwitz, uns in die genauere Untersuchung der Begebenheiten aus entferntern Zeiten einzulassen; so stürzen wir uns in ein Labyrinth voll Dunkelheit und Widersprüche, wo uns der Faden fehlt um den Ausweg zu finden. Die Liebe zum Wunderbaren, das Vorurtheil der Geschichtschreiber, ihr blinder Eifer für ihr Vaterland, ihr Haß gegen die Nationen, welche ihnen widerstanden, alle diese verschiednen Leidenschaften, die ihre Feder leiteten, und die so sehr große Entfernung der Zeit, worin sie schrieben, von den Begebenheiten: haben die Thatsachen so verändert und entstellt, daß man itzt selbst mit den Augen eines Lynx die Hülle nicht zu durchschauen vermöchte.

Indeß entdekt man, unter der Menge der alten Geschichtschreiber, mit Vergnügen: die Beschreibung des Xenophon von dem Rükzuge der Zehntausend, die er selbst befehligte und nach Griechenland zurükbrachte. Thucydides zeichnet sich fast auf gleich vortheilhafte Art aus. Mit Entzükken finden wir in den uns übrig gebliebenen Bruchstükken von Polyb, dem Freunde und Gefährten des Scipio Afrikanus, die Thaten, die er uns als Augenzeuge berichtet. Cicero's Briefe

an seinen Freund Attikus haben dasselbe Gepräge: Er spielte selbst eine Rolle in den großen Szenen, wovon er redet. Ich werde Cäsar's Denkwürdigkeiten nicht vergessen, die ganz mit der edlen Einfalt eines großen Mannes geschrieben sind. Was auch Hirtius davon sagt, so stimmen doch die Berichte der andern Geschichtschreiber völlig mit den von Cäsar beschriebenen Begebenheiten überein. Aber nach Ihm enthält die Geschichte nichts als Lobreden oder Satiren. Die Barbarei der nachfolgenden Zeiten hat aus der Geschichte des spätern Kaiserthums ein wüstes Chaos gemacht; und nur die Nachrichten der Tochter des Kaisers Alexius Komnenus sind wichtig, weil diese Prinzessin schrieb, was sie selbst gesehen hat. Seitdem haben Mönche, die allein noch einige Kenntniß besaßen, Chroniken hinterlassen, die man in ihren Klöstern gefunden, und zur deutschen Geschichte benutzt hat; aber was geben sie für Materialien zu einer Geschichte? Die Franzosen haben einen Bischof von Tours, einen Joinville, und das Tagebuch des de l'Estoile gehabt: schwache Werke von Stopplern, die aufschrieben, was sie durch den Zufall erfuhren, aber die schwerlich recht unterrichtet sein konnten. Seit der Wiederherstellung der Wissenschaften hat sich die Schreibelust in eine Wuth verwandelt. Wir haben nur gar zu viel Memoiren, Anekdoten, und Berichte; unter denen man sich bloß an die kleine Zahl von Schriftstellern halten muß, die Aemter bekleideten, die mithandelnde Personen waren, die zum Hofe gehörten, oder denen von Fürsten erlaubt ward, die Archive durchzusuchen So schrieb der einsichtsvolle Präsident de Thou, Philipp von Comines, Vargas, der Fiskal bei der Kirchenversamm-

lung

lung zu Trient war, Mademoiselle d'Orleans, der Kardinal Rhez, und Andere. Dazu kann man die Memoiren der Herren von Estrades und von Torcy rechnen: merkwürdige Denkmäler, vornemlich das letztere, welches uns die Wahrheit des so sehr bestrittenen Testaments König Karls II von Spanien entwikkelt.

Diese Betrachtungen über die Ungewißheit der Geschichte haben mich oft beschäftigt, und in mir den Gedanken hervorgebracht: die wichtigsten Begebenheiten auf die Nachwelt zu bringen, woran ich Theil gehabt, oder wovon ich doch Zeuge gewesen bin; damit diejenigen, welche künftig diesen Staat regieren werden, die wahre Lage der Sachen zur Zeit als ich die Regierung antrat, die Ursachen, wornach ich handelte, meine Hülfsmittel, die Plane unsrer Feinde, die Unterhandlungen, die Kriege, und vorzüglich die trefflichen Thaten unsrer Offiziere, wodurch sie sich so gerechte Ansprüche auf die Unsterblichkeit erworben haben, können kennen lernen.

Seit den Revolutionen, die zuerst das westliche und hernach das östliche römische Reich umstürzten, seit dem unermeßlichen Glük Karls des Großen; seit der glänzenden Epoche der Regierung Karls V; nach den Unruhen, welche die Reformation in Deutschland verursachte, und die dreißig Jahre durch dauerten, endlich nach dem Kriege, der über die spanische Erbfolge ausbrach, — ist keine Begebenheit merkwürdiger und wichtiger, als die durch den Tod Kaiser Karls VI, des letzten Mannes aus dem Hapsburger Stamme, veranlaßt ward.

Der Wiener Hof sah sich von einem Fürsten angegriffen, den er nicht für mächtig genug halten konnte,

Wintersaat, und der Roggen 3. Juli. Sonst
ist die Ernte in allen Gegenden gut, und
der Ertrag ist sehr reichlich. Der Preis
des Getreides ist sehr niedrig, und der
Roggen ist wohlfeiler als der Weizen. Der
Preis des Heues ist ebenfalls sehr niedrig,
weil es in allen Gegenden reichlich gera-
then ist.

Der Weinstock ist in allen Gegenden
gut, die Lese wird vielleicht Ende Septem-
ber, oder Anfangs Oktober beginnen. Der
Wein wird gut und reichlich gerathen. Der
Preis des Weines ist sehr niedrig, und
sehr viel Wein wird in Oesterreich selbst
getrunken. Der Preis des Obstes ist eben-
falls sehr niedrig, und es ist in allen Gegen-
den reichlich. Der Preis des Viehes ist
ebenfalls niedrig, und es ist viel Vieh in
allen Gegenden.

Die Seidenzucht war in allen Gegenden sehr
gut. Die Seidenraupen haben sich gut ent-
wickelt, und sind gesund. Der Preis des
Seidenbaues ist sehr niedrig, aber sie wird
dennoch in allen Gegenden getrieben, weil
man es nicht besser kennt, und weil sie keine
Kosten verursacht.

Der Preis des Holzes, Brennholz und
Bauholz, ist sehr niedrig, und es ist in allen
Gegenden reichlich. Es kann sehr leicht
durch Flüsse, und durch Kanäle, und Schwem-
men, und durch Eisenbahnen, und durch
Fuhrwerke, und durch Schiffe, und durch
Flöße, und durch Dampfschiffe, und durch
Dampfwagen, und durch Eisenbahnwagen
transportirt werden. Es ist sehr viel Holz
in allen Gegenden. Es ist sehr viel Holz
in Oesterreich selbst, und es wird sehr viel
Holz ausgeführt. Es ist sehr viel Holz in
Ungarn, und es ist sehr viel Holz in Böhmen,
und es ist sehr viel Holz in Mähren, und
es ist sehr viel Holz in Schlesien, und es ist
sehr viel Holz in Galizien, und es ist sehr
viel Holz in der Bukowina, und es ist sehr
viel Holz in Dalmatien, und es ist sehr viel
Holz in Kroatien, und es ist sehr viel Holz
in Slawonien, und es ist sehr viel Holz in
der Militärgränze, und es ist sehr viel Holz
in Siebenbürgen, und es ist sehr viel Holz
in Tirol, und es ist sehr viel Holz in Vor-
arlberg, und es ist sehr viel Holz in Salz-
burg, und es ist sehr viel Holz in Steier-
mark, und es ist sehr viel Holz in Kärnten,
und es ist sehr viel Holz in Krain, und es
ist sehr viel Holz in Ober-Oesterreich, und
es ist sehr viel Holz in Nieder-Oesterreich,
und es ist sehr viel Holz in Wien selbst.

Staats ist ihr Gesetz, und dies ist unveränderlich. Ist ein Fürst verpflichtet, selbst seine Person zum Besten seiner Unterthanen aufzuopfern; so muß er ihnen noch vielmehr Verbindungen aufopfern, deren Fortdauer ihnen schädlich werden könnte. Beispiele von solchen gebrochnem Verträgen finden sich allgemein; ich will sie nicht alle entschuldigen; aber das behaupte ich: es giebt Fälle, wo die Noth, oder die Ueberlegung oder die Klugheit, oder die Wohlfahrt des Landes, Fürsten dazu zwang, indem ihnen kein ander Mittel blieb, sich vom Untergange zu retten. Hätte Franz I den Madrider Vertrag erfüllet; so hätte er durch Hingebung des Herzogthums Burgund, sich selbst einen Feind im Innern seiner Staaten gesetzt; und Frankreich wäre in den unglüklichen Zustand zurükgesunken, worin es unter Ludwig XI und XII war. Hätten die protestantischen Bundsverwandte in Deutschland, nach Karls V. Siege bei Mühlberg, sich nicht durch den Beitritt Frankreichs verstärkt; so hätten sie die Ketten tragen müssen, die der Kaiser ihnen seit lange bereitete. Hätte England nicht das seinem Interesse so nachtheilige Bündniß gebrochen, wodurch sich Karl II. mit Ludwig XIV. vereinigt hatte; so hatte es um so gewisser an seiner Macht verloren, da in dem Gleichgewichte der europäischen Staaten, Frankreich bei weitem würde England überlegen gewesen sein. Der Weise, der in den Ursachen die Folgen voraus sieht, muß sich zu rechter Zeit jenen Ursachen, wenn sie seiner Wohlfahrt im Wege stehen, entgegen setzen. Man erlaube mir, mich über diese delikate Materie, die noch gar nicht gründlich abgehandelt worden, genauer zu erklären. Es scheint mir offenbar und ausgemacht, daß ein Privatmann gewissenhaft seinem Worte getreu bleiben muß:

und; denn er ist auch schriftstellen gewesen. Noch ein Beispiel: Ich habe in dem Jahre 1800 den Ausdruck Bestand haben; und erklärte, was ich darunter verstehe. Ich habe ihn seitdem in den Schriften mehrerer Schriftsteller gefunden, wenn sie unter sich Verträge machten, und ich habe ihn in einem Traktate

Urtheils zu lassen; und, da man sich bei Lebzeiten nicht rechtfertigen kann, ohne den Vortheil des Staats in Gefahr zu bringen, damit zufrieden zu sein, daß man vor den uneingenommenen Augen der Nachkommenschaft seine Vertheidigung anbringt.

Vielleicht mißfällt es nicht, wenn ich einige allgemeine Betrachtungen über die Begebenheiten meiner Zeit hinzufüge. Ich habe gesehen, daß kleine Staaten sich gegen die größten Monarchien halten können, wenn jene Staaten Fleiß und viel Ordnung in ihren Geschäften haben. Ich finde, daß es in den großen Reichen höchst verkehrt zugeht, daß sie voll Verwirrung sind, und sich nur durch ihre außerordentlich vielen Hülfsmittel und durch die innere Kraft ihrer Größe erhalten. Minder mächtige Fürsten würden durch die Hofkabalen ganz zu Grunde gerichtet werden; diese Kabalen schaden immer, aber sie heben doch das Gewicht zahlreicher Armeen nicht auf. Ich bemerke, daß alle Kriege, die man fern von seinen Gränzen führt, nicht den nehmlichen Erfolg haben, als die in der Nachbarschaft des Vaterlandes geführt werden. Kömmt dies nicht aus einem dem Menschen natürlichen Gefühl, welches ihm sagt, daß es rechtmäßiger ist, sich zu vertheidigen, als seinen Nachbar zu berauben? Allein vielleicht ist der physische Grund noch stärker als der moralische; durch die Schwierigkeit nehmlich, in zu großer Entfernung von der Gränze für die Lebensmittel zu sorgen, und zu gehöriger Zeit neue Truppen, neue Pferde, Kleidungsstükke, und Kriegsgeräthschaften herbeizuschaffen. Dazu kömmt, daß, je weiter die Kriegsvölker sich in fremde Länder wagen, sie desto mehr fürchten, vom Rükwege ganz abgeschnitten, oder doch mit Beschwerden darauf

über-

Bibliotheken, Schulen, Universitäten, Akademien, Gymnasien, Lyceen, Seminarien, Convicten, Alumnaten, Pädagogien, Collegien, Institute, Lehranstalten, Lehrer, Professoren, Studenten, Schüler, Zöglinge, Alumnen, Pädagogen, Collegianten, Lehrfreiheit, Lernfreiheit, Studienfreiheit, Studienordnung, Studienplan, Studienzeit, Studienjahr, Studienbuch, Studienbücher, Studienbuchhandlung, Studienbuchhandlungen, Studienbuchhandlungsgehilfe, Studienbuchhandlungsgehilfen, Studienbuchhandlungsgehilfenschaft, Studienbuchhandlungsgehilfenschaften, Studienbuchhandlungsgehilfenschaftsverein, Studienbuchhandlungsgehilfenschaftsvereine, Studienbuchhandlungsgehilfenschaftsvereinsvorsitzender, Studienbuchhandlungsgehilfenschaftsvereinsvorsitzende, Studienbuchhandlungsgehilfenschaftsvereinsvorsitzendenamt, Studienbuchhandlungsgehilfenschaftsvereinsvorsitzendenämter, Studienbuchhandlungsgehilfenschaftsvereinsvorsitzendenamtsantritt, Studienbuchhandlungsgehilfenschaftsvereinsvorsitzendenamtsantritte, Studienbuchhandlungsgehilfenschaftsvereinsvorsitzendenamtsantrittsrede, Studienbuchhandlungsgehilfenschaftsvereinsvorsitzendenamtsantrittsreden, Studienbuchhandlungsgehilfenschaftsvereinsvorsitzendenamtsantrittsredner, Studienbuchhandlungsgehilfenschaftsvereinsvorsitzendenamtsantrittsrednerin, Studienbuchhandlungsgehilfenschaftsvereinsvorsitzendenamtsantrittsrednerinnen, Studienbuchhandlungsgehilfenschaftsvereinsvorsitzendenamtsantrittsrednerinnenpult, Studienbuchhandlungsgehilfenschaftsvereinsvorsitzendenamtsantrittsrednerinnenpulte, Studienbuchhandlungsgehilfenschaftsvereinsvorsitzendenamtsantrittsrednerinnenpultbeleuchtung, Studienbuchhandlungsgehilfenschaftsvereinsvorsitzendenamtsantrittsrednerinnenpultbeleuchtungen, Studienbuchhandlungsgehilfenschaftsvereinsvorsitzendenamtsantrittsrednerinnenpultbeleuchtungsanlage, Studienbuchhandlungsgehilfenschaftsvereinsvorsitzendenamtsantrittsrednerinnenpultbeleuchtungsanlagen, Studienbuchhandlungsgehilfenschaftsvereinsvorsitzendenamtsantrittsrednerinnenpultbeleuchtungsanlagenbau, Studienbuchhandlungsgehilfenschaftsvereinsvorsitzendenamtsantrittsrednerinnenpultbeleuchtungsanlagenbauer, Studienbuchhandlungsgehilfenschaftsvereinsvorsitzendenamtsantrittsrednerinnenpultbeleuchtungsanlagenbauerin, Studienbuchhandlungsgehilfenschaftsvereinsvorsitzendenamtsantrittsrednerinnenpultbeleuchtungsanlagenbauerinnen, Studienbuchhandlungsgehilfenschaftsvereinsvorsitzendenamtsantrittsrednerinnenpultbeleuchtungsanlagenbauerinnenlehrling, Studienbuchhandlungsgehilfenschaftsvereinsvorsitzendenamtsantrittsrednerinnenpultbeleuchtungsanlagenbauerinnenlehrlinge, Studienbuchhandlungsgehilfenschaftsvereinsvorsitzendenamtsantrittsrednerinnenpultbeleuchtungsanlagenbauerinnenlehrlingsausbildung, Studienbuchhandlungsgehilfenschaftsvereinsvorsitzendenamtsantrittsrednerinnenpultbeleuchtungsanlagenbauerinnenlehrlingsausbildungsordnung, Studienbuchhandlungsgehilfenschaftsvereinsvorsitzendenamtsantrittsrednerinnenpultbeleuchtungsanlagenbauerinnenlehrlingsausbildungsordnungen, Studienbuchhandlungsgehilfenschaftsvereinsvorsitzendenamtsantrittsrednerinnenpultbeleuchtungsanlagenbauerinnenlehrlingsausbildungsordnungsänderung, Studienbuchhandlungsgehilfenschaftsvereinsvorsitzendenamtsantrittsrednerinnenpultbeleuchtungsanlagenbauerinnenlehrlingsausbildungsordnungsänderungen, Studienbuchhandlungsgehilfenschaftsvereinsvorsitzendenamtsantrittsrednerinnenpultbeleuchtungsanlagenbauerinnenlehrlingsausbildungsordnungsänderungsvorschlag, Studienbuchhandlungsgehilfenschaftsvereinsvorsitzendenamtsantrittsrednerinnenpultbeleuchtungsanlagenbauerinnenlehrlingsausbildungsordnungsänderungsvorschläge, Studienbuchhandlungsgehilfenschaftsvereinsvorsitzendenamtsantrittsrednerinnenpultbeleuchtungsanlagenbauerinnenlehrlingsausbildungsordnungsänderungsvorschlagsrecht, Studienbuchhandlungsgehilfenschaftsvereinsvorsitzendenamtsantrittsrednerinnenpultbeleuchtungsanlagenbauerinnenlehrlingsausbildungsordnungsänderungsvorschlagsrechte, Studienbuchhandlungsgehilfenschaftsvereinsvorsitzendenamtsantrittsrednerinnenpultbeleuchtungsanlagenbauerinnenlehrlingsausbildungsordnungsänderungsvorschlagsrechtsanspruch, Studienbuchhandlungsgehilfenschaftsvereinsvorsitzendenamtsantrittsrednerinnenpultbeleuchtungsanlagenbauerinnenlehrlingsausbildungsordnungsänderungsvorschlagsrechtsansprüche, Studienbuchhandlungsgehilfenschaftsvereinsvorsitzendenamtsantrittsrednerinnenpultbeleuchtungsanlagenbauerinnenlehrlingsausbildungsordnungsänderungsvorschlagsrechtsanspruchsberechtigung, Studienbuchhandlungsgehilfenschaftsvereinsvorsitzendenamtsantrittsrednerinnenpultbeleuchtungsanlagenbauerinnenlehrlingsausbildungsordnungsänderungsvorschlagsrechtsanspruchsberechtigungen, Studienbuchhandlungsgehilfenschaftsvereinsvorsitzendenamtsantrittsrednerinnenpultbeleuchtungsanlagenbauerinnenlehrlingsausbildungsordnungsänderungsvorschlagsrechtsanspruchsberechtigungsnachweis, Studienbuchhandlungsgehilfenschaftsvereinsvorsitzendenamtsantrittsrednerinnenpultbeleuchtungsanlagenbauerinnenlehrlingsausbildungsordnungsänderungsvorschlagsrechtsanspruchsberechtigungsnachweise, Studienbuchhandlungsgehilfenschaftsvereinsvorsitzendenamtsantrittsrednerinnenpultbeleuchtungsanlagenbauerinnenlehrlingsausbildungsordnungsänderungsvorschlagsrechtsanspruchsberechtigungsnachweisverordnung, Studienbuchhandlungsgehilfenschaftsvereinsvorsitzendenamtsantrittsrednerinnenpultbeleuchtungsanlagenbauerinnenlehrlingsausbildungsordnungsänderungsvorschlagsrechtsanspruchsberechtigungsnachweisverordnungen, Studienbuchhandlungsgehilfenschaftsvereinsvorsitzendenamtsantrittsrednerinnenpultbeleuchtungsanlagenbauerinnenlehrlingsausbildungsordnungsänderungsvorschlagsrechtsanspruchsberechtigungsnachweisverordnungsänderung, Studienbuchhandlungsgehilfenschaftsvereinsvorsitzendenamtsantrittsrednerinnenpultbeleuchtungsanlagenbauerinnenlehrlingsausbildungsordnungsänderungsvorschlagsrechtsanspruchsberechtigungsnachweisverordnungsänderungen, Studienbuchhandlungsgehilfenschaftsvereinsvorsitzendenamtsantrittsrednerinnenpultbeleuchtungsanlagenbauerinnenlehrlingsausbildungsordnungsänderungsvorschlagsrechtsanspruchsberechtigungsnachweisverordnungsänderungsvorschlag, Studienbuchhandlungsgehilfenschaftsvereinsvorsitzendenamtsantrittsrednerinnenpultbeleuchtungsanlagenbauerinnenlehrlingsausbildungsordnungsänderungsvorschlagsrechtsanspruchsberechtigungsnachweisverordnungsänderungsvorschläge, Studienbuchhandlungsgehilfenschaftsvereinsvorsitzendenamtsantrittsrednerinnenpultbeleuchtungsanlagenbauerinnenlehrlingsausbildungsordnungsänderungsvorschlagsrechtsanspruchsberechtigungsnachweisverordnungsänderungsvorschlagsrecht, Studienbuchhandlungsgehilfenschaftsvereinsvorsitzendenamtsantrittsrednerinnenpultbeleuchtungsanlagenbauerinnenlehrlingsausbildungsordnungsänderungsvorschlagsrechtsanspruchsberechtigungsnachweisverordnungsänderungsvorschlagsrechte, Studienbuchhandlungsgehilfenschaftsvereinsvorsitzendenamtsantrittsrednerinnenpultbeleuchtungsanlagenbauerinnenlehrlingsausbildungsordnungsänderungsvorschlagsrechtsanspruchsberechtigungsnachweisverordnungsänderungsvorschlagsrechtsanspruch, Studienbuchhandlungsgehilfenschaftsvereinsvorsitzendenamtsantrittsrednerinnenpultbeleuchtungsanlagenbauerinnenlehrlingsausbildungsordnungsänderungsvorschlagsrechtsanspruchsberechtigungsnachweisverordnungsänderungsvorschlagsrechtsansprüche, Studienbuchhandlungsgehilfenschaftsvereinsvorsitzendenamtsantrittsrednerinnenpultbeleuchtungsanlagenbauerinnenlehrlingsausbildungsordnungsänderungsvorschlagsrechtsanspruchsberechtigungsnachweisverordnungsänderungsvorschlagsrechtsanspruchsberechtigung, Studienbuchhandlungsgehilfenschaftsvereinsvorsitzendenamtsantrittsrednerinnenpultbeleuchtungsanlagenbauerinnenlehrlingsausbildungsordnungsänderungsvorschlagsrechtsanspruchsberechtigungsnachweisverordnungsänderungsvorschlagsrechtsanspruchsberechtigungen, Studienbuchhandlungsgehilfenschaftsvereinsvorsitzendenamtsantrittsrednerinnenpultbeleuchtungsanlagenbauerinnenlehrlingsausbildungsordnungsänderungsvorschlagsrechtsanspruchsberechtigungsnachweisverordnungsänderungsvorschlagsrechtsanspruchsberechtigungsnachweis, Studienbuchhandlungsgehilfenschaftsvereinsvorsitzendenamtsantrittsrednerinnenpultbeleuchtungsanlagenbauerinnenlehrlingsausbildungsordnungsänderungsvorschlagsrechtsanspruchsberechtigungsnachweisverordnungsänderungsvorschlagsrechtsanspruchsberechtigungsnachweise, Studienbuchhandlungsgehilfenschaftsvereinsvorsitzendenamtsantrittsrednerinnenpultbeleuchtungsanlagenbauerinnenlehrlingsausbildungsordnungsänderungsvorschlagsrechtsanspruchsberechtigungsnachweisverordnungsänderungsvorschlagsrechtsanspruchsberechtigungsnachweisverordnung, Studienbuchhandlungsgehilfenschaftsvereinsvorsitzendenamtsantrittsrednerinnenpultbeleuchtungsanlagenbauerinnenlehrlingsausbildungsordnungsänderungsvorschlagsrechtsanspruchsberechtigungsnachweisverordnungsänderungsvorschlagsrechtsanspruchsberechtigungsnachweisverordnungen, Studienbuchhandlungsgehilfenschaftsvereinsvorsitzendenamtsantrittsrednerinnenpultbeleuchtungsanlagenbauerinnenlehrlingsausbildungsordnungsänderungsvorschlagsrechtsanspruchsberechtigungsnachweisverordnungsänderungsvorschlagsrechtsanspruchsberechtigungsnachweisverordnungsänderung, Studienbuchhandlungsgehilfenschaftsvereinsvorsitzendenamtsantrittsrednerinnenpultbeleuchtungsanlagenbauerinnenlehrlingsausbildungsordnungsänderungsvorschlagsrechtsanspruchsberechtigungsnachweisverordnungsänderungsvorschlagsrechtsanspruchsberechtigungsnachweisverordnungsänderungen, Studienbuchhandlungsgehilfenschaftsvereinsvorsitzendenamtsantrittsrednerinnenpultbeleuchtungsanlagenbauerinnenlehrlingsausbildungsordnungsänderungsvorschlagsrechtsanspruchsberechtigungsnachweisverordnungsänderungsvorschlagsrechtsanspruchsberechtigungsnachweisverordnungsänderungsvorschlag, Studienbuchhandlungsgehilfenschaftsvereinsvorsitzendenamtsantrittsrednerinnenpultbeleuchtungsanlagenbauerinnenlehrlingsausbildungsordnungsänderungsvorschlagsrechtsanspruchsberechtigungsnachweisverordnungsänderungsvorschlagsrechtsanspruchsberechtigungsnachweisverordnungsänderungsvorschläge, Studienbuchhandlungsgehilfenschaftsvereinsvorsitzendenamtsantrittsrednerinnenpultbeleuchtungsanlagenbauerinnenlehrlingsausbildungsordnungsänderungsvorschlagsrechtsanspruchsberechtigungsnachweisverordnungsänderungsvorschlagsrechtsanspruchsberechtigungsnachweisverordnungsänderungsvorschlagsrecht, Studienbuchhandlungsgehilfenschaftsvereinsvorsitzendenamtsantrittsrednerinnenpultbeleuchtungsanlagenbauerinnenlehrlingsausbildungsordnungsänderungsvorschlagsrechtsanspruchsberechtigungsnachweisver

aufmerksam, geräth in Bewegung, und wird wieder ruhig. Sachsen ändert zweimal sein System; aber gewinnt bei dem einen, und bei dem andern nichs als daß es die Preußen in seine Staaten zieht und sich ins Verderben stürzt. Ein Zusammenfluß von Begebenheiten ändert die Ursachen des Krieges, aber die Wirkungen bleiben, obgleich die erste Triebfeder aufgehört hat. Das Glük geht schnell von einer Seite zur andern über; aber Ehrgeiz und Rachsucht ernähren und unterhalten das Feuer des Krieges immer gleich stark. Es ist als sähe man einen Haufen Spieler, die ihr Geld wieder haben wollen, und das Spiel nicht eher verlassen, als bis sie sich ganz zu Grunde gerichtet haben. Fragte man einen Englischen Minister: aus welchen Ursachen zieht ihr den Krieg so in die Länge? so würde er antworten: weil Frankreich die Kosten des nächsten Feldzuges nicht mehr wird aushalten können. Thäte man einem Französischen Minister dieselbe Frage, so würde die Antwort ungefähr die nehmliche sein. Das Traurigste bei dieser Politik ist, daß sie mit Menschen-Leben ihr Spiel treibt; und daß so verschwenderisch vergossenes Menschenblut ganz unnütz vergossen ist. Denn, könnten endlich durch den Krieg die Gränzen daurend bestimmt, und das unter den Regenten Europas so nöthige Gleichgewicht der Macht festgesetzt werden; so ließen sich noch die Umgekommenen als Schlachtopfer zum Besten der öffentlichen Ruhe und Sicherheit betrachten. Aber, man mißgönne sich nur Provinzen in Amerika; sofort wird Europa in entgegen gesetzte Parteien getrennt, und man schlägt sich zu Lande und auf der See. Die Ehrgeizigen sollten doch vorzüglich bedenken, daß, da die Waffen und die Kriegskunst in Europa so ziemlich dieselben sind, und da die Bündnisse

nisse gewöhnlich eine Gleichheit an Macht unter die kriegführenden Theile bringen, daß alles daher, was zu unserer Zeit die Fürsten von ihren glüklichsten Erfolgen erwarten können, darauf hinaus läuft, durch wiederholte Siege ein kleines Städtchen an der Gränze oder ein Stadtgebiet zu erobern, das die Zinsen der Kriegskosten nicht einbringt, und dessen ganze Bevölkerung der Anzahl Bürger, die in den Feldzügen geblieben sind, nicht gleich kömmt.

Wer noch ein fühlendes Herz hat und mit Nachdenken diese Gegenstände betrachtet, den muß das vielfache Unglük rühren, welches die Staatsregierer aus Mangel an Ueberlegung, oder aus Leidenschaft, über die Völker bringen. Die Vernunft schreibt uns hierüber ein Gesetz vor, von dem, meiner Meinung nach, kein Politiker abweichen darf, nehmlich: die Gelegenheit zu ergreifen, und so lange sie günstig ist, etwas zu unternehmen; aber nicht sie zwingen zu wollen, indem man alles aufs Spiel setzt. Es giebt Augenblikke, wo man seine ganze Thätigkeit aufbieten muß, um sie zu nutzen; aber es giebt auch andre, wo die Klugheit uns befiehlt, unthätig zu bleiben. Diese Materie verdient das tiefste Nachdenken; denn man muß nicht nur die Lage der Sachen reiflich überlegen, sondern auch alle Folgen einer Unternehmung voraussehn, und die Mittel, die man selbst hat, gegen die Mittel seiner Feinde abwägen, um zu beurtheilen, wohin sich das Uebergewicht neigt. Entscheidet nicht die Vernunft allein, sondern mischt sich Leidenschaft darin; so kann unmöglich eine solche Unternehmung einen glüklichen Erfolg haben. Die Staatskunst erfordert Geduld; und das Meisterstük eines geschikten Mannes ist: jede Sache zu rechter und gehöriger Zeit zu thun. Die Geschichte liefert uns nur zu viele Beispiele von leichtsinnig unternommenen

Kriegen. Man braucht sich nur an das Leben Franz desl. zuerinnern, und an das, was nach Brantome's Angabe, die Bewegursache zu dem unglüklichen mailändischen Feldzuge war, wo dieser König zu Pavia gefangen ward. Man braucht nur zu sehen, wie wenig Karl V die Gelegenheit nuzte, welche sich ihm nach der Schlacht bei Mühlberg darbot, Deutschland zu unterjochen. Man braucht nur die Geschichte Kurfürst Friedrichs V von der Pfalz anzusehn, um sich zu überzeugen, wie übereilt er sich in eine Unternehmung einließ, die über seine Kräfte ging. Und aus unsern neusten Zeiten erinnere man sich an das Betragen Maximilians von Baiern, der in dem Erbfolgekrieg, als sein Land gleichsam von den Verbündeten umzingelt ward, sich auf die Seite der Franzosen wandte, um den Verlust seiner Staaten zu bewirken. Noch neulicher giebt uns König Karl XII von Schweden ein noch auffallenderes Beispiel von den traurigen-Folgen, die Eigensinn und fehlerhaftes Betragen der Fürsten über die Unterthanen bringen. Die Geschichte ist die Schule der Regenten; sie müssen sich aus den Fehlern der vergangenen Jahrhunderte unterrichten, um sie zu vermeiden, und um zu lernen: daß man sich ein System entwerfen, und dasselbe Schritt vor Schritt befolgen muß, und daß nur derjenige, der sein Betragen zum richtigsten geordnet hat, denen überlegen sein kann, welche weniger planmäßig verfahren als er.

5.

Von dem nunmehr auch im römischen Staatskalender befindlichen Preußischen Königstitel.

Im August der Berl. Monatsschrift 1786 (S. 101, folgg.) ist von des Königl. Staats- und Kabinetsministers Herrn Grafen von Herzberg Excell. gründlich und genau ausgeführt worden, daß die Römischen Päpste seit einiger Zeit angefangen haben, den ehemals von ihnen bestrittenen Preußischen Königstitel in ihren Bullen und Breven an die Preußischen Bischöfe anzuerkennen. Nur ward ebendaselbst (S. 116, f.) angemerkt, daß selbst in den neuen römischen Staatskalendern der König von Preußen noch immer unter dem unschiklichen *) und anstößigen Titel: Marcheſe von Brandenburg, stehe. Als nun der Königl. Preußische Agent, Abbate Ciofani zu Rom, dem Päpstlichen Ministerium dies bemerklich gemacht; so ist itzt, in dem römischen Staatskalender für das Jahr 1787, welchen der Königliche Staatsminister Herr Graf von Herzberg mir zur Ansicht gütigst mitgetheilt hat, dies geändert worden: zur wahren Ehre des römischen Hofes; denn nur diese, und nicht die Würde der Preußischen Monarchen war, wie Herr von Dohm sehr richtig bemerkt, dabei interessirt.

*) Die Unschiklichkeit hiervon gestand auch der päpstliche Nuntius in Kölln, Monsignor Pacca, dem Herrn Geheimenrath von Dohm ein, und versprach deren künftige Abstellung; s. Dezemb. 1786, S. 514, f.

Itzt also zumerstenmal findet sich in diesem Staatskalender der Artikel: Preußen; und zwar lautet er wörtlich übersetzt, so. "43 (nehmlich, 43 Jahre alt) "Friedrich Wilhelm II, Marchese von "Brandenburg, zum König von Preußen pro"klamirt d. 17 August 1786, geboren d. 25. Sep"temb. 1744." Dann folgen die Königin, und die Königlichen Kinder. Die Prinzen Heinrich und Ferdinand K. K. H. H. sind nunmehr, wie es sich gebührt, auch als Oheime des Königs aufgeführet *). — Man sieht leicht das Unrichtige,

*) Etwas seltsam klingt es aber, daß die verwittwete Königin, nicht Wittwe des vorigen Königs, sondern nur: „Wittwe von Karl Friedrich, Oheim „des itzigen Königs "heißt. — Die Gemahlin des „Stadolter der Staaten von Holland" ist auch noch keine königl. Preußische Prinzessin, sondern: Federica Sofia di Brandemburg. So auch die verwittwete Herzogin von Braunschweig: Filippa Carlotta di Brandemburgo. — König von England ist noch: „Karl Odoardo, Sohn des verstorbnen „Königs von Großbritannien Jakobs III."; und unter Hannover findet man nur: „Georg Wil„helm, Herzog;„ also nicht einmal Kurfürst, geschweige König. — Unter den Bisthümern steht Osnabruch nella Vestfaglia, als vakant; denn eine nicht katholisch besetzte geistliche Stelle ist nach den hier herrschenden Begriffen, so gut wie gar nicht besetzt. Unter den Weihbischöfen aber steht nachher: Suffraganeo d'Osnabruch: Giov. Adolfo de Horde, nato nella Dioc. di Colonia 1690, fatto Vescodo di Flaviopoli *in partibus*, 15 Mar. 1723.— Ganz auffallend aber ist es, daß, nach dem angeführten Artikel: Preußen, S. 107, es nun am Ende der Regentenliste unter der Rubrik: Gestorbene fürstliche Personen, S. 116, doch noch heißt:

tige, was auch hier sich noch findet: indem die unanständige Benennung Markis anstatt Kurfürst wiederum vorkömmt; imgleichen wie unschiklich der Ausdruk ist: proclamato Re di Prussia, da hier in einem Erbkönigreiche keine Proklamirung nöthig noch gebräuchlich ist. Diese Fehler der Unwissenheit werden ohne Zweifel auch im künftigen Jahre verbessert werden. Denn der römische Hof scheint allerdings, zu seiner Ehre, itzt nicht mehr nach so vollkommen strenger Logik zu handeln, um durch seinen Anspruch auf Unfehlbarkeit sich hindern zu lassen, ehemalige Fehler zu verbessern, wenn Zeit und Umstände es rathsam machen. Auch bemüht man sich itzt, wie es scheint, von mehrern Gegenden, ihm noch wichtigere Veranlassung zu verschaffen, um Beweise von seiner Perfektibilität geben zu können.

Ich kann, bei dieser Gelegenheit, hinzufügen: daß Hr. Abt Ciofani, der bisher bloß als königl. Agent ohne förmliche Akkreditirung zu Rom gestanden, nunmehr durch ein von Sr. Königlichen Majestät und dem Kabinetsministerium förmlich unterscheiebenes Patent und Beglaubigungsschreiben, vom 12ten Februar dieses Jahrs, (in welchem dem Papste der Titel: Supremus

heißt: "*Carlo Federico, Marcheſe di Brandem-burgo*, nato 24 Gennar. 1712, morto in Potz-dam 17 Agoſto 1786." — Der Kalender hat den gewöhnlichen Titel: Notizie per l'Anno 1787, in Roma, nella ſtamperia Cracas. In den Mortalitätslisten, vorne (ſ. August 1786, S. 117, die Note) sind die 2 letzten Jahre so aufgeführt: 1785, geboren 5375, gestorben 6034, ganze Summe der Einwohner 162,457. 1786, geboren 5406, gestorben 6741, Einwohner 163,956.

Ecclesiae *Romanae* Pontifex, gegeben ist) akkreditiret worden. Dieses war nöthig, da in den gesammten Staaten des Königes mehr als eine Million katholischer Unterthanen leben, für welche der königl. Agent beständig viele Angelegenheiten zu besorgen hat. — Es ist bekannt, daß diesen Winter die drei Bischöfe: von Ermeland, von Kulm, und von Kujavien, und der Weihbischof von Breslau in Berlin gewesen sind. Bei der von des Königs Majestät am 19ten Septemb. vorigen Jahres im Königreich Preußen angenommenen Huldigung, haben sechs Bischöfe: von Ermeland, Kulm, Gnesen, Posen, Kujavien, und Ploczk, — die zwei erstern in Person, die vier letztern durch Bevollmächtigte — den, ihnen von dem Herrn Grafen von Hertzberg vorgelesenen, Huldigungseid dem Könige geleistet. Biester.

6.

An die Herausgeber der Berlinischen Monatsschrift.

Vielleicht finde ich doch so viel Platz, da ich freilich über 14 Blätter nicht gebieten kann, wie Akatholikus; auf dessen Deklamation ich anderswo antworten will. Zuerst schreibe ich etwas ab, aus einer überaus gütigen Antwort des Hrn. Assessor Klaproth, an den ich sogleich das corpus delicti mei eingeschikt hatte. „Bei Ihrem öffentlich abgeleg„ten Bekenntniß, die wichtige physische Erfahrung „gemacht zu haben, daß sich Gold aus Stoffen, „worin zuvor kein Gold zugegen war, erzeugen „könne

Bücher, oder Schriften, welche sie verlangen, die Bücher, oder Schriften, welche sie verlangen, und ihnen dieselben, wenn sie sie nicht selbst haben, aus der Bibliothek verschaffen. Sie müssen sich aber dabey nach der Ordnung richten, welche ihnen vorgeschrieben ist, und dürfen nicht mehr als zwey Bücher auf einmal verlangen. Wenn sie ein Buch, oder eine Schrift, welche sie verlangen, nicht haben, so müssen sie es sogleich melden, damit sie es aus der Bibliothek verschaffen können

„kenne also ganz offen, daß ich bei dieser auffallen-
„den, und mit allen sonstigen anerkannten Natur-
„gesetzen im offenbarsten Widerspruch stehenden
„Behauptung (nemlich, es wird Gold in diesem
„Fluido selbst sichtbar, so doch vorher, geraume
„Zeit, es nicht war; d. i. es wird als Metall
„generirt;) durch Nichts, als durch eine mit mei-
„nen eigenen Sinnen zu machende, täuschungslose
„Erfahrung, zur Ueberzeugung gebracht werden
„kann; alles, was ich außerdem ehrlicher Weise
„thun kann, ist, die Sache dahin gestellt sein zu
„lassen."

Viele Leser werden sich in Danksagung und neuer Hochachtung mit mir vereinigen, da dieser gelehrte Mann so edelmüthig mit mir umgegangen ist; und ich will alles thun, um das Zeugniß eines solchen Chemikers weiter zu gewinnen. Ich will suchen, Ihn in diesen Stand eigner Erfahrung zu setzen; so weit ich nur es kann, ohne das Arcanum selbst zugleich öffentlich an jedermann bekannt zu machen. Will jemand indeß schon wieder spotten, so ist es in der That ihm selbst, nicht mir nachtheilig. — Noch eine schöne Stelle schreibe ich ab:
„Daß es Ihnen, würdigster Herr Doktor, um
„Nichts als lediglich nur um die Ehre der Wahr-
„heit zu thun ist: davon bin ich lebendig überzeugt.
„Ich darf es daher dreist wagen, Sie hiemit auf-
„zufordern, denjenigen Weg einzuschlagen, wodurch
„ich in den Stand gesetzt werden könnte, aus einem
„Stoffe, (worin ich mich zuvor von der Abwesen-
„heit des Goldes durch eigene Proben überzeugt
„habe) unter meinen Augen auch das Gold ent-
„stehen zu sehen, oder doch nach einer gewissen Zeit
„darin auffinden zu können; alsdann will ich von
„ganzer Seele ein öffentliches Zeugniß dieser Wahr-
„heit

„heit ablegen.“ Ich küsse Ihnen, vortreflicher Mann, die reine edle Hand, welche so erhaben, so unparteiisch schreiben konnte! Ich will Sie in den Stand setzen, wie ich schon in einer Antwort, die ich damalen mit umgehender Post schrieb, mich ganz ehrlich erklärt habe. Akatholikus wird hier sehen, was es heißt, Aufklärung wird in königlichen Staaten befördert. Es ist gar nicht daran zu denken, daß ich Aberglauben, oder Schwärmerei, oder Unsinn, unterstützen würde; man thut mir sehr unbilliger Weise, sogar im Publikum, viel zu viel. Es kann mit Herrn Prof. Garve wol auch so gehen, welchen großen Mann der — — Casimir Lauge gar durch 48ger Wein beschimpfet; und der Mann darf gar keinen Wein trinken, wie ich schon lange weiß. Dies sind keine Beiträge zur Aufklärung; außer weun es wirklich in dieser Monatsschrift auch geradehin gilt: audiatur et altera pars. *) Das

*) Dieses Anhören des andern Theiles hat ja bis izt noch immer in der Monatsschrift gegolten; wie kömmt Hr. Semler also zu solchen Aeußerungen? — Uebrigens braucht Akatholikus, der sich der Freundschaft des Herrn Assessor Kaproth rühmen kann, nicht erst hierdurch zu lernen, was es heißt, Aufklärung zu befördern; zu deren Beförderung hat er selbst seit lange gearbeitet. Wenn ein pseudonymer Kasimir Lauge einen Mann wie Garve, der unser beider Freund ist, unanständig behandelt; was können die Herausgeber der Monatsschrift dafür? Und Hr. Semler will doch wohl nicht offenen und anständigen Widerspruch mit unanständigen Nekkereien vergleichen? oder gar zu verstehen geben, als sei eine Verbindung zwischen den Herausgebern der Monatsschrift und dem Verfasser des Kätzeralmanachs?

die Herausgeber.

Das andre visum repertum ist von unserm Hrn. D. Green, der so gefällig gewesen ist, seine chemische Untersuchung also zu beschreiben, wie nun folget.

Halle. Semler.

* * *

Das, in Rükſicht eines Goldgehalts zu untersuchende, Gemenge bestand in einem bräunlichen Salze, über welchem eine bräunliche, kaum durchsichtige, mit gelben glänzenden durchscheinenden Körnern vermengte, empyreumatisch riechende, Flüssigkeit schwamm. Auf dem Boden des Gläschens, worin das Gemenge war, und zwischen dem Salze lagen außer mehreren Sandkörnern und Steinchen, *) viele glänzende gelbe Flitterchen, wie zerstüktes Blattgold, die sich beim Schütteln des Glases sogleich in die Höhe begaben, und sichtbar wurden. Um dieses vorgegebne Gold in Absicht seiner Aechtheit zu prüfen, war es nöthig, dasselbe erstens von den andern nicht dazu gehörigen Theilen zu scheiden. Ich schüttete daher alles auf ein Filtrum von Drukpapier, und übergoß es mit distillirtem Wasser so lange, bis alle Salztheile ausgelaugt waren. Den Rükstand spülte ich hierauf aus dem durchstochenen Seihepapier, das in einem gläsernen Trichter lag, in ein anderes Gefäß mit reinem distillirtem Wasser ab, wo ich denn durch gelindes Schütteln die leichten Metalltheilchen mit dem Wasser vermengen und damit in ein andres Filtrum abschlemmen konnte, in welchem sie nun rein zurükblieben. Ihr Gewicht mochte wohl noch keinen Gran betragen; und es blieb mir natürlicherweise nur der nasse Weg zur Untersuchung übrig.

I)

*) Diese Steinchen oder Körner haben sich selbst also congelirt. Semler.

1) Ich übergoß sie in dem Filtrum mit reinem gefällten, mäßig starken Scheidewasser. Sie wurden nicht davon angegriffen, und verloren nichts von ihrem metallischen Glanze.

2) Ich schüttete nun nach vorhergegangenem Aussüßen mit distillirtem Wasser, gemeinen Salzgeist darauf, und sie blieben ebenfalls unaufgelöst zurük.

3) Ich süßte sie nun wieder von allen daran hängenden Säuren (2) aus, und tröpfelte von einem, aus 3 Theilen Salpetersäure und 1 Theil Salzsäure bereiteten, Königswasser darauf. Sie lößten sich hier gänzlich und vollkommen auf, und ich spühlte diese Auflösung mit etwas distillirtem Wasser in ein reines Glas aus dem Filtrum völlig aus; die Auflösung war gelb gefärbt. Ich theilte sie in drei Theile.

4) Einen Theil (3) verdünnte ich sehr stark mit noch mehrerem distillirten Wasser, und that einige Tropfen einer, mit Vorsicht frisch bereiteten Auflösung des Zinnes in Königswasser hinzu; die Mischung blieb durchsichtig, wurde aber nach und nach röthlich, und nach mehreren Stunden sonderte sich endlich ein sehr lokkerer rother Niederschlag (der Purpur des Cassius) daraus ab. Um sicher zu gehen, verdünnte ich etwas von meinem, zur Auflösung (3) gebrauchten Königswasser, allein mit distillirtem Wasser, und tröpfelte hiezu von der Zinnauflösung. Aber ich erhielt nach mehreren Stunden nur eine weiße Wolke, als Niederschlag.

5) Den andern Theil der Auflösung (3) verdünnte ich ebenfalls mit noch mehrerem distillirten Wasser, und tröpfelte von der Auflösung des Eisenvitrioles, welches frisch gemacht worden war, hinzu. Ich erhielt einen schwärzlichgrauen Niederschlag, der aber zu wenig betrug, als daß ich

ihn hätte ausglühen können. Er lößte sich weder in der Salpetersäure, noch in der gemeinen Salzsäure allein auf.

6) Zu dem dritten Theile (3) that ich etwas vitriolischen Aether. Er entfärbte die Auflösung sogleich beim Zusammenschütteln damit, und sie blieb nach der Absondrung desselben ungefärbt zurük. Ich ließ den aufgegoßnen Aether in einem engen Gläschen verdünsten, wo ein feines Häutchen von Golde zurük blieb.

7) Dies Goldhäutchen (6) lößte sich im Wasser, das mit dephlogistisirter Salzsäure lange in Berührung gestanden hatte, und damit angeschwängert war, sogleich auf.

Ob mir gleich die geringe Menge des zu untersuchenden Stoffes nicht erlaubte, mehrere Versuche anzustellen; so sind die angeführten doch völlig hinreichend. Denn die Farbe, die Unauflösbarkeit in der gewöhnlichen Salzsäure und in der Salpetersäure, die Auflösbarkeit im Königswasser und dephlogistisirter Salzsäure, die Niederschläge durch Zinnsolution und Eisenvitriol, und ihr Verhalten, sind unwidersprechliche Beweise, daß es — ächtes Gold war, was ich aus solcher zu untersuchen erhielt. Die übrigen damit vermengten Theile waren Glaubersalz, etwas Bittersalz, Sand, Bernsteinkörner, *) und eine inkrystallisable Lauge, die beim Zutröpfeln des milden feuerbeständigen Laugensalzes, einen urinösen Geruch verbreitete, deren weitere Untersuchung ich aber für unnüz hielt, da ich mich überzeugt hatte, daß sie keinen Goldgehalt bei sich führt.

Halle. Febr. 1787. D. Green.

*) Bernstein war durch einen Zufall ins Glas gekommen; alles übrige, Salz oder Steinchen, hat sich hier erst congelirt. Semler.

Berlinische Monatsschrift.

1787.

Viertes Stük. April.

I.

Rede bey Eröffnung des neuen Nationaltheaters in Berlin. (*)

Den 4. Dezember, 1786.

— ∪∪ — ∪∪ — ∪∪ — ∪∪
— ∪ — ∪ — ∪ — ∪) — ∪∪ — ∪

Dank sey dem Vater des Volkes, der alles durchdenket, der huldreich
Jedem Bedürfniß abhilft! Auch dies war sein früher Gedanke,
Deutschlands gesunkene Bühne zu stützen. — Im goldenen Alter

Des

(*) Diese Rede ist nicht gehalten worden, weil man sie zu spät eingesandt hatte.

Des Perikles, Augustus, und Ludewigs, blühten die Bühnen.

Damals unterstand man sich, auf den Theatern der Griechen
Griechisch zu reden, Römisch mit Roms erhabenen Helden,
Und mit Frankreichs Söhnen die Sprache des eigenen Landes.
Sophokles dichtete nicht dem großen Monarches der Perser
Artaxerxes zu Liebe Persisch; Terentius suchte
Nicht dem Bürger Athens, noch Moliere dem Britten
Zu gefallen. Und so wird dieser Ort in der Zukunft,
Ausser den Vaterlandsdichtern, die besten Werke der Alten,
Und vom Tagus und Arno, der Themf' und der Seine, die Neuern
In der Sprache Germaniens hören, die keiner an Reichthum
Weicht, an Erhabenheit keiner, und keiner an deutlicher Einfalt,

Die

Die sich vom Hirtenliede bis zum Orakel hinauf-
schwingt.
Welch Dankopfer sollen wir nun dem Genius
Deutschlands
Bringen? — Das beste von allen sey dieses: den
weisesten Willen
Unseres theuren Monarchen getreu zu befolgen:
geprüfte
RO. Meisterstücke der Bühne durch unser Spiel zu
verschönern.
Fern sey von diesem Theater forthin bösartige
Scheelsucht,
Aber Nacheiferung nicht! und fern die Tücke, des
Andern
Spiel zu verderben! und fern die Thorheit,
unpassende Rollen
Bloß aus Eitelkeit an sich zu reissen! Der Bey-
fall des Einen
25. Kränke den Andern nie! Großmüthig freue sich
jeder
Ueber die Ehre des würdigen Nebenbuhlers, wie
jeder

Griechе ſich über die Siege des größern Themi-
ſtokles freute.
Durch das reiche Füllhorn unſeres mildeſten
Königs
Unterſtüzet, können wir nun aus Deutſchlands
Provinzen
30. Alle Kunſtgenoſſen an uns ziehen, die ruhmvoll
Hier auf Melpomenens Bühne herrſcheten, dort
auf Thaliens.
Gern wird jeder biederе Künſtler uns folgen,
von unſern
Sitten ein Zeug' und ein Zeuge von unſerm Eifer,
vollkommen
In der Kunſt des Roscius, Baron, und
Garrik zu werden. —
35. Dann wird der edle Bewohner Berlins, von
Geſchäften erlöſet,
Gern ein erhizendes Spiel, das immer mit ähn-
lichen Bildern
Wiederkehrt und den Abend ihm tödtet, verlaſ-
ſen, und unſer
Spiel zu ſeinem reinern Vergnügen erwählen;
der Arbeit

Unſeres

unserer Spieler ohne verbitternde Leidenschaft
zusehn.
Dann wird jeder erfahrene Dichter Deutsch-
lands erwachen,
Wann er sieht, daß ein weises Gedicht durch die
Künste der Meister
Neue Reize gewonnen hat. Dann wird Germa-
niens Bühne
Bald den verlornen Mengander erhalten; das Grie-
chische Dichter
Wahre Sitten und rührende Scenen, mit
Ordnung, mit Anstand,
Mit schwunstloser Sprache verbinden. Erfindsame Geister
Werden neue Wege sich öffnen, den Geist und
das Auge
Zu vergnügen; und Völker von beiden Enden
Europens
Werden die Thore Berlins begrüßen, die Sprache
des Landes
Auch von unserer Bühne zu lernen, und freu-
dig mit seinem

50. Volke dem Preussischen Titus danken, der
unter den ernsten
Sorgen des Staates dem Staat auch diese Freu-
den verschafft hat!

Anmerkungen.

V. 11-13. Und so wird dieser Ort in der Zukunft . . . . in der Sprache Germaniens.] Das neue Komödienhaus, welches von des jetzt regierenden Königes Majestät den Deutschen Schauspielern eingeräumet ward, hatte der höchstselige König für die Französischen Schauspieler erbauet, die aber bereits seit einigen Jahren zu spielen aufgehört hatten.

V. 12. 13. Ausser den Vaterlandsdichtern die besten Werke der Alten, und vom Tagus und Arno, der Themse und der Seine die Neuern.) Bey dem Mangel an Deutschen Meisterstücken hat man seine Zuflucht bisher zu der Bühne Spaniens, Italiens, Englands und Frankreichs genommen. Durch ausgesetzte ansehnliche Preise, oder, was dem gleich kömmt, durch Theilnehmung an den Einkünften des aufgeführten Schauspiels, kann diesem Mangel vielleicht abgeholfen werden.

V. 22. 23. Die Tücke, des Andern Spiel zu verderben.) Wie man des Andern Spiel verderben kann, ist den Schauspielern und den Freunden der Schaubühne zur Genüge bekannt. Ein sehr gemeines Mittel ist, den Spieler ganz nahe an dem Orte, wo er auf dem Theater steht, durch Unverschämte stören zu lassen, so daß er die Besonnenheit verliert, die seine Rolle erfordert. Des niederträchtigen Mittels nicht zu gedenken, ihn von bestellten und unter die Zuschauer wohl vertheilten Personen, durch Pochen und Pfeifen bey gewissen Stellen seiner Rolle kränken

zu

ge Jahre. Der Schulmeister der Pfarrkirchenschule, der 30 Jahre war angestellt gewesen, und der Organist, der 40 Jahre seine Dienste daselbst verrichtet, hat 50 Thaler jährlich. Der Cantor hat 100 Thaler, und der Rector 200 Thaler. Der Rector hat auch die Aufsicht über die Schulen, und muß jährlich einigemal visitiren. Diese Schulen sind in einem Hause, und haben 6 Classen. Der Rector hat die 6te Classe, der Cantor die 5te, der Schulmeister die 4te, der Organist die 3te, der Schulmeister die 2te, und der Schulmeister die 1ste Classe. Die Kinder lernen daselbst lesen, schreiben, rechnen, singen, und die Anfangsgründe der Religion. Es ist nicht viel, wenn man bedenkt, daß die Kinder 6 Jahre darinnen sind, und daß sie in der 6ten Classe noch sind. Und zwar insbesondere, daß sie in der 6ten Classe lesen, und die Anfangsgründe der Religion lernen, in der 5ten Classe lesen, schreiben, und die Anfangsgründe der Religion, in der 4ten Classe lesen, schreiben, rechnen, und die Anfangsgründe der Religion, in der 3ten Classe lesen, schreiben, rechnen, singen, und die Anfangsgründe der Religion, in der 2ten Classe lesen, schreiben, rechnen, singen, und die Anfangsgründe der Religion, in der 1sten Classe lesen, schreiben, rechnen, singen, und die Anfangsgründe der Religion.

Nr. 19. In der Kapelle des Kostens. Darinn sind Kapellen? Eine verfallene Kapelle, und eine Kapelle in dem alten Hofe. Sonst ist daselbst keine in Kosten, als die Kapelle in meiner Pfarrkirche.

Nr. 20. Kosten, wenn aber weiters Schule? Ja, Kosten hat eine Schule. Der Schulmeister hat 50 Thaler jährlich. Er hat auch die Aufsicht über die Schulen, und ist der Rector. Diese Schule ist in einem Hause, und hat 6 Classen. Der Rector hat die 6te Classe, der Schulmeister die 5te, die Schulgehilfen die 4te, 3te, 2te und 1ste Classe.

weiser Männer kennen lernen. Dieß ist Horazens Lehre, und die Lehre der gesunden Vernunft.

Wer gelernt hat, was Vaterland und was Freundschaft erfodert,
Wie man Aeltern lieben muß, wie den Bruder und Gastfreund,
Was des Richters Amt und die Pflicht des Rathes erheischet,
Oder des Feldherrn, der Heere zum Kriege führen soll: der wird
Sicher jeder Person die gebührenden Sitten ertheilen.

Dichtkunst, V. 312—316.

V. 43. Den verlornen Menander.) Dieser Griechische Dichter, von dessen zahlreichen Komödien uns nur wenige Bruchstücke übrig geblieben sind, und dessen Nachahmer Terenz gewesen ist, wußte, daß der Ausdruck von selbst kömmt, wenn man erst Gedanken gesammelt und in Ordnung gebracht hat. So bald er dieses gethan hatte, pflegte er zu sagen: Mein Stück ist fertig. Er bekam nur achtmahl den Preis, ob er ihn gleich weit öfter verdienet haben soll.

V. 44. Der Brittischen Dichter wahre Sitten und rührende Scenen.) Die Sitten der Englischen Komödien sind nicht bloß Theatersitten, die ein Poet von dem andern abschreibt, sondern sind nach dem Leben gezeichnet; und die Tragödien der Engländer sind die rührendsten unter allen.

V. 46. Werden neue Wege sich öffnen, den Geist und das Auge zu vergnügen.) Zu den neuen Wegen Geist und Auge zu vergnügen, gehören auch Pantomimenspiele von ernsthafter und lustiger Art, die Zusammenhang, Verstand, Mannigfaltigkeit, und Deutlichkeit besitzen.

Ramler.

2.

Ueber die frühe Beerdigung der Juden. *)

Ein Brief aus Prag an die Herausgeber, nebst einigen Urkunden.

Ich schikke Ew. Wohlgebohren beigehend zwei vidimirte Abschriften Landesherrlicher Verordnungen, die Beerdigung der Juden betreffend; zufolge welchen dem Landrabbiner zu Prag, bei schwerer Verantwortung und Strafe, aufgegeben wird: "keinen Verstorbenen eher als nach "Verlauf von 48 Stunden beerdigen zu lassen." — Ich bin es von Ew. W. Willfährigkeit überzeugt, daß Sie diesen Verordnungen und gegenwärtigem Briefe, durch Einrükkung in Ihre beliebte Monatsschrift, diejenige Publizität verschaffen werden, die diese die Menschheit interessirende Sache verdient.

*) Dieser wichtige Gegenstand ist schon einmal in der B Monatsschr. (1785, Febr. S. 108, f.), vom Herrn Oberkonsistorialrath Büsching, mit der Wärme und dem Nachdruk, welche er verdient, behandelt worden. — Gegenwärtiger, durch Herrn David Friedländer hieselbst uns zugekommener, Aufsatz ist um desto merkwürdiger, da er nicht nur die Meinungen jüdischer Gelehrten selbst, sondern auch landesherrliche Verordnungen über diese Sache, beibringt. Die Herausg.

Dem Ewigen sei es gedankt, daß der alte verjährte und grobe Mißbrauch, die Todten am Tage ihres Abscheidens unter die Erde zu bringen, endlich bei meinen Glaubensgenossen in unsern Landen nun auf immer abgeschaft ist! Meine aufgeklärten Mitbrüder erkennen diese landesväterliche Sorgfalt für unser Bestes mit Dank. Es ist ein neuer Sieg über ein altes Gefühl-empörendes Vorurtheil; so wie es uns ein neuer Beweis der väterlichen Huld unsers Erhabenen Monarchen und Seiner weisen Räthe ist. — Wahr ist es, dieser erfochtene Sieg ist nicht von der edlern Art; er ist nicht mit überzeugenden Gründen, sondern mit Gewalt, von der einen, und nicht ohne einige Widersetzlichkeit von der andern Seite, erlangt worden. Allein das zu überwindende Vorurtheil war auch von der unedelsten und schädlichsten Art, das, ohne allen Zeitverlust und ohne alle Rükſicht, mit Stumpf und Stiel ausgerottet werden mußte. Wer weiß es sonst nicht, daß es religiöse Vorurtheile giebt, die dem Menschenfreund heilig sind, und die er nur mit der äußersten Behutsamkeit, so wie mit der weisesten Mäßigung, anzugreifen wagen wird? Wer weiß es nicht, daß auf diesem Dornstrauch Vorurtheil manche Rose wächst, die des Sittenverbesserers Schonung, wo nicht Wartung, verdient! Wenn aber das Vorurtheil von so verderbter Natur ist, daß es geradezu die menschliche Glükseligkeit und

Sicher-

Sicherheit untergräbt; wenn man im voraus einsehen kann, daß es auch in der entferntesten Rücksicht keinen wohlthätigen Einfluß auf dieselbe haben wird; mit einem Wort, wenn es von der Art ist, als das wohlschnelle Beerdigen bei meinen Glaubensgenossen: wer segnet da nicht die landesherrliche Macht, die diesem Greuel ein Ende schafft? Wer segnet nicht unsern erhabenen Menschenfreund, den Kaiser — der, wie Saladin*), „lieber Gottes Gärtner wäre" — dafür, daß durch Sein weises Gubernium dieses Unkraut ausgerottet worden, und in unsern Landen nicht wieder Wurzel fassen und schädlich werden kann?

Ich würde mich glücklich schätzen, wenn diese Verordnungen und gegenwärtiger Brief die Aufmerksamkeit Ihrer hohen Obrigkeit erregen und sie veranlassen möchte, die Gemeinden meiner Mitbrüder in den Preußischen Staaten, allenfalls durch landesherrlichen Befehl, zu ihrem wahren Besten zu zwingen: daß auch bei ihnen dieser empörende Mißbrauch abgeschafft werde, und sie sich einer gottseligen und vernünftigen Verfügung unterwerfen. Ich sehe es um so vielmehr als meine Pflicht an, diesen Dienst vorzüglich meinen Mitbrüdern in den Preußischen Staaten zu erzeigen, da wir eben ihnen die gegenwärtige Verordnung zu verdanken haben. Die Sache ist nehmlich bei uns

durch

*) In Nathan dem Weisen.

durch eine hebräische Denkschrift, die zu Königsberg in Preußen erschien, rege geworden und zur Sprache gekommen. Es wird Ihnen, Wohlgeborne Herren! nicht unangenehm sein, das Detail davon zu vernehmen. Dieses Detail kann auf der einen Seite dazu dienen, allen den Einwürfen im Voraus zu begegnen, die ängstliche Anhänglichkeit an alten hergebrachten Gebräuchen und Gewohnheiten dagegen erheben könnte; so wie auf der andern Seite, den frommen und besser gesinnten Theil meiner Nation zu überzeugen, daß es nicht allein nicht wider unsre Gesetze, sondern vielmehr ganz den Sitten unserer ältesten Vorfahren gemäß ist, die Verstorbenen nach ihrem Verlangen eine zeitlang unbegraben, und durch bestellte Wächter bewachen zu lassen. Und in dieser Rücksicht stehe ich nicht an, es Ihnen, meine Herrn, nach der strengsten Wahrheit mitzutheilen.

Schon im Jahr 1772 erging in den Herzogthümern Mecklenburg-Schwerinischen Landen an die sämmtlichen dortigen Schutzjuden, wie beigefügtes abschriftliches Reskript nachweiset, der Befehl: „sich „der frühen Beerdigung zu enthalten, und die „Todten wenigstens drei Tage unbegraben zu „lassen.“ — Die Aeltesten zu Schwerin schrieben darauf, in Gemeinschaft mit ihrem Rabbi, an den seligen Herrn Moses Mendelssohn nach Berlin; und beschworen ihn auf das dringendste: seine

Bered-

Wasserkunst an die Reihe kam, so gewann es, wie das Gerücht sagte, die Freundschaft der Prinzessin sehr. Ob der Herr also mit seinem Wasserwerke, oder mit seiner Freundschaft mehr prahle, ist hier nicht zu untersuchen. Genug, er hat es, wie gesagt, mit seinem Wasserwerke weit gebracht, und es ist ein Vergnügen, sich in seinem Garten zu befinden. Der Platz, worauf es steht, ist nicht groß, aber er ist mit Geschmack angelegt. Man kann sich in ihm ergehen, wie man will, und findet überall Abwechslung. Die Gänge sind mit Bäumen, Hecken und Gebüschen so gut besetzt, daß man sich vor der Sonne, vor Regen und vor Wind verbergen kann. Die Gänge sind mit Sand bestreuet, und haben, wo es nöthig ist, Treppen. Die Bäume, Hecken und Gebüsche sind so gut gewählt, daß man sich in einem Garten befindet, wenn man in den Gängen ist, und daß man sich in einem Walde befindet, wenn man außer den Gängen ist. Die Bäume, Hecken und Gebüsche sind so gut gepflanzt, daß man sie in der That bequem gebrauchen kann, um sich vor der Sonne, vor Regen und vor Wind zu verbergen. Die Gänge sind mit Sand bestreuet, und haben, wo es nöthig ist, Treppen. Die Bäume, Hecken und Gebüsche sind so gut gewählt, daß man sich in einem Garten befindet, wenn man in den Gängen ist, und daß man sich in einem Walde befindet, wenn man außer den Gängen ist. Die Bäume, Hecken und Gebüsche sind so gut gepflanzt, daß man sie in der That bequem gebrauchen kann, um sich vor der Sonne, vor Regen und vor Wind zu verbergen.

Sache im Meklenburgiſchen ſich geendigt hat. Vermuthlich iſts beim lieben Alten geblieben.

Indeſſen wurde im Jahre 1785, nach dem Tode des hamburger Theologen, die darüber geführte Korreſpondenz in dem Sammler (die oben erwähnte beliebte hebräiſche Monatsſchrift, von der überhaupt für meine Mitbrüder viel Gutes zu erwarten ſtehet) eingerükt*), und dadurch allgemein bekannt. Ein junger hieſiger Gelehrte excerpirte die Gründe wieder die frühe Beerdigung aus den Mendelsſohnſchen Briefen; und das Gubernium, dem die Gründe einleuchteten, ward veranlaßt, die Schrift dem hieſigen Landrabbiner zur Beantwortung vorzulegen. Wie dieſe Beantwortung ausgefallen, werden Sie W. H.! am beſten aus dem Eingange der erſten Verordnung unſers Erlauchten Guberniums zu erſehen belieben. Als nun aber daſſelbe in dieſer Verordnung den Befehl erließ, keinen Verſtorbenen eher als nach Verlauf von 48 Stunden zur Erde zu beſtatten; ſo wurde abermals von Seiten des Oberrabbiners die Einwendung gemacht: daß die Judenſtadt zu klein und zu eng ſei, als daß, wenn man die Verſtorbenen ſo lange im Hauſe behalten möchte, bis ſie in Fäulniß übergingen, dieſes nicht anſtekkende Krankheiten nach ſich ziehen, und gefährlich wer-

den

*) Der Sammler, IIter Jahrgang, 3tes Quartal, 1785, S. 170, f.

ses stelle. Der zwei Gedanken begegnen oder auch beides. Einmal kann der ganze Satz so Genus Verbum sein. Es ist ein Gedanke über einen Gedanken. Oder es kann nur das Prädikat so sein. Es ist ein Gedanke über einen Gedanken.

Es entsteht nun zunächst die Frage, welche Sätze Gedanken über Gedanken sind. Und zwar meine Antwort darauf kann vorläufig nicht, sie kann erst nach einer und einer Reihe von Einzelbetrachtungen aus den Sätzen selbst heraus. Ich sage, daß sich mehrere Klassen von Sätzen finden, die Genus Verbum sind, daß Gedanken über Gedanken sind, und daß sich diese Klassen durch Analyse und Vergleichung der Sätze, die sie enthalten, herausheben. Ich werde nun zu solchen Betrachtungen, die sich mehreren Sätzen gleichmäßig anschließen, übergehen. Auch in diesen Betrachtungen, wie in den vorhergehenden Einzelnen werden wir, so Gott will, so wollen, uns Gelegenheit finden, über diese Einzelnen, und die vorgehende Reihe, noch Einiges anzumerken.

Zu den Betrachtungen gehörigen Sätzen.

Dies, den 11. Januar 1797.

Fichte.

I.

Reskript

an die sämmtlichen Schutzjuden in den Herzogl. Meklenburgischen Landen, die Beerdigung ihrer Todten betreffend.

Friederich von Gottes Gnaden Herzog zu Meklenburg, Fürst zu Wenden, Schwerin und Ratzeburg, u. s. w. u. s. w.

Wir fügen Euch, den sämmtlichen Schutzjuden in Unsern Herzoglichen Fürstenthümern und Landen, hierdurch zu wissen: was massen der unter Euch mehrentheils beobachtet werdende Gebrauch, die Todten keine Nacht in dem Sterbehause zu lassen, sondern sie gleich am Tage ihres Absterbens zu beerdigen, sehr oft die Folge haben könne, daß eine nur in einer schweren Ohnmacht, oder durch andere Zufälle verursachten Unempfindlichkeit liegende Person, als wirklich verstorben angesehen, und also gewisser massen lebendig begraben werde.

Da eine so eilfertige Beerdigung der Todten gleichwohl zu Euren Glaubensgesetzen nicht gehört; so werdet Ihr, nach Unserer hiebei auf Euer eignes Beste und auf Eure eigne Lebenssicherheit gerichteten höchsten Absicht, hiedurch samt und sonders befehligt; Euch solcher frühen Beerdigung

Künf-

künftig zu enthalten, und von nun an Eure Todten wenigstens drei Tage unbegraben zu lassen. Wonach ihr Euch zu achten habet. Datum auf Unserer Festung Schwerin, den 30sten April 1772.

II.

Schreiben des Herrn Moses Mendelssohn.

An die achtbare Gemeinde zu Schwerin.

Ihre angenehme Zuschrift vom vergangenen Monat habe ich wohl erhalten. Ich ersehe daraus, daß Ihr Landesherr Ihnen befohlen, die Todten drei Tage aufzubewahren, ehe Sie sie unter die Erde bringen lassen. Sie, Meine Herren! scheinen darüber so bekümmert und gekränkt zu sein, als wenn der Landesherr Sie zwingen wollen, die Religion unserer Väter zu verlassen, oder ein mosaisches Gesetz, oder doch wenigstens eine Vorbauungsregel der Rabbinen, zu übertreten. Ich gestehe gern meine Unwissenheit, daß ich das nicht einsehe, und die Ursache zu den großen Anstalten, die Sie dawider treffen wollen, nicht begreifen kann. Ob ich nun schon weiß, daß Ihr Rabbi selbst ein Gesetzgelehrter ist, und auch mit Gesetzlehrern hinlänglich umgegangen ist, um selbst diese Sache zu entscheiden: so will ich doch nicht unterlassen, Ihnen meine Meinung darüber zu eröffnen. Wenn ich irre, nehme ich Zurechtweisung gern an. Nach meinem Dafürhalten also, liegt in der Folge-

leistung dieses landesherrlichen Befehls nicht die mindeste Gesetzübertretung, wie Sie zu finden vermeinen.

Unsere Weisen lehren zwar, daß derjenige, der einen Todten bei sich übernachten läßt, ein verneinendes Gesetz*) übertritt. Allein, diese Lehrer erlauben doch auch das Uebernachten des Todten, wenn es zur Ehre des Verstorbenen geschieht, oder wenn es der Zeit bedarf, um für ihn Sarg und Sterbekleider, oder wehklagende Weiber, die die Bahre begleiten sollen**), holen zu lassen, oder es seinen Verwandten und in den großen Städten bekannt zu machen. (Siehe Jore Dea, §. 357). Haben sie nun das Uebernachten des Todten um solcher geringfügigen Ursachen halber nachgegeben; um wie viel weniger darf er weggeschafft werden, wenn der entfernteste Zweifel vorhanden ist, daß er noch zu sich kommen und wieder aufleben könne? Ist es doch fundamental bei uns, daß kein Gesetz statt findet, wo Lebensgefahr dabei obwaltet!

Wenn indeß unsere Lehrer die Besorgniß, daß der Abgeschiedene wieder aufleben könne, nicht mit unter den das Begräbniß aufschiebenden Ursachen angeführt haben, so muß uns das nicht wundern. Denn

*) Ein verneinendes Gesetz ist ein Gesetz, das etwas zu unterlassen befiehlt.

**) Eine morgenländische Sitte, die jedoch im Judenthum so unwesentlich ist, daß sie schon längst unter uns abgestellt worden.

Denn der Fall: jemand lebendig zu begraben, konnte bei ihnen nie eintreten, war ganz unmöglich. Sie setzten nehmlich ihre Verstorbenen in unterirdischen Höhlen und Gewölben bei, und ließen sie da drei Tage bewahren, um zu sehen ob sie noch lebten, oder etwa wieder erwacht wären. So heißt es ausdrücklich in dem Traktat Smachoth: „Auf dem Begräbnißort bewacht man „die Todten 3 Tage, ohne zu besorgen, daß man „dadurch den Sitten der Emoriter nachahme. Einst „bewachte man einen vermeintem Todten der wie„der auflebte, und erst nach 25 Jahren wirklich „starb. Auch von einem andern weiß man, daß „er wieder zu sich kam, hernach fünf Kinder „zeugte, und alsdann erst starb.“ — Auf diese Weise konnten unsre Gesetzlehrer wohl verordnen, daß, wer mit der Wegschaffung des Abgeschiedenen aus dem Hause eilt, lobenswerth sei, da bei ihnen nicht die mindeste Gefahr vorhanden war. Wir aber, die wir unsere Todten auf eine Art bestatten, die keine Bewachung zuläßt, müssen sie freilich so lange unbeerdigt lassen, bis wir von ihrem wirklichen Ableben die überzeugendsten Beweise haben. Wenn uns der Fall begegnete, daß wir hinterher, und wenn es schon zu spät ist, das Wiederaufleben eines vermeintem Todten (dessen Möglichkeit uns doch die angeführte Stelle beweiset) erführen; womit könnten wir unsre Sorglosigkeit verantworten?

Ein bewährtes Kennzeichen eines wirklich erfolgten Todes giebt es, nach dem einstimmigen Zeugniß der weisesten Aerzte, nicht. Der Mensch kann oft in eine solche Ohnmacht versinken, daß Pulsschlag und Athemholen gänzlich mangeln, so daß die Umstehenden ihn für todt halten, ob schon er demungeachtet noch lebt; und man muß also durchaus warten, bis der Körper wirklich zur Verwesung übergegangen, um vor dessen Nichtwiederaufleben sicher zu sein. Daß unsere Gesetzlehrer hierin mit den Aerzten einerlei Meinung gewesen, erhellet nicht nur aus dem schon oben angeführten, wo sie ausdrüklich Fälle erzählen, da man vermeinte Todte in den Gewölben beigesetzt, die hernach aufgelebt sind; sondern auch aus folgender Stelle des Talmuds.*) — — —

Ich sende Ihnen also beiliegend ein Schema zu einer Vorstellung**), die Sie meines Bedünkens Ihrem Landesherrn zu überreichen hätten. Wahrscheinlicher Weise wird Er mit dem Vorschlag zufrieden sein; und jeder Sterbliche wird dadurch in Frieden zu seinen Vätern versammelt werden. Sollte aber der Landesherr auf Seinen Befehl bestehen: so können Sie nichts bessers thun, als nach dem

*) Die ich unübersetzt lasse, weil sie ohne genaue Kenntniß unserer Zeremonialgesetze doch immer unverständlich bliebe.

**) Abschrift dieser Vorstellung ist nicht vorhanden.

dem Beispiel unserer Vorfahren auf Ihrem Begräbnißplatz ein Gewölbe bauen, wo die Abgeschiedenen nach hergebrachter Sitte können gereinigt, drei Tage lang bewacht, und alsdann erst begraben werden. Dieses zu thun, ist nach meiner Meinung die Pflicht einer jeden frommen Gemeinde; nicht aber, von jenen Verordnungen, die vernünftig sind, abzugehen. Die Rabbinen unserer Zeitgenossen sollten sie dazu anhalten, und die Sache befördern.

Ich weiß zwar auch, daß Sie mir nicht folgen werden: denn die Macht der Gewohnheit ist stark, ja, vielleicht werde ich Ihnen gar als ein Irrlehrer durch meinen Vorschlag erscheinen. Immerhin! Habe ich doch mein Gewissen von der Schuld befreiet. Ich bin u. s. w.

Berlin, im Mai 1772. Moses Mendelssohn. *)

*) Zur Ehre der hiesigen Judenschaft verdient es angemerkt zu werden, daß sie bei dem Tode des Weltweisen selbst, der oben stehenden Brief schrieb, in so weit von der Gewohnheit abging, daß derselbe erst 24 Stunden nach seinem Ableben beerdigt ward. — Bekanntlich hat Ramler in seiner rührenden Kantate auf Mendelssohns Tod auch diesen Umstand benutzt.

„Begrabt ihn bald, damit er noch erwache!"
So rief man durch die Stadt.

S. Berl. Monatsschr. Junius 1786, S. 484. — Die Freunde des Seligen drangen nehmlich darauf,

III.

Erſte Verordnung des kaiſ. kön. Guberniums.

An den Prager Stadtrath.

Ueber eine wider die ſchleunige Beerdigung der verſtorbenen Juden in Vorſchein gekommene Schrift hat der hieſige Herr Oberrabbiner Jachaska Landau eine ſehr weitſchichtige, und hauptſächlich auf ihr ſehr falſch ausgedehntes Geſetz ſich gründende Vorſtellung eingebracht, welche man nach genauer Prüfung aus allerhand ſeichten, der geſunden Vernunft und der Erhaltung der Menſchen nicht angemeſſenen Anwendungen, zum Theil auch aus ſteifen Nationalvorurtheilen, und abergläubiſchen Auslegungen des Talmuds zuſammengeſetzt, mithin auch nicht ſo geartet befunden, daß man von der allgemeinen die Begräbnißzeit beſtimmenden Verordnung abweichen, und den ſchädlichen Misbrauch genehmigen ſollte.

Vielmehr iſt gedachtem Oberrabiner unvorzüglich anzudeuten: daß er keinen Verſtorbenen unter ſchwerer Verantwortung und Strafe vor Verlauf 48 Stnnden beerdigen, im nöthigen Falle

aber

rauf, daß er wenigſtens ſo lange unbeerdigt bleiben müſſe, zumal da er plötzlich und an einem Schlagfluß geſtorben. Auch bewilligte es der hieſige Oberrabbiner ſogleich ohne Widerrede, als Herr Friedländer ihn darum anſprach. B.

aber durch den Stadt- und auf dem Lande durch den Kreisphyſikus die genaueſte Unterſuchung pflegen zu laſſen habe. Endlich wird der Magiſtrat das von ihm nicht zurükgeſtellte Kommunikat abfodern, und hieher übergeben.

Ex conſilio Gubernii.

præſ. 12. Jul. 1786. Prag, d. 3. Jul. 1786.
relat. 14. Jul. 1786. Joſeph Hardy.

Kollationirt, und iſt gegenwärtige Abſchrift mit ſeinem Originali von Wort zu Wort gleichſtimmig. Prag, den 5. Dezember 1786.

Wenzel Fr. Chadoba,
(L. S.) Regiſtrator.

IV.

Zweite Verordnung des kaiſ. königl. Guberniums.

Prager Stadtrath.

Einige hauptſächlich bei den Juden ſich äuſſernde Umſtände, welche auf die nach dem allgemeinen Landesgeſetz auch ihnen vorgeſchriebene Beerdigungszeit einen wichtigen Einfluß haben, erfordern gewiſſe Maaßregeln, die man in folgende Punkte zuſammen getragen hat.

1) Muß vor allem, um der Furcht vor der Anſtekkung der bekanntermaßen ſehr eng zuſammen wohnenden Familien zu begegnen, ein eigener abgeſonderter Ort auserſehen und dazu beſtimmt

werden, die Todten gleich nach ihrem Hinscheiden bis zum Verlauf der festgesetzten 48 Stunden in Sicherheit zu bringen.

2) Kann zwar in Fällen, wo die Fäulniß eines Körpers in der Natur der Krankheit, oder aus was immer für einer andern Ursache überhand nehmen dürfte, von der Vorschrift abgewichen, und nach der Erkenntniß des ohnehin in den Prager Städten angestellten Leichenbesehers, welcher für allen Mißbrauch und die dadurch etwa entstehen mögen, den Folgen unter eigner schwerer Verantwortung zu haften hat, ein kürzerer Termin zur Beerdigung ausgemessen werden. Damit aber

3) Der bevollmächtigte Leichenbeseher in Stand gesetzt werde, die bevorstehende Gefahr einer Ansteckung zu beurtheilen; so wird unter einem sämtlichen Aerzten und Wundärzten durch die medicinische Fakultät anbefohlen, die Dauer und Beschaffenheit der Krankheit, an welcher der ihrer Besorgung sich vertrauende Patient gestorben, im Hause auf einem Zettel angemerkt zurük zu lassen. Und da es sich

4) Auch ereignen kann, daß die Beerdigung gerade an einem Sabbath, oder sonst an einem Feste vor sich gehen sollte, an welchem den Juden nicht erlaubt ist, dergleichen Verrichtungen zu vollziehen; so wird eben dieser Leichenbeseher angewiesen, den Bedacht darauf zu nehmen, ob es der Zustand des Todten zulasse, mit der Bestattung zu verzögern,

oder dieſe vielmehr zu beſchleunigen, in welchem Falle auch die Abkürzung des geſetzmäßigen Termins genehmigt wird.

5) Iſt es ganz die Sache des Magiſtrats, durch ununterbrochene Wachſamkeit die Beobachtung des Zwiſchenraums vor der Begräbniß eines Verſtorbenen zu erzielen; auf der andern Seite aber zu verhindern, daß nicht etwa durch zu ofte und unnöthige Eilung mit dem Leichnam, die wahre Abſicht verfehlt, zum wenigſten aber ſo was ohne das ausdrükliche Gutheißen des ſogenannten Viſitators zugegeben werde.

Dieſe Verordnung iſt endlich dem jüdiſchen Oberrabbiner, ſo wie den Prager Judenälteſten, auf ihre gemachte Vorſtellungen kund zu machen; den Landesdeputirten aber zu bedeuten, daß eben in Anſehung der übrigen Judenſchaft die den von ihnen angeführten Beſchwerden angemeſſenen Verhaltungsbefehle an die königl. Kreisämter erlaſſen werden.

Ex conſilio Gubernii.

præſ. 22. Aug. 1786. Prag, 14. Aug. 1786.
relat. 23. Aug. 1786. Anton Franz Hochhaus.

Kollationirt, und iſt gegenwärtige Abſchrift mit ſeinem Original gleichſtimmig. Prag, den 5. Dezember 1786.

Wenzl. Fr. Chadoba,
(L. S.) Regiſtrator.

3.

Der Ruhm.

Eine Epistel an Geßner.

Du, den die Grazie mit weichem Arm umschlingt,
Um dessen Haupt der Ruf die goldnen Flügel schwingt,
O Geßner! lehre mich nach richtigen Gesetzen
Der wägenden Vernunft den Werth des Ruhmes schätzen;
Du Stolz der Söhne Teuts! Als einst um deine Gunst
Die Muse des Gesangs, und die der Zeichnungskunst
Sich stritten—Phöbus hieß, um ihren Zwist zu schlichten,
Dich malen im Gesang, und im Gemälde dichten—
Da wars, als Hebe dir mit rosenfarbner Hand
Das Götter-Diadem um deine Schläfe wand.
Da eilte, deinen Ruhm durch den Olymp zu tragen,
Der Fama rascher Flug zuvor dem Sonnenwagen
Des feinen Galliers entzüktes Ohr verschlang
Mit dürstender Begier den himmlischen Gesang;
Des deutschen Geistes Kraft in deinem Lied zu ehren,
Mußt' er, des deutschen Geists Verächter, Deutsche lehren.

Und

Und wo die Sonne hin ins Meer des Atlas ſinkt,
Wer ſich im Tags waſcht, wer aus der Themſe trinkt,
Die weiche Römerinn, und Moſkaus rohe Söhne,
Ergözt der Zauberklang noch nie gehörter Töne.
Sprich Freund! wie war dir da? An Seeligkeiten reich,
Warſt du in deinem Sinn nicht ſelbſt den Göttern gleich?
Schien dir am Himmel jezt nicht freudigerdie Sonne?
Nicht traulicher der Mond? Und laſeſt du nicht Wonne
Am Baum auf jedem Blatt; und war der kühle Wald
Dir nicht noch kühlender? — Allein, nicht wahr?
nun bald
War nichts von Wonne mehr auf keinem Blatt zu leſen,
War Sonne, Mond und Wald, was ſie zuvor geweſen.
So iſts: des falſchen Glüks betrügeriſcher Schein
Nimmt oft, doch lange nie, den Weiſen ſelber ein.
Wie wer durch Kunſt von Wachs verſchiedne Früchte machet,
Den Klugen oft berükt, der ſeiner Täuſchung lachet;
Das Kind beharrt, und ob der hohle Apfel brichr,
Fühlt es den Irrthum wohl und glaubt ihn dennoch nicht.

So mag dich immerhin der Pöbel glüklich schätzen,
Wenn Wandrer ohne Zahl dir Thür und Thor besetzen;
Wenn manches Blatt dich als der Musen Liebling preißt,
Und dir nur schlechter sagt, was du schon besser weißt.
Ja wol ein seltnes Glük: berühmt zu sein! Ich wette,
Wenn zwischen dir und mir ich auszuwählen hätte,
So tauschte — lächle nur! — ich armer kleiner Wicht
Wol meinen kleinen Ruhm um deinen großen nicht.
Wahr ists, für Hunderte, die bald in stolzen Wagen,
Um dich zu sehn, und bald auf schnellen Rossen jagen,
Kehrt etwa Einer nur zu Fuße bei mir ein.
Recht gut! der schlechtesten wirds wol nicht einer seyn.
Mein Thun und Name drang nie zu des Pöbels Ohren:
Dich kennt und liest und sucht, was hoch und tief gebohren.
Von dummem Stolze wird mein Hüttchen nie gedrängt,
Und wer mich sucht, der giebt so viel, als er empfängt.
Dich glaubt, was lesen kann — warum nicht? — zu verstehen;
Und wer es glaubt, der hält sich würdig, dich zu sehen.
Weißt du, daß jener Narr, der in dem Sessel gähnt,
Durch den Besuch dich mehr, als sich zu ehren wähnt?

Die

Die Fräulein, die ſich ihm zur Seite ziert und windet,
Mißt dich und deine Frau mit gnädgem Blik, und findet
Dich gut, und Sie geſcheut genug; nur Eines iſt
Ihr nicht ſo recht — daß du nicht Herr von Geßner biſt.
Wird aber einſt, um dich ein wenig zu vexieren,
Der Zufall den Marquis und Graf zuſammenführen,
Dann treibt ein innrer Zug den Gek dem Gekken zu;
Dann hat der weiſe Mann vor beiden gute Ruh.
Der neugereifte Prinz wird nun von tauſend Dingen
Dem Franzmann, was er kann, mit deutſchem Schnabel ſingen.

Te Mouſſié te la Rif, qui fait in pon actêr,
Et te Mouſié Linguet, qui a in méchant quêr.
Ti Tic, te la Tiehefs, te la Reine, et tés Princes,
Ti pon ton te Paris, ti mauvais tes provinces.

Dies alles ſei dir nun ein deutlicher Beweis,
Daß er Franzöſiſch ſpricht, und ſein zu leben weiß.
Wofür ſonſt kam er auch zu dir herbeigefahren?
Er hat dich ja geſehn, kennt dich mit Haut und Haaren;
Herr Geſſner, weiß er, ſei ein Mann, der wenig ſpricht,
Und ſeine Naſe trag er mitten im Geſicht.

Jedoch

Jedoch Geduld! wer sich nur so bei dir benommen,
Bei dem bist du davon wolfeilen Kaufs gekommen.
Allein, wenn bald dein Lied ein butterweiches Kind
Mit Glossen kommentirt, die süß wie Manna sind;
Wenn in die Zauberwelt, die uns dein Pinsel schaffet,
Ein fader Süßling oft, und oft ein Schwätzer gaffet,
Da würd' ich wahrlich nicht — du magst es mir
verzeihn —
Für deiner Muse Gunst, dir meine Ohren leihn.
Der kleine schlaue Schelm, der mit dem Ziegenbeine
Und mit dem spitzen Ohr, dein Freund, und auch
der meine,
Der im Gebüsche laurt, und gern ein wenig lacht,
Und gerne Sprünge, doch nicht Affensprünge, macht,
Sich aus dem Schlauch zum Tanz, zum Schwindel
nie, berauschet,
Hat euch von hintenzu oft ungesehn belauschet.
Nicht wahr? da giebts für dich zu lächeln überviel.
Der lobt ein Schnekkenhaus, der einen Blumenstiel
Und an der Nymphe dort gefällt im kühlen Bade,
Dem einen ihr Gewand, dem andern ihre Wade.
Doch wer en connoisseur dich recht zu schätzen weiß,

Der

Der lobet den Effekt, und rühmt des Künstlers Fleiß;
Bewundert den Detal im Baum und in der Blume:
Spricht viel vom Klairobscur, vom Stil, und vom
Kostume,
Von Ton, und Kolorit, und Haltung, und Kontrast,
Und was im Sulzer du sonst mehr zu finden hast;
Und laurt, daß ihm von dir ein stilles Lächeln sage,
Wie sehr dir, guter Mann, sein Kennerlob behage.
Ja wol ein Kennerlob, das jeden Pinsler ehrt!
Und hast du denn von ihm gelobt zu sein begehrt?
Den Geist, der in dein Blatt den Götterodem hauchet,
Es in das Rosenlicht der griechschen Sonne tauchet,
Hat den sein Kenneraug gesehn?— Ach dieser Geist
Ist weder blau noch grün, und läßt sich, wie du weißt,
Von jedem Gekken nicht so bei der Nase fangen.
Wer diesen Geist erblikt, wird der am Körper hangen?

Ob auch ein guter Geist einmal den seltnen Mann
Zu deiner Thüre führt, deß Lob dich kitzeln kann;
Für diesen seltnen Mann bedienen hundert Thoren
Vollauf mit Ekel dich, und foltern dir die Ohren.
Fleuch in die Wildniß hin, wo deine Sile rauscht
Und rings ein frischer Wind im Tannenwipfel sauft;

Auch

Auch da findt dich der Sohn der ungestümen Britten,
Und kömmt auf müdem Gaul durch Strauch und Strom geritten.
Bald treibet Belzebub in deine stille Ruh
Paket' und Briefe dir auf sieben Posten zu.
Ein strenger Junker wünscht, so schreibt er im Vertrauen,
Sich einen Gänsestall nach deinem Plan zu bauen.
In Versen schikt dir hier ein Bruder in Apoll,
Den trauten Gruß zuvor, zweimal sechs Bogen voll.
Verheißt, wenn du befiehlst, von seinen eignen Händen
Gemacht, fünfmal so viel mit erster Post zu senden.
Dort stekt sub rosa dir ein junges holdes Kind,
Daß deine Schriften halt ihr liebstes Büchlein sind;
Daß sie den Daphnis küßt, und immer die Idyllen
Bei Tage mit ihr gehn, und sie im Bette trillen.

So quält dich immerfort dein Ruhm, und nirgends hast
Du hochbeglükter Mann, vor deinem Glükke Rast.
Doch welcher Sterbliche ist frei von aller Plage?
Hält deinem Uebel denn dein Gutes nicht die Wage?
Zwar drükt dein Ruhm dich oft: doch weil du Geßner bist,

Und

Und ganz Europa dich in sieben Sprachen liest,
Wird Jung und Alt, wohin du kömmst, um deinen Wagen
Gedrängt Hosanna schrein, die Köpfe sich zerschlagen. —
Die große Königslust, sagst du, ich danke schön! —
Sei'ruhig, Freund! laß sich die Räder immer drehn.
Kenn ich den Pöbel recht, so werden seine Haufen
Nach Cagliostro's mehr als deinem Wagen laufen.

Siehst du den Militär, der sich wie Mavors trägt,
Beim Schlagbaum Wache hält, und nach dem Namen frägt.
„Herr Gessner ist's, — Ganz gut! und was Ihr Thun und Treiben? —
„Ein bischen Zeichnen, und auch wol ein bischen Schreiben."
„Was schreiben Sie mein Herr? — Was frommen Seelen nützt. —"
„Parbleu," so sagt dein Freund, der dir zur Seite sitzt,
„Sie lesen doch wol deutsch, und kennen die Idyllen?" Der

Der Held bedekt sein Haupt, und fragt: was denn für Pillen?

So ists: der Pöbel liebt und sucht den Charlatan,
Und wer bescheiden ist, wird nie Jan Hagels Mann.
Und desto besser! — Doch in deinem Vaterlande
Nicht kennen dein Verdienst, wär jedem Bürger Schande,
Es ehren, jedem Lust. Da wird, ich wette fast,
Der reiche Wechsler dir, was du vonnöthen hast,
Der arme Handwerksmann umsonst mit eignen Händen
Dir thun; was du bedarfst, in Hof und Küche senden. —

Ja wol! für baares Geld wird der und dieser dein
Ergebner Diener, so als wie der meine, sein.
Stieß er im Bükling auch die Nase zu den Steinen,
Den Rathsherrn wird er wohl, und nicht den Dichter meinen.

So viel begreif ich gut: des reichen Kaufmanns Sohn,
Der Frankreichs Sitte kennt, ein Mann vom besten Ton,
Wird immer, um durch dich ein wenig zu brilliren,
Wenn Freunde von Paris und Genf bei ihm soupiren,

Wofern

Wofern es dir beliebt, mit Speis' und auch mit Trank
Dir gerne gütlich thun. Doch fehlt dirs, Gott sei Dank!
Nun daran eben nicht; noch hast du's je vonnöthen,
Für deinen Leib den Geist durch Langeweil zu tödten.

In deinen Lobgesang, auch dieses laß ich sein,
Stimmt mancher Ehrenmann mit vollen Backen ein.
„Ja, ja, Herr Geßner ist ein Mann, der macht uns Ehre;
„Auch wenn er weiter nichts, als nur ein Bürger wäre.
„Zu machen, daß man euch in Ost und Westen kennt,
„Um euch zu sehn herbei aus jedem Winkel rennt;
„Daß Grafen nach euch gehn und euch Marquise küssen,
„Müßt ihr schon etwas mehr, als alle Tage, wissen."
Darauf betheurt er hoch, daß du zu dieser Frist
An Erudition ein wahres Monstrum bist.
Doch kömmt er erst nach Haus: er wird, was soll es gelten?
Bald' auf den Wahn der Welt und ihre Blindheit schelten.
"Hm!" spricht er zu sich selbst, und schlägt auf seinen Bauch:

„ Er ist vom kleinen Rath — nun gut! das bin ich auch.
„ Er schreibt ein reines Deutsch — ich spreche desto besser.
„ Er ist als Bellettrist — und ich als Staatsmann grösser.
„ Mir liegt es hier im Kopf — ihm stekt es in der Hand.
„ Er hat ein wenig Witz — ich habe mehr Verstand.
„ Ist er ein Theokrit — so bin ich Aristides
„ Den Flizflatz kenn' ich nicht, und liebe was solides.
„ Häuft er den Fiskus an? dient er der Polizei?
„ Und was gewinnt der Staat, die Kirche was dabei?"
So wird die Dummheit stets, was sie nicht kennet, tadeln,
Und am verkannten Werth selbst ihren Unwerth adeln.

Allein, damit ich einst des Zieles eingedenk,
Aus ofner See den Kahn zum nahen Ufer lenk,
Es wird das hohe Glük, das tausende beneiden,
Die Summe deines Ruhms sich in zwo Hälften scheiden.
Die eine Hälfte giebt dir weder warm noch kalt;
Die andre Hälfte macht dich vor den Jahren alt.

Und dennoch wird dein Glük, o Freund! kein Narr dir rauben:
Dein Glük und Ruhm ist nicht, was sonst die Thoren glauben. —

Daß dich die Phantaſie aus ihrem Becher tränkt,
Und göttliche Gefühl' in deinen Buſen ſenkt;
Dich in Elyſiums beglükte Thäler leitet,
Wo ſanft der klare Quell durch Roſenbüſche gleitet,
Wo grünender die Flur, der Himmel reiner iſt,
Und ſilberner der Mond, — kurz, daß du Geßner biſt:
Dieß, Geßner, iſt dein Glük, das du in dir nur findeſt!
Daß du, doch ohne Stolz, den eignen Werth empfindeſt,
Den dir des Edlen Hand und Blik verbürgen mag,
Den Neid beneiden will und doch es nicht vermag:
Dieß, Geßner, iſt dein Ruhm! — Das Loben oder
Schelten
Der Thoren mag gleich viel zu deinem Ruhme gelten.

Helvetien. — — —

4.

Vorlesung

in der feierlichen Versammlung der Akademie am 25sten Januar 1787.

Durchlauchtigste Prinzen *)
Hochzuehrende Herren,

Mein Stillschweigen würde in diesem Augenblik beredter sein als alles, was ich werde sagen können. Mein Geist ist so betroffen, mein Herz so durchdrungen von allen Gegenständen, deren Andenken ihm dieser Tag zurükruft, daß alle Beredsamkeit, wenn sie mir gleich noch so sehr zu Gebote stände, dennoch, wenn ich mich so ausdrükken darf, nicht durch die Menge und Stärke meiner Ideen und Empfindungen hindurch zu dringen vermöchte.

Doch, kann ich gleich nicht reden wie ich wünschte, so kann ich doch noch weniger schweigen; und da ich so oft meine schwache Stimme an unsern feierlichen Tagen vor Ihnen erhoben, so schmeichle ich mir, daß Sie auch heute noch, vielleicht und wahrscheinlich zum letzten mal, mir die Nachsicht und Aufmerksamkeit vergönnen werden, womit Sie mich stets beehrten.

Man

*) J. K. H. die beiden ältesten Söhne Sr. K. M., und der älteste Sohn Sr. K. H. des Prinzen Ferdinand.

Man hat wohl Urſache, das Leben einen Traum zu nennen. Die Menge und Mannigfaltigkeit der Gegenſtände, die von der Wiege bis zum Grabe vor unſern Augen vorbeigleiten, bewirken in unſrer Seele eine Reihe von Veränderungen, die denen ſehr ähnlich ſind, welche das Spiel der Fantaſie ihr im Traume verſchaft.

Zuförderſt kann man die Träume der Wachenden überhaupt in drei Klaſſen theilen: Träume des Jünglings, des Mannes, des Greiſes. Horaz und Boileau haben das Gemälde dieſer verſchiednen Alter mit allen Reizen der Dichtkunſt ausgeſchmükt. Aber außer den charakteriſtiſchen Unterſchieden derſelben giebt es oft im menſchlichen Leben gewiſſe Perioden, die die Folge einer Reihe von Lagen und Begebenheiten ſind, die für ſich eine vollſtändige und von allem vorhergehenden und nachfolgenden verſchiedne Gruppe formiren.

In dieſem Fall bin ich heute. Ich durchſchaue gleichſam mit einem Blik den ſeit dem Tage der Wiederherſtellung der Akademie verfloſſenen Zeitraum. Drei und vierzig Jahre ſind ſeitdem bis auf dieſen Tag verſchwunden, an dem ich eine neue Epoche erlebe, die man als eine zweite Wiederherſtellung betrachten kann. Aber ach! wo ſind meine damaligen Mitbrüder? Alle ſind ſie dahin, und nur ich allein bin noch übrig von allen Mitgliedern der Akademie, die die Feier jenes Tages begingen. Ich hatte keinen Grund zu glauben, daß dieſes

Glük, wenn es anders eines ist, mir aufbehalten wäre. Eine von Natur schwache Konstitution, eine seit mehr als einem halben Jahrhundert fortdaurend erschütterte Gesundheit, ließen mich bei jeder von mir verlesenen Denkschrift eher hoffen als fürchten, daß es die letzte sein würde.

Doch was rede ich von mir, und selbst von meinen Mitbrüdern, Schlachtopfern der Parze? Sie hat einen Schlag geschlagen, der jeden andern Gedanken verschlingt, und auf den man den erhabnen Ausdruk des Generallieutenant von St. Hilaire anwenden kann, der, als die Kanonkugel, durch die Türenne fiel, auch ihm einen Arm raubte, seinen über diesen Unfall in Thränen zerfließenden Sohn den zu Boden gestrekten Helden mit den Worten zeigte: Nur das, mein Sohn, das hier mußt Du beweinen.

Die Anwendung ist leicht. Der Beschützer unsrer Akademie, der sie wiederherstellte, der sie fast ein halbes Jahrhundert blühen machte — wo ist Er? Ach! Er hat gelebt. Mich dünkt, als sähen wir Ihn noch in diesem Augenblik im Kampfe begriffen mit dem letzten und furchtbarsten seiner Feinde; auch hier sehen wir ihn, wie er noch eben den unerschütterten Muth beweist, der ihn nie verließ, und wie er sich auch durch diese Art des Heroismus, der keine andre gleich kömmt, auszeichnet. Er hat nie die Grundsätze verleugnet, die er einmal

angenommen; bis zum letzten Seufzer hat er die Bahn, die er sich vorgezeichnet hatte, verfolgt.

Erwarten Sie M. H. heute vielleicht von mir seine Denkschrift? Sie ist völlig fertig: — fertig in Ihren Herzen. Wenn jeder von Ihnen in diesem Augenblik reden wollte, so bin ich überzeugt, daß aus dem, was Sie sagen würden, ein Denkmal daurender als Erz entstehen würde; ein Denkmal, dessen Ausführung meine Kräfte übersteigt.

Ein Künstler, mit Namen Stasikrates, kam nach Plutarchs Erzählung, zum Alexander, und sagte ihm: „Ich habe den Entwurf gemacht, „Deine Bildsäule aus einem immerdauernden und „unzerstörbaren Stoff zu verfertigen. Ihr Fun„dament wird ewig sein, und auf einer unzu„erschütternden Grundveste wird sie ruhn. Der „Berg Athos in Thrazien bietet durch seine Grö„ße, seine Höhe und durch die Anlage seiner Theile, „die Mittel dar, eine Bildsäule zu verfertigen, der „die Kunst eine vollkommene Aehnlichkeit mit Dir „geben kann. Mit ihren Füßen wird sie das Meer „berühren, in der einen Hand eine Stadt halten, „deren Umfang zehn Tausend Einwohner fassen „kann, und in der Andern eine Urne, aus der „sich ein nie versiegender Strom ins Meer ergießen „wird. Weg also Bronze, Elfenbein, Gold, „Malerei, Bildhauerkunst, und alles, was Zeit „und andre Verwüstungen vernichten und zerstören „können.“

Bei dieser Gelegenheit äußerte der mazedonische Held mehr Philosophie als bei andern, wo ihn ein falscher Begriff von Größe in die Thorheit eines eiteln Stolzes stürzte, eine Thorheit, von welcher der Preußische Held stets ganz frei war. Nachdem er den Stasikrates angehört, lobte er das Genie dieses Künstlers, bewunderte seinen Unternehmungsgeist, sagte aber zu ihm: „Laß den Berg „Athos, so wie er ist: es ist genug, daß er bereits „das Denkmal der Thorheit eines Fürsten ist. Der „Berg Kaukasus, das Gebirge Emodus, der Tanais, „und das kaspische Meer, werden mich hinreichend „bekannt machen. Meine Thaten werden meine „Bildsäulen sein.“

Man errichte eine Pyramide ohne allen Schmuk, und nur das einzige Wort FRIDERICO sei darauf eingegraben. Alle itzt und alle nach uns Lebende werden jeder nach seinen Fähigkeiten und seinem besondern Gesichtspunkt diese Inschrift ergänzen. Die Zunamen des Großen, des Einzigen, und alle die prunkvollen Ausdrükke, welche die Gegenstände verkleinern, indem man sie vergrößern will, sind hier vollkommen unnütz.

Der Name Friedrich wird den Patrioten an den Vater des Vaterlands erinnern, den Krieger an den größten Feldherrn unsers Jahrhunderts und vielleicht aller Jahrhunderte, den Staatsmann an den vollkommensten Meister in seiner Kunst, die Gelehrten an den, der ihren

Werth

Werth zu schätzen, und ihnen nebst dem Unterrichte das Beispiel zu geben verstand, — und uns, M. Herrn, besonders an einen Beschäfer, der mit ten unter den bedenklichsten Lagen, nie aufsahre, sein Auge auf uns zu richten, und uns mit eben der Regis zu decken, die er unbrechbrinalich gegen alle Pfeile gemacht hatte. Da er Schmeichel hafte, und den Spott verachtete, so konnte man nur seinen Beifall erhalten, wenn man mit festem Schritt auf der Bahn der Wahrheit fortging.

So großen Werth auch die Werke haben mögen, die seine Muße beschäftigten, oder die vielmehr dienten das Bedürfnis der verzehrenden Thätigkeit seines Geistes zu befriedigen; Werke die, nebst den Reizen seines Umgangs, allein hinreichend wären sein Andenken unauslöschlich zu machen; so sind doch seine eigentlichen Werke: die Vertheidigung seiner Staaten gegen Feinde, eben so sehr überlegen an Menge, als eifrig auf sein Verderben; vier ruhmvolle Friedensschlüsse nach den furchtbarsten Kriegen; seine Städte, seine Länder, bereichert mit allem, was zu ihrem Glanz und zu ihrem Glükke beitragen kann; die Gesetzgebung bis zum nächsten Grad der Vollkommenheit gebracht; die kriegerische Verfassung und die Operationen der Taktik, von allen Mächten bewundert und zum Muster gewählt; der Anwachs und die Befestigung einer Monarchie, die in weniger als einem

einem Jahrhundert durch das Zusammentreffen von vier Regierungen, wovon die vorhergehende immer der fruchtbare Keim der folgenden war, die Sehne, das Band und das Bollwerk des deutschen Staatskörpers geworden — dies, dies sind die unsterblichen Werke Friedrichs, auf dessen Altar ich zum letzten male Weihrauch duften lasse.

Unsre Enkel werden diese Pflicht für den Monarchen erfüllen, dessen Regierung eben unter den frohesten Ahndungen beginnt. Schon seh ich eine glüklliche Zukunft, in welcher der Ruhm des Preußischen Namens und das Glük aller Stände des Staats, unter dem vierten Nachfolger eines großen Kurfürsten, dessen Namen Er führt und dessen Tugenden Er besitzt, einen Zuwachs bekommen werden, der eine neue Pyramide für Friedrich Wilhelm den Zweiten zu errichten Gelegenheit geben wird.

Ich sehe selbst schon in der Ferne einen Gegenstand, auf den bereits mehrere glänzende Züge meinen Blik heften. Es ist Askanius, der seinem Vater folgt, zwar Anfangs mit ungleichen Schritten, aber doch so, daß er ihn erreicht und von unsern Urenkeln gleiche Ehrfurcht verdienet.

Die Zukunft verhüllt sich meinen Augen. Ich höre auf zu ahnden und voraus zu sagen; aber dennoch halte ich diese Orakelsprüche für weit zuverläßiger als die Weissagungen des Kalchas.

Berlin. Formey.

§.

Ueber das itzige Streiten mancher Schriftsteller, besonders Lavaters, gegen die Berliner.

Es erzeigen seit einiger Zeit mehrere Schriftsteller den Herausgebern der Berlinischen Monatsschrift, und — mit einem etwas seltsam gebrauchten Kollektivnamen — den Berlinern überhaupt, die Ehre, sie zum Gegenstand ihres Streites auszusehn, ja selbst sie in ganz fremde Streitigkeiten, worin jene Schriftsteller eben begriffen sind, hineinzuziehn. Daß Zweifel und Widerspruch, Betrachtung eines Gegenstands von allen Seiten, genaue Untersuchung der behaupteten Thatsachen, strenge Prüfung der beigebrachten Gründe, u. s. w. nützlich sind, weil nur dadurch die Wahrheit erkannt und erlangt werden kann, ist wohl ausgemacht; und wenn jenes ohne Streit nicht sein kann, nun so wollen wir auch gerne dies kleine Uebel hinnehmen, um jenes größere Gut zu gewinnen. Es ist schon an sich fast unmöglich, daß vernünftige Leute über einen Gegenstand streiten, ohne daß eine Menge Ideen dabei entwikkelt, und der Gegenstand selbst in helleres Licht gesetzt werde, so daß, wenn auch nicht die Streitenden selbst, doch wenigstens die Zuschauer ihn genauer kennen lernen. Je wichtiger daher der Gegenstand, desto interessanter der

Streit,

Streit, deſto nützlicher die Folgen. Nur, wie geſagt, ſtreite man mit Gründen, und auf eine Art, wodurch die Kenntniß der Dinge vermehrt, und der Geiſt eigner freier Unterſuchung lebendig erhalten wird!

Streitet man hingegen, ohne Gründe anzuführen, ohne die Beſchaffenheit der Umſtände genau anzugeben, ohne die Thatſachen zu erzählen und nach ihrem Zuſammenhange zu entwikkeln; ſo iſt dies wohl eine der unnützeſten und für das Publikum unwichtigſten Beſchäftigungen, wozu ein Schriftſteller ſeine Feder gebrauchen kann. Es muß daher in der That Wunder nehmen, wie neulich ein ſonſt ſehr einſichtsvoller Gelehrter in Deutſchland auf den Vorſchlag verfallen konnte: gelehrte „Streitigkeiten durch Schiedsrichter entſcheiden zu „laſſen, welche dem Publikum, mit Zurükhaltung „der Akten, nur das Reſultat ihrer Unterſuchung „bekannt zu machen hätten.“ Man ſollte vielmehr glauben, daß nur die Vorlegung der Akten von Nutzen ſein könnte; wenigſtens müßten doch alle Entſcheidungsgründe angegeben werden; das Reſultat der Entſcheidung aber könnte füglich zurükgehalten werden: denn urtheilen kann und mag und muß das Publikum ſelbſt. Es wäre überflüſſig, alles was dieſen ſonderbaren Vorſchlag unthunlich macht, aus einander zu ſetzen. Wo iſt, um nur dies Eine anzuführen, ein achtungswürdiger Gelehrter zu finden, der hart genug

nug

nug sein könnte, um der Welt öffentlich, mit Angabe des Namens der Personen, aber mit Verschweigung der nähern Umstände, in einem kurzen Urtheilsspruche zu sagen: "MM." — dieser sei nun ein apokalyptischer Seher in Zürch, oder ein sogenannter Naturalist in Berlin — "MM. "ist kindisch eitel, ist phantastisch eingebildet, "handelt höchst unüberlegt und unbesonnen, läßt "sich in die seltsamsten Hirngespinste ein, hängt "den absurdesten, der reinen Vernunft und der "bessern Religion geradezu widersprechenden "Sätzen an, ist wegen Mangel an Kraft, welche "der Schein eines auflodernden Strohfeuers "nicht ersetzen kann, wegen Mangel an Einsicht, "Studium, Kenntniß, Ueberlegung, sehr leicht "verführbar, und wird auch von den thätigen "Leuten MM." — dieses seinen nun proselytenmachende Jesuiten, oder die angeblich das Christenthum stürzenden Naturalisten — " wirklich verlei„ tet und gemißbraucht." Wer, sage ich, würde die Gehässigkeit auf sich laden wollen, dies, wenn auch wahre, Urtheil richterlich auszusprechen, ohne zu seiner eigenen Rechtfertigung die vor ihm liegenden Nachrichten und Aktenstükke bekannt zu machen, welche ihn zu der innern Ueberzeugung von der Wahrheit seines Urtheils gebracht hätten? Zu einer Zeit, wo man selbst in den politischen Begebenheiten auf Publizität dringt, wo ein ganzer Staat, wenn er einen Bürger ohne Bekannt-

kanntmachung der Gründe verdammt *), sich der freiesten Beurtheilung auswärtiger Schriftsteller bloß stellt, wo man das öffentliche Verfahren bei Kriminalprozessen in England zum Muster aufstellt, und wirklich nachzuahmen sucht, wo die Deklamationen gegen Despotismus und Geisteszwang immer lauter werden; zu eben dieser Zeit will man in der Republik der Gelehrten ein Verfahren einführen, welches der bisherigen öffentlichen Verhandlungsart ganz entgegen steht welches für den Verurtheilten noch drükkender, und für den Richter höchst lästig wäre, und wobei das Publikum um den einzigen Nutzen alles Bücherlesens, das Selbstprüfen, und Selbstdenken, käme! Sonderbar!

Den gedachten Vorschlag thut Hr. Hofrath Schlosser in einem gedrukten Briefe an Hr. Rath Leuchsenring (im Deutschen Museum, Jänner 1787, S. 22). Dieser Brief betrift Hrn Lavater, und — die Berliner. Was Herr Lavater, und noch mehr, was das Publikum, bei dem öffentlichen Ausspruche eines solchen bei verschlossenen Thüren gehaltenen Gerichts über seine Sache, gewinnen soll: ist nicht wohl einzusehn. Wahrscheinlich würde die Entscheidung dahin ausfallen: daß Lavater kein heimlicher Katholik

*) Wie z. B. Zürch bei der Verurtheilung Wasers.

tholik ist; welches aber auch Niemand behauptet hat*) Ob aber nicht manche seiner seltsamen Aeußerungen mit katholischen Ideen übereinstimmen, und der Verbreitung katholischer Ideen den Weg bahnen können: ist eine andere Frage. Sehr lehrreich würde ohne Zweifel hierüber das Urtheil der von Hrn. Schlosser vorgeschlagenen vortreflichen Männer, eines Jerusalem, eines Leß, sein; und um desto lehrreicher, weil jeder denkende Mann mit dem auktoritätvollen Ausspruche dieser Schiedsrichter die Lavaterschen Behauptungen, welche in seinen Schriften offen da liegen, selbst vergleichen

könn-

*) Zwar ist im Deutschen Museum Februar 1787 S. 186, zu lesen: man habe, wegen Lavaters seltsamer Lobpreisung des katholischen Mönchsgottesdienstes (s. Berl. Monatsschr. 1786 Oktob. S. 348, und Novemb. S. 456) Lavatern beschuldigt: er sei ein heimlicher Katholik. Und weiter hin heißt es gar: „Guter Lavater, laß dich immer „von ihnen (den protestantischen Eiferern) verkätzern! Den Joh. Huß verbrannten Katholiken des „funfzehnten Jahrhunderts; dich verfolgen Leute „des achtzehnten Jahrhunderts, und nennen sich „Protestanten.“ Die poetische Licenz, welche in diesem etwas starken Gleichniß herrscht, ist desto auffallender, da in keiner der bekannten Schriften, worauf hier gezielt sein kann, L. des wirklichen Uebertritts zur kathol. Religion beschuldigt worden ist, Joh. Huß aber, der Geschichte zufolge, wirklich verbrannt ward.

könnte. *) Ob nun Jesuiten ihn zu einem unwissenden Werkzeuge ihrer Absichten wirklich gebrauchen? darüber werden die Richter wohl nie positiv ent-

*) Eben, weil er öffentlich so viel seltsames thut und redet, hat auch wohl jeder das Recht, ihn öffentlich zu beurtheilen. Ist ihm nun die Meinung der verständigen Leute im lesenden Publikum etwas wehrt; so wird er allerdings, wenn er kann, sich rechtfertigen. Es fällt etwas auf, wenn Hr. Schlosser sagt (S. 21): "An sich ist L. „nicht schuldig, über sein Thun und Lassen Jemand, als Gott und seiner Obrigkeit und seinen Freunden, Rechenschaft zu geben." Ueberhaupt will Herr Schlosser das deutsche Publikum, an das Er doch selbst in dieser Sache durch den Abdruk seines Briefes appellirt, als sehr unbedeutend, und fast verächtlich vorstellen. Er sagt unter andern S. 8: „Er stehe dann vor Gericht, der Mann, wenn die Sache so wichtig „ist, nur sei das Publikum sein Richter nicht!" Dagegen stellt er Lavatern, als einen vom Publikum nicht wohl zu beurtheilenden Mann vor. S. 19: „Viele theologische, philosophische „Sprachkenntniß muß der haben, welcher Lavatern beurtheilen will; viele Gelehrsamkeit, „und doch noch vielen geraden Sinn; viele — „u. s. w" Man sagt, Lavater sei eitel; aber so eitel ist er wohl schwerlich, daß er nicht bei dieser Stelle selbst erröthet wäre. Sprachkenntniß, in irgend einem Fache! Vielleicht versteht aber Hr Schlosser nur die Kenntniß der freilich etwas seltsamen Lavaterschen Sprache und Terminologie in den genannten Fächern. Wie aber Gelehrsamkeit vollends mit Lavatern zusammen käme, ist schwer zu begreifen. Hr. Schlosser würde ihn doch wohl selbst nicht im Ernst bei seinen

entscheiden; Hr. Schlosser möchte denn ein Mittel wissen, die Jesuiten zu vermögen, daß auch sie ihre Papiere vorlegten. Bis dahin wird man sich mit Wahrscheinlichkeiten behelfen müssen; aber mich dünkt, daß eben die Angabe dieser wahrscheinlichen Umstände lehrreich für das Publikum ist. Es kann zur Warnung wichtig sein, bloß zu wissen, ob ein protestantischer Prediger den Katholiken anhängt; belehrender ist es aber sicherlich, zu erfahren, durch welche Vorstellungsarten er sich der alleinseligmachenden und allein Wunderthuenden Kirche näherte, und durch welche Wege Jesuiten an ihn zu kommen suchten? Es ist — um nur Eines anzuführen — wenn man nicht ungerecht sein will, die bei dieser Gelegenheit gemachte Entdekkung des seltsamen Instituts der Zirkelbriefe sehr wichtig zu nen-

 nen,

nen Ideen über das römische Recht, seinen Aufsätzen über die Weltgeschichte, seinem englisch geschriebenen Gedichte, und vollends bei seinen Uebersetzungen aus dem Griechischen, als einen gelehrten Kenner der Geschichte und der Politik und der Sprachen, um Rath gefragt haben? — Es ist übrigens Lavaters Gelehrsamkeit neulich ein kleines Unglük begegnet: daß er nemlich den Superintendent Demarees, der in der Chronologie und im Hebräischlesen nicht weit gekommen ist (s. Tellers sehr ernsthafte Beherzigungen für D. H. S. Demarees. Berlin, 1786, S. 28, f.), nicht bloß für einen Gelehrten hält, sondern gar für „einen Mann mit Erasmus Gelehrsamkeit „angezogen.“ S. Lavaters Rechenschaft, Blatt 2, S. 60.

nen, durch welche seit mehrern Jahren Lavaters Anhänger von seinem vertrautesten Herzensfreunde (wie Er ihn selbst nennt) alles Wichtige und alles Geringfügige, was L. denkt und spricht und treibt, pünktlich genau erfahren. Dies Institut wirkt unglaublich weit bis in den entferntesten Orten, wird mit unsäglicher Geschäftigkeit betrieben, und war doch bis vor kurzem so geheimnißvoll und unbekannt, daß — man möchte es fast ein Wunder nennen — Lavater selbst (den diese Zirkelbriefe doch allein betreffen, dessen Herzensfreund sie doch an seine andern Freunde schreibt, aus dessen Hause sie doch ausgehen,) nach seiner neuesten Erklärung kaum davon etwas gewußt zu haben scheint. Wenn je ein Mensch Ursache gehabt hat, der Publizität gelehrter Streitigkeiten zu danken, so ist es Lavater. Denn er hat auf diese Art die Existenz einer Thatsache erfahren, die ihm höchst wichtig sein muß, und zu deren Abstellung er gewiß die rechten Maaßregeln gegen seinen Freund Pfenniger ergreifen wird, obgleich er itzt noch nichts davon bekannt gemacht hat. Aber auch alle übrigen Leser werden die Nachricht von diesem höchst seltsamen heimlichen Institut mit Dank gelesen haben. Hr. Schlosser will zwar alles, was bis itzt über die Lavaterischen Sachen geschrieben ist, mit dem Ausdruk (S. 6): „ein Jurnalen- Pamphlets- und Broschüren-kampf“ verächtlich machen. (So auch S. 7, S. 9, u. s. w.) Allein, wenn die Sachen nur wichtig sind,

so

so kann wohl unmöglich soviel auf das Format einer Schrift oder den Titel einer Sammlung ankommen. Ein Aufsatz von Hrn. Schlosser kann ja unmöglich dadurch von seinem Wehrte etwas verlieren, daß Er ihn in einem Journal, z. B. im deutschen Museum, abdrukken läßt.

Was nun die Berliner betrift, deren Hr. Schlosser auch in diesem Briefe erwähnt, so ist die Art, wie er dieselbe hier hineingezogen hat, in der That sehr befremdend. Der Brief ist an Hrn Leuchsenring gerichtet, welcher manches, was ihm an Lavatern tadelnswürdig vorgekommen sein mag, demselben und seinen Freunden freimüthig gesagt zu haben scheint. Hiemit verbindet nun Hr. Schlosser das, was einige Gelehrte in Berlin (viele aber auch außer Berlin) über Jesuitismus und über Lavater geschrieben haben, und redet fast immer Hrn Leuchsenring gemeinschaftlich mit seinen Freunden, oder seinen Berlinischen Freunden an, nennt auch S. 12 namentlich: Nikolai, Biester, Gedike. Man sollte glauben, was so leicht zu sondern wäre, bliebe besser gesondert. Hr. Leuchsenring hat mündlich gesprochen; Hr. Nikolai schreibt bekanntlich mit Vorsetzung seines Namens; und auch wir zulezt Genannte nennen uns bei der Herausgabe jedes Stüks der Monatsschrift. Warum soll nun Einer verantworten, was der Andere frei und öffentlich thut? Zudem ist es unmöglich, daß wir wissen

können, was Hr. Leuchsenring in Zürch gesagt hat. Wir haben diesen gelehrten Mann immer hochgeschäzt; aber nie mit ihm in Briefwechsel (weder unmittelbar, noch mittelbar) gestanden; nie mit ihm — wie mit keinem Menschen in der der Welt — einen Bund gemacht zur Verbreitung einer Idee. Hierüber hat neülich Hr. Nikolai sich in seinem, und auf unsre Bitte, auch in unserm Namen, weitläuftiger erklärt *). Nur antworten wir hier Hrn. Schlosser noch: daß Hr. Leuchsenring, eben, weil wir in keiner nähern Verbindung stehen, uns nicht, Seinem Auftrage gemäß, von Seinem Vorschlage der schiedsrichterlichen Entscheidung ohne Mittheilung der Akten, etwas gemeldet hat; daß wir auch nie uns auf diese Entscheidungsart einlassen können; und daß wir erstaunen, wie ein so einsichtsvoller und frei denkender Mann als Hr. Schlosser, „diese Me„thode einmal überhaupt bei allen Gelehrten, und „Religionsstreitigkeiten eingeführt" wünschen kann (D. Mus. S. 26). Die wichtigste Wahrheit für die Welt soll also nicht öffentlich mehr vor der Welt erörtert werden! Der Nutzen, den die öffentlichen Religionsdispute zur Zeit der Reformation hatten, kann so sehr mißkannt werden, da die gesegneten Folgen der dadurch beförderten Selbst-

*) In seinen Anmerkungen über Lavater und P. Saeiler, S. 187—191.

Selbstprüfung und Denkfreiheit doch in den protestantischen Ländern so sichtbar sind!

Genug von der Idee, die Gründe bei gelehrten Streitigkeiten zu verschweigen. — Leider giebt es noch eine Art, Streit zu führen, wobei man auch keine Gründe angiebt, aus der kleinen Ursache, weil man keine hat; sondern wo man, statt zu widerlegen, schimpft, und die härtesten gehässigsten Beschuldigungen gegen die Absichten seiner Gegner, oder gar erdichtete Nachrichten von ihren angeblich geheimen Planen vorbringt. Dies ist ganz verächtlich, und es ist ein trauriger Beweis, wohin stolze Anmaßung und Rechthaberei einen Schriftsteller bringen kann. Niemand hat sich dieser verächtlichen Waffen in unsern Tagen mehr bedient, als Herr Pfarrer Lavater in Zürch, in seinen Beschuldigungen gegen die Berliner; obgleich auch andre Gelehrte, und darunter sonst hochachtungswürdige Männer, sich bis dahin erniedriget haben. Hierzu kann der ehrliche Mann schweigen, und seine Gegner bedauren. Indeß, wenn dies wilde Schimpfen immer fortgesetzt wird, wenn es Punkte betrift die wichtig genug sind, um die Aufmerksamkeit jedes ehrlichen Bürgers zu verdienen, wenn es so triumphirend vorgebracht wird, als müßte der Beschuldigte bloß aus Furcht verstummen; so kann der ehrliche Mann auch einmal auftreten, und das unedle

Verfahren solcher Streiter, und ihre Unwahrheiten, aufdekken.

Die Berlinische Monatsschrift hat, um nüzlich zu sein, gern alles, was in den wichtigsten Stükken des Denkens und Erkennens das Neueste und Auffallendste war, berührt; hat in solchen Punkten die Auswüchse und Verirrungen des menschlichen Verstandes angezeigt, und so gut sie konnte, widerlegt. Sie hat sich auf der einen Seite dem Aberglauben und der Schwärmerei, und auf der andern Seite dem dogmatischen Unglauben und Atheismus widersezt. Sie hat sich nie eines Angrifs auf die christliche Religion schuldig gemacht; aber wol hat sie sich zuweilen den stolzen Anmaßungen derer widersezt, die ihre eignen verworrnen Vorstellungen der einfachen wolthätigen Religion Jesu unterschieben, und diese lezztere dadurch verdunkeln und verunstalten.— Moses Mendelssohn war unser Freund, und wir priesen seine Bemühungen in dem edelsten und wichtigsten Fache der Philosophie, in der Erkenntniß Gottes aus der Natur und Vernunft. Thomas Akatholikus ist unser Freund, und wir stimmten mit ihm ein, wenn er die Wunderkuren unsrer Zeit: das Denorganisiren, und das Luftsalzwasser, ungereimt und schädlich, und den vernünftigen Begriffen der Arzeneikunst widersprechend, nannte. Hr. Semler ist unser Freund, und wir drukten mit Vergnügen seine

Para-

Parodie eines längst öffentlich gedrukten Lavaterischen Gedichtes ab. Das, das sind unsre Verbrechen! Hierüber entstand ein Streit, wie er kaum noch sonst bei deutschen Gelehrten geführt worden; hierüber mussten wir Vorwürfe hören, als seien wir „Spionen und Spionenhalter, Hierarchen und Inquisitoren, Bibel- und Christenthumsstürmer, Hyper-Krypto-Jesuiten, philosophische Päpste," und wie es weiter hieß. — Wir fragen Herrn Pfarrer Lavater und Herrn Geheimen Rath Jakobi öffentlich und frei: was war es anders, als das bisher erzählte, weshalb sie gegen uns aufgebracht wurden, und weshalb sie auf die seltsamste Art alles durch einander mischten, und uns auf das gehässigste verunglimpften?

Es ist bekannt, daß die B. Monatsschrift auch von heimlichen Machinationen der Jesuiten geredet hat. Dies kann, soviel wir einsehn, Hrn. Jakobi gar nicht, und Hrn Lavater nur in so weit angehn, als zugleich die Wahrscheinlichkeit behauptet worden, daß er ein unwissendes Werkzeug zu den Absichten der Jesuiten sei. Diese Wahrscheinlichkeit, und die Gründe dazu, hat aber, wie Jeder weiß, der von diesen Sachen etwas weiß, nicht die B. Monatsschrift, sondern Herr Nikolai bekannt gemacht. Warum mischt man nun vorsetzlich alles durch einander? Warum zieht man, wenn von Philosophie und Desorganisation die Rede ist, die Frage von der Macht und Ge-

fährlichkeit der Jesuiten mit hinein? Warum deklamirt man gegen diese von uns aufgeworfne Frage mit einer Bitterkeit, die nur bei persönlichen Beleidigungen Statt zu haben pflegt? Warum häuft man die härtesten Vermuthungen und die gehässigsten Beschuldigungen im wildesten Korybantenton durch einander gegen Nicolai, gegen Thomas Akatholikus, gegen die Monatsschrift, gegen Ungenannte, ja gegen Leute, die in unsern Gegenden völlig unbekannt *) sind, — ohne anzugeben, was Jeden trift, und worüber Jeder sich zu rechtfertigen habe? Warum endlich, wenn von einem philosophischen Beweise das Daseins Gottes, wenn von der Universalkur und der Prophetenbegeisterung des anstößigen Manipulirens, wenn von den übertriebenen Lobsprüchen mönchischer Ceremonien die Rede ist; warum sucht man da, statt zu widerlegen, ganz sanft zu verbreiten: die Berlinischen Gegner seien Spionen und Spionengenossen, seien Feinde des Christenthums, machten Komplotte zur Emporhebung des Naturalismuus, und gäben schon ziemlich laut zu verstehen, sie würden die Religion Jesu

*) Hr. Lavater spricht ein paarmal, mitten in seinen Deklamationen gegen die ungläubigen Berliner, die an ihn nicht glauben wollen, — auch von den Grundsätzen einiger Mitbürger in seiner Vaterstadt (also Zürcher): welche Grundsätze er, nach seiner höflichen und frommen Art, „ganz infam" nennt. S. s. Rechenschaft, Blatt 2, S. 16.

Jesu binnen zwanzig Jahren in polizirten Staaten stürzen?? Gleichsam, als wenn dies zur Sache gehörte, als wenn das Manipuliren dadurch wirksamer würde, oder auch nur als wenn diese ungeheuren Absurditäten wahr *), oder nur möglich wären, sein könnten!

Alles dies thut Herr Lavater in seiner „Rechenschaft an seine Freunde". (Eigentlicher wäre er wohl dem Publikum von seiner seltsamen und anstößigen Aufführung Rechenschaft zu geben schuldig; die Freunde werden so schon durch Pfenningers Zirkelbriefe und Lavaters gedrukte Manuskripte das Nöthige erfahren haben.) — Man erstaunt in der That über die bittern Ergüsse der sprudelnden Galle, welche sich in diesen Schriften, genannt "Rechenschaft" finden. Wir heben davon nur das heraus, was näher die B. Monatsschrift anzugehen scheint; indem Lavater, nach seiner bekannten unklaren und unfesten Manier, alles so durcheinander mengt, daß nicht nur die Leser, sondern die Gegner selbst nicht einsehen können, welche Beschuldigung gegen jeden von ihnen gerichtet sein soll. Ueber dies Durcheinandermengen drükt er sich (Blatt 2, S. 14) sehr seltsam so aus: „Damit man mir ja nicht bloß „allge-

*) Hr. Lavater hat die beneidenswürdige Dreistigkeit, auf dem Titel des 2ten Blatts seiner Rechenschaft, die Worte zu setzen, welche den Charakter seiner Schrift angeben sollen: "wahr und „klar, sanft und fest".

„allgemeine Deklamation vorwerfe, so will ich „mich, ohne Jemand durch persönliche Nen„nung zu beleidigen und verdächtig zu machen *), „klar genug erklären, was ich meine. Es „versteht sich aber, daß" (von den nun folgenden Beschuldigungen der Thaten oder vielmehr der Unthaten seiner Gegner) „nicht Alles, von „Allen gilt." — O des klaren Erklärers!

1) H. Lavater beschwert sich, daß Briefe von ihm gedrukt sind. In der B. Monatsschrift ist ein Brief von ihm, der an H. Marcard, die Desorganisation betreffend, gedrukt worden (1785, Novemb. S. 434). Die Sache selbst betreibt Lavater übrigens, wie bekannt, nicht heimlich: er vertheidigt das Desorganisiren öffentlich (s. Rechenschaft, 1stes Blatt); ja verbreitet es, wie er es denn im vorigen Jahre in Bremen gelehrt und eingeführt hat (s. B. Monatsschr. 1787, Febr. S. 135, f.). Den Brief nun, der die Erzählung des sein sollenden Faktums und Lavaters Glauben daran enthält, schikte er selbst (wie er gewöhnlich mit seinen Briefen, entweder selbst oder durch Pfen-

* Das heißt doch wol nur: ohne durch persönliche Nennung mich bestimmt auszudrükken! Denn es ist ja lächerlich, eine solche Nichtnennung für Schonung ausgeben zu wollen, da er seine Gegner sonst genug bezeichnet. Auch nennt er ja S. 40 „Nicolai und Biester", und an andern Orten mehr. — Welche Grimasse! welche Winkelzüge!

Pfenninger, thut) an viele seiner Freunde *). Und wir bezeugen hiermit auf Ehre und Gewissen, daß wir den Brief von einem rechtschaffenen und gegen L. gar nicht feindselig gesinnten Manne (keinem Berliner) erhalten hatten, welchem L. selbst ihn zugesandt hatte, mit welchem wir vorher nie in Korrespondenz gestanden hatten, und welcher, ohne von uns im Geringsten, weder mittelbar noch unmittelbar darum ersucht zu sein, uns diesen Brief mit dem Auftrage ihn abzudrucken, zusandte.

Die-

*) Dies wird H. L. doch nicht vergessen haben? Fast scheint es so. Er sagt (Redenschaft, erstes Blatt S. 6.): „Und die Sache nicht doppelt schreiben „zu müssen" (nun, wahrlich, er übet sein Kopfs „hat sie wohl zuhaufe geschrieben) „und weil ich „nicht eigentlich wußte, wo Marcard sich aufhielt, „schickte ich den Brief offen ein an Freund Spalding, der damals in Lausanne war, wo ich M. „vermuthen konnte." Gleich der Anfang von Marcards Antwort hätte Lavaters Gedächtniß zurecht helfen können. Bonneth. 1791. S. 31: „Ihr — Brief hat ein sonderbares Schicksal gehabt. — In der Schweiz bin ich beinahe einer „von den letzten gewesen, in dessen Hände er „kam. Acht Tage vor meiner Abreise aus Bern „erhielt ich zwar schon, durch eine von Ihnen „dahin gerichtete Adschreife desselben," (also doch nicht blos nach Lausanne!) „das ein solcher Brief „vorhanden sei und dagierig geliefert werde. — „Ich erhielt endlich diesen Brief in Lausanne aus „den Händen des H. Spalding." Für den feinen Spottton, womit M. von dem betriebsamen Herausfinden der Briefe hier redet, Schade, daß den

Dieser Mann war rechtmäßiger Besitzer des Briefes, seine Absicht war gewiß gut; und wir hielten die Bekanntmachung des Briefes für nützlich.— So ist die Sache. H. Lavater muß sich in der That abgewöhnen, zu glauben: als wohnten die Leute, die nicht alle seine Phantäsieen unbedingt annehmen, sämtlich in Berlin; und als wären alle, die seine seltsamen Aeußerungen öffentlich zur Sprache gebracht

den Sinn verloren zu haben. — Lavater erzählt weiter: „Ohne mein Wissen und wieder meine Absicht“ (nun, die Absicht des fleißigen Herumschikkens war doch wohl nicht Geheimhaltung) „ward dieser Brief, ich will nicht wissen, wie und von wem?“ (durch obige Erklärung wird L. und das Publikum nun wohl genug wissen)“ der beliebten B. Monatsschrift, wie ich höre, mit menschenfreundlichen!!! Anmerkungen, eingerükt, „wovon ich, wie natürlich, keine Notiz nehme, „u. s. w.“ — Es wäre wirklich natürlicher, von einer Sache Notiz zu nehmen, von der man reden will. Freilich haben wir das Unglük mit mehrern ehrlichen Leuten gemein, nicht an die Desorganisation zu glauben; weshalb L. uns auch von Rechtswegen Ungläubige und Naturalisten nennt. Indeß der Vorwurf, daß Zweifel bei einer medizinischen und physischen Sache nicht menschenfreundlich (noch dazu mit drei Ausrufungszeichen) wären, klingt etwas seltsam. Man sollte glauben, diese Forderung finde nur bei persönlichen und moralischen Beschuldigungen Statt. Dem zufolge halte man die Zweifel im November 1785 gegen die menschenfreundliche Art, wie sich L. über das erträumte Auffangen seiner Briefe, oben, äußert.

bracht wünschen, gleich seine Feinde. — Gegen diese simple redliche Erzählung höre man nun des engelreinen und sanften Lavaters Vorstellung der Sache. (Rechensch. Blatt 2, S. 14, 15) „das „gefliſſentliche Ausſtellen von Spionen; Das „Herauslokken von Privatbriefen aus den Hän„den derer, für die ſie allein geſchrieben ſind; die „Frechheit, nicht nur in Privatgeſprächen, ſon„dern öffentlich, ſich auf dieſe erlauerte, erſchli„chene, oder anvertraute" (nun, dann ſind ſie ja nicht erlauert oder erſchlichen) „Privatbriefe „berufen zu dürfen; das höchſtwahrſcheinliche „Siegelerbrechen und Oefnen anvertrauter „oder nicht anvertrauter Briefe: mir wenigſtens „ſind eigne ſo geöfnete Briefe wieder zugekommen, „und meine Freunde erhielten gewiſſe Briefe ſo, „oder gar nicht." (Der Fall von einem nicht gut verſiegelten oder gar verloren gegangenen Briefe iſt freilich ſo unerhört und außerordentlich, daß man nichts anders dabei vermuthen kann, als daß die Berliner die Poſten in der Schweiz beſtochen haben.) Und S. 73: „Nun dieſer neue Spio„nen-Orden — wie anders kann die Wahrheit „und warnende Liebe ihn nennen? —" (o über die Liebe, welche ſo niedrig ſchimpft!) „erlaube „ſich die bisher von aller honnetten Welt ſchänd„lich geachtete Aufhaſchung geheimer, erlaube ſich „die Publikation geheim aufgehaſchter, belauerter, „und in fremden Händen liegender Briefe!" — —

Wen

Wen trift diese wüthige Deklamation? Soll sie etwa, wie L. sich immer aushelfen kann, auf andre, als uns gehen; so ist es abscheulich, solche Beschuldigungen von wahren Infamien nicht deutlicher zu bestimmen, sondern so hinzuwerfen, daß der Leser denken kann oder denken muß, alles treffe seine Berlinischen Gegner. Auch kennen wir wirklich, und wohl die meisten Leser mit uns, keine publizirten Briefe Lavaters, die er hätte meinen können, als: seinen Brief an Marcard, den wir gedrukt haben; und Pfenningers Kreisschreiben, welches Nicolai bekannt gemacht hat, und welches Er von Einem derjenigen, an die es gerichtet war, selbst zur Bekanntmachung erhalten*).— Ein freundschaftliches sehnsuchtsvolles Schreiben Lavaters an den elenden Teufelsbanner Gassner, welches in vieler Händen ist, — wie ja so viele Briefe Lavaters, durch seine und seiner Freunde rastlose Betriebsamkeit, — besitzen auch wir seit lange; wirklich ohne Diebstahl und Spionen und Siegelerbrechen; und haben es doch nie, was auch L. von uns denken mag, drukken lassen wollen. Itzt steht es, wie wir hören, in Moritzens Magazin, unter der Rubrik von Seelenkrankheiten, wohin es auch sehr wohl gehört.

2) L

*) S. Nicolai's Anmerkungen über Lavater und P. Sailer, S. 11.

2) Lavater beschwert sich: daß Sachen (wohl zu merken, aus längst gedrukten Büchern) von ihm erzählt werden, die er doch widerlegt habe. Es sind in der Monatsschrift mehrere seiner abergläubischen Behauptungen und Handlungen angeführt worden: sein Glauben an die Withmagd, an Gaßner, an Cagliostro, an Gablikon und Masson, an die Desorganisation, und fast an jede aufkommende Thorheit. Ueber einige derselben hatte Prof. Hottinger in seinem bekannten "Sendschreiben" *) zuerst geredet; wogegen sich Lavater, freilich etwas unklar und unfest, erklärt hat. Nun muß es wohl jedem Gelehrten frei stehen, nach den vorliegenden Schriften seine Meinung zu bestimmen. Das haben auch wir gethan. Wir hatten mit mehrern das Unglük, Lavaters Gründe nicht bündig zu finden; wir drükten uns dieser unsrer Ueberzeugung gemäß aus: aber wir haben ja seine Widerlegungen dadurch nicht aus der Welt geschrieben. Wie wäre das bei der Vielschreiberei Lavaters und seiner thätigen Freunde auch möglich! Jeder kann denn selbst urtheilen, ob Lava-

*) Welches er niemals, in Absicht der erzählten Thatsachen, zurükgenommen, oder bereuet hat. S. B. Monatsschr. 1786 Decemb. S. 575, und 1787 Febr. S. 191, f.

Neuerer in ein gemeines") ins kleine Stückwerk zerfallen und sich selbst verlieren. Daher von jenen Meistern selbst der tiefste Blick in ihre Geschichte, W. v. Humboldt, die Griechischen Künstler als Meister, die nachmahls entstanden, als Arbeiter, und jene als „Heroen" — „diese als Heroen ihrer Kunst" erscheinen") im Anhange seiner Abhandlung über Griechische Künstler — „wo überall unbestimmte innere Freiheit mit voller Klarheit des Bewußtseyns sich vereinigt, und wo der Künstler, bey aller Begeisterung, sich seiner Mittel, gemäß zu wirken, und seines zu bewirkenden Zweckes, so durchaus bewußt ist, daß jene beyden Elemente sich ganz durchdringen."

Es ist nicht zu verwundern, daß Männer, welche Sinne meinten gefunden zu haben für die Kunst, und Kenntniß der Griechischen Werke, so jene Worte von Hegel und Humboldt nur hören, sie begeistert sich hören lesen, so wie neuer Ansicht sich scheinbarster Widerspruch hier ganz heilet, sie beinahe selbst in Begeisterung gerathen, und sich nicht wundern, daß solche Elemente ihnen bey gewonnen und bestimmt, sie zu zerstören, und sich mit dem Wahne zu

*) In Winckelmann Geschichte der Kunst des Alterthums. B. II. Kapitel 1. Vom Ursprunge der Kunst, und ihrer ersten Art zu bilden.

**) Vom Ursprunge der Griechischen Künstler und ihrer Werke. B. II. Kapitel 1. Vom Ursprunge der Kunst, und ihrer ersten Art zu bilden.

der erfahren, anderen etwas davon zu sagen verwandelt. Es ist nicht zu verwundern, wenn in jener Kindheitsperiode der Menschheit Geschichte und Sage sich mischen, wenn die Erinnerung des wirklich Geschehenen sich mit dem, was Phantasie und Dichtkunst hinzufügen, zu einem Ganzen verbindet, wenn endlich Priesterlist und Priesterbetrug diese Verwirrung benutzen, um ihre Zwecke zu befördern. Wer kann es ihnen verdenken, daß sie diese Verwirrung benutzten, um ihre Zwecke zu befördern? Ob sie dieses aus Betrug oder Irrthum thaten, ist gleichgültig. Genug, sie thaten es, und es ist ihnen gelungen, sich in den Besitz der Geschichte zu setzen, und sie zu verfälschen

Leute sind — Schwärmer, sind untersuchungsscheu! Wie, diejenigen, welche Denkfreiheit das höchste Gut und Glück erklären, welche mit Recht die eigene freie von keiner Auktorität abhängige Prüfung und Untersuchung für den Vorzug und den wahren Geist des Protestantismus halten *), welche keinen Menschen im ausschließenden Besitze der Wahrheit glauben, aber jedem das natürliche Recht des Selbstdenkens und Selbstprüfens gesichert wissen wollen; diese Leute sind Inquisitoren und Hierarchen! sind Verrunfts- und Gewissenstyrannen! werden Deutschland in Sklaverei stürzen! — Diese Beschuldigungen wären unaussprechlich abscheulich, wenn sie nicht zugleich so unaussprechlich thörigt wären. Lavater scheint nicht recht zu wissen, was Inquisition und Hierarchie ist; sonst würde er sich zielleicht selbst geschämt haben, diese Worte hier zu gebrauchen. Daß alle Fragen und Legenden sollen geglaubt werden; daß Niemand, ohne den Vorwurf des Unglaubens zu befürchten, edel und freimüthig sich über die wichtigsten Wahrheiten erklären darf; daß Worte und Ceremonien und Menschen

*) Darüber, daß sie das thun, zürnt ja eben Lavaters Freund Hr. Demarees, in seinen (nun, nach Lavaters Ausspruch, gar gelehrt sein sollenden) Briefen über die neuen Wächter der protestantischen Kirche.“

Aber die Liebe, so gut sie scheint, entspringt meistens aus Eigennutz, und ist nur ein Mittel, um seinen eigenen Endzweck desto sicherer zu erreichen. Wenn Sie sich einbilden, daß ich Ihnen Freundschaft bloß aus Eigennutz, und Ihr Herz nur aus Interesse suche, so irren Sie sich sehr. Ich bin Ihnen gut, weil Sie mir gut sind, und weil Sie mir gut sind, so sind Sie meine Freundin. Ich bin Ihnen gut, weil Sie meine Gedanken und Gefühle mit meinen Gedanken und Gefühlen übereinstimmen, und mir meine Einsichten der Natur bestätigen. Ich bin Ihnen gut, weil Sie meine natürliche Freyheit schätzen, meinen Widerspruchsgeist in Religionssachen nicht tadeln, und mich in meinen natürlichen Neigungen, so einrichten, und meine eine andere Bestimmung haben, ihre Bildung angedeihen lassen. Ihre Freundschaft ist meine Belohnung, daß ich keine freie Denkerinn und Verehrerinn der Natur, und keine Feindinn der Religion bin.

Ich bin Ihnen, wie man der Jungfer Base sagt, Ihre Liebe schuldig, weil ich Ihnen gut bin, und Ihnen gut bin, weil Sie mir gut sind, und weil Sie mir gut sind, so sind Sie meine Freundinn, und Freundschaft, und Liebe sind, wie Sie wissen, eins.

ſpruch ſelbſt, wodurch man Gelegenheit zu ſo ſchönen Beweiſen erhalten, könne man ihm doch gönnen. Doch mit nichten! Man will gar nicht mehr widerſprochen ſein; man ſagt ſeinem Gegner nicht: du haſt hierin und darin Unrecht; ſondern: du biſt ein Päpſt, und Hierarch und Verfolger, weil du deine eigne Meinung haſt und dieſe durchſetzen willſt, und mit Päpſten und Hierarchen und Verfolgern iſt bekanntlich nichts anzufangen .... O deutſche Denkfreiheit, und deutſche Gelehrſamkeit! wohin iſt es mit Euch gekommen! — So ſpricht auch Hr. Magiſter Thomas Wizenmann, in den bekannten (von Hrn Jacobi über Verdienſt angekündigten) „Reſultaten der Jacobiſchen und „Mendelsſohnſchen Philoſophie.“ Er berührt die Frage: warum man es Hrn Jacobi verdacht habe, daß er ſich der Wörter: Offenbarung und Glaube auf eine ganz ſeltſame allen Sprachgebrauch verwirrende Art bedient habe? Statt auf die ſimple Antwort zu verfallen: weil dieſer Sprachgebrauch (nach welchem Hr. Wizenman S. 23 ſagen kann: „In der That, auch Ariſtoteles „hatte dieſe Offenbarung, und auch Spinoza „dieſen Glauben“), weil dieſer Sprachgebrauch ganz neu, unerhört, und unphiloſophiſch iſt: wirft er lieber die Frage auf (S. 60): „Etwa, „weil eine Geſellſchaft“ (freilich! Verbrüderungen, oder wohl gar Komplotte, müſſen es immer ſein) „aufklärender, und für das Wohl der „Menſch-

Menschen bekommen, endlich beim Hervorbringen, und Erhalten, und Vermehren der Tugend, eine Hauptsache ist, und wie sehr man sich auch bemühen mag, einen Menschen ohne gewisses Temperament über jenes zu erheben, so ist doch gewiß, daß Herr Kant, wenn er seine Lehre, in seinen Augen, für wichtig hält, sehr Unrecht thue, sie als eine kleine Nebensache zu behandeln, die sich von selbst verstehe. Wie aber also seine kleine Nebensache zur Kenntniß des Geschlechts der Menschen, und zu dem Zwecke, den Herr Kant sich vorsetzte, zu Vervollkommnung der Menschheit beytragen könne, ist mir, und gewiß auch jedem Leser, nicht zu erklären. Ich will nicht sagen, daß Herr Kant sich selbst widerspreche, wenn er sagt, daß Temperament, und in der Folge Charakter, eine Hauptsache sey, und doch nur eine Nebensache sey, wenn es darauf ankommt, diese Hauptsache zu verbessern, oder zu verändern; aber ich will

Auch Herr G. R. Jacobi sagt in seiner so declamatorischen Schrift, wie wohl selten eine in Deutschland erschienen ist, unter mancherlei Wendungen dasselbe. Er redet öfter von Großinquisitoren, und dergleichen. Am auffallendsten ist aber wohl die Stelle (Jacobi wider Mendelssohns Beschuldigungen, S. 97): „Ich will nicht allein „mich überschreien lassen, sondern auch zugeben, „herzlich gerne zugeben, daß man auch mich „überschreibe. Je mehr sie schreiben und mich „überschreiben, desto mehr werden sie die Ge„heimnisse ihres Herzens kund thun.“ (Also immer auf die bösen Absichten deuten die Herren, die das Schimpfwort Großinquisitor zum leichtesten im Munde haben!) „Desto mehr „werden die Faden eines nicht erträumten, oder „zum Behuf eines eignen weit ausgebreiteten „Schleichhandels gar nur erdichteten, sondern „wirklichen Hyper-Krypto-Jesuitismus und „philosophischen Papismus hervorkommen, „und in sehr mannichfaltigen Verschlingun„gen sehen lassen, wie weit sie reichen. Ich „fürchte nicht, daß diese Warnung meinem „Zwekke Abbruch thue. Dieses genus irritabile „hominum, *suique impotens*, mag wohl auf „einen Augenblik stutzen, aber nicht sich mäßigen. „Man darf kühn auf ihre Eitelkeit und Rachsucht „sich verlassen.“ Sollte wohl ein unbefangener Fremder, der nichts von dem Streite wüßte, glauben

ben können, daß diese, alle Leser von Gefühl empörende, Stelle bei Gelegenheit der Frage geschrieben worden: ob das Dasein Gottes aus der Vernunft zu erweisen? und ob einer unserer größten Köpfe ein Spinozist gewesen sei? Wie mische doch Hr. Jacobi alles durcheinander! Nikolai und die Monatsschrift haben von den Jesuiten, aber nicht eigentlich von der hier verhandelten Frage, und im Gegentheil Moses Mendelssohn und Engel, soviel wir wissen, nie etwas von den Jesuiten geschrieben. Indessen, was sagt nun H. J. von diesen Jesuiten und Jesuitenbestreitern? Die Sache von der noch immer fortdauernden Gesellschaft der Loyoliten sei "erträumt." Sehr wohl! das Publikum kann, nach den bis itzt schon bekannt gewordnen Thatsachen, entscheiden. Aber sie sei auch "gar nur erdichtet," wider besser Wissen und Gewissen ersonnen, zu eigenem Vortheile ersonnen, „zum Behuf eines eigenen weit „verbreiteten Schleichhandels erdichtet!" Das sagt ein Mann, den wir nicht persönlich kennen, der sich aber von seinen Freunden und Hausgenossen „das öffentliche Zeugniß einer unbescholtenen „Rechtschaffenheit geben" läßt *), gegen Männer, die den Ruf ihrer Rechtschaffenheit doch auch noch durch nichts verwirkt haben. Mancher ehrliche

Bb 5 Leser

*) Man s. die angeführten Resultate, S. 5.

Leser wird hierbei tiefe Indignation fühlen; wir fragen nur ganz ruhig und offen: Welches sind die Ideen, die Grundsätze, die wir, (nach Hrn. Jacobis Meinung) bloß zu unserm Vortheil, durch List, durch vorsetzlichen Betrug **), durch Erdichtung von Gefahr vor Jesuiten, in die Welt zu bringen suchen? Was will Hr. Jacobi ferner mit unserm "wirklichen" (zum Gegensatze des bloß erträumten Loyollistischen) "geheimen Jesuitismus „(ja gar Hyperjesuitismus) und philosophischen Pa„pismus" andeuten? Wir fragen abermals: welches sind die ganz seltsamen und unerhörten Meinungen, die wir auszubreiten wünschen, und zu deren Durchsetzung es jesuitischer Plane und Künste bedarf? Welches sind die Komplotte oder geheimen Orden, welche wir stiften; welches die Institute, wodurch wir unsern Anhang verbreiten, — etwa Zirkelbriefe, oder übertriebenes Lob junger unbekannter Schriftsteller, die uns dann wieder loben? —; welches die Machinationen, wodurch wir Fürsten und Geringe, Kluge und Thoren, Fromme und Atheisten zu fangen wissen;

**) So steht in Herrn Jacobis Schrift, S. 115; gleich nach der Stelle, wo er ausruft: „Ihr Lä„sterer" (nemlich die bösen Berliner) „seid nicht „wehrt, Lavatern die Schuhriemen aufzulösen." Solcher unerwarteten Ausdrükke giebt es mehr in dieser heftigen Schrift.

wissen; welches die reizenden Vorspiegelungen, von ewiger Seligkeit oder von großem Glük hier auf Erden? wodurch wir gläubige Jünger in unser Netz lokten; welches endlich die Reichthümer oder die Macht, welche wir uns selbst erworben haben? Dergleichen Dinge muß man sich denken, wenn ein verständiger Mann, den Eitelkeit und Rechthaberei noch nicht ganz verblendet haben, von Jesuitismus und Papismus redet. — Aber, sagt Hr. Jacobi, alles dies wird sich schon von selbst immer mehr offenbaren, je mehr man hier zu Lande gegen ihn schreiben werde. Hr. Jacobi nehmlich, der in seiner Schrift zugleich die Bewunderung und das Erbarmen, das Erstaunen und das Schrekken seiner Leser erregen will, um sie für sich einzunehmen, der an mehrern Orten sagt, daß alle vernünftige Leute, zumal alle gründliche Philosophen, zumal alle rechtschaffene und fromme Menschen, zumal alle angesehene Schriftsteller, von Kant an bis auf Lavater herab, mit ihm im Grunde einstimmig sein, verschmähte es doch auch nicht, sich ganz bequem die Märtyrerkrone aufs Haupt zu setzen, versichert*): Er stehe ganz allein, eine Legion sei gegen ihn, er werde niedergeschrieen und niedergeschrieben werden; aber eben durch dies Geschrei und dies Geschreibe

*) S. B. S. 123, und an andern Orten mehr.

schreibe würden seine Gegner ihren Jesuitismus und Papismus recht zeigen. Nun ist freilich mit seiner Schrift geschehen, was sich voraussehn ließ: es ist fast gar nichts dagegen geschrieben worden; und auch wir, denen der eigentliche Streitpunkt noch dazu fremde ist, fühlen keinen Beruf, Herrn Jacobis Prophezeihung auf Kosten unsrer Leser in Erfüllung zu bringen. Nur, damit durch unser Stillschweigen die Welt nicht um die Entdekkung komme, die sich sonst nur durch unser Schreiben machen läßt; bitten wir Hrn. Jacobi zum Besten der guten Sache, öffentlich anzugeben: welche gefährliche Zwekke, und welche gefährliche Mittel zur Erreichung dieser gefährlichen Zwekke, von uns (die wir etwas von den gefährlichen Absichten der Jesuiten aufgedekt haben) zu befürchten sind? — Diese offene ehrliche Frage, wodurch wir uns einem (wie seine Schrift zeigt) sehr aufgebrachten Gegner bloß stellen, wird doch wohl auch kein "Faden unsers Hyper-Krypto-Jesuitismus" sein sollen?

Auch Hr. Schlosser will uns spottend, wenn nicht zu Päpsten und Jesuiten, doch zu intoleranten Kätzerjägern, wie Götze einer war, machen; mit einer Wendung, wodurch er sehen läßt, daß wir im Herzen nichts weniger als rechtgläubig, und kaum einmal gläubig überhaupt, sind *). — Wir

*) D. Museum, Jänner, S. 21,22. „Haben Ihre „Berliner Freunde auf einmal einen solchen Enthusias-

Wir antworten: daß wir nie fanatisch oder intolerant genug waren, um theologische Polemik zu bereuben; daß wir weder bekehren, noch verkätzern, noch verdammen wollen; daß es uns sogar stets gleichgültig gewesen, welche Begriffe vom Wege zur Seligkeit irgend einer unserer Gegner im Herzen hege, obgleich dergleichen Winke gar schöne Gelegenheit geben, ihn stumm und verlegen zu machen; kurz, daß überhaupt nie von Orthodoxie bei uns die Rede war oder sein konnte. Die Frage war: Ist es für Verstand und Aufklärung, für die Wohlfahrt der Länder, für das Glük der Menschheit, gleichgültig oder bedenklich, wenn durch jesuitische Machtnationen in protestantischen Ländern die katholische Religion immer mehr verbreitet, und endlich beherrschend gemacht wird? Und — wie sehr wir uns auch dem Spotte unsrer witzigen Gegner dadurch aussetzen sollten — wir müssen gestehen: daß wir orthodox genug sind, um dies bedenklich zu finden.

4) Daß

„Jesuitismus für die Augsburger oder Dordrechter „Konfession angenommen; so —. Das ist die ein„zige Partie" (etwas sehr entscheidend gesprochen!) „die Sie und Ihre Freunde ergreifen „können, ohne Gefahr zu laufen, daß nicht etwa „ein Spötter sage: der nun vorgebrauu Gött„haber Ihnen und Ihren Berliner Freunden sei„nen Mantel hinterlassen und seinen Inquisito„renstab in die Hand gegeben."

4) Daß endlich Lavaters Berlinische Gegner auch Unchristen sein müssen, ist so etwas Gewöhnliches und Gemeines, daß es kaum des Bemerkens wehrt wäre, wenn er nicht, eben um das Lob der Neuheit zu verdienen, diesen gemeinen Vorwurf ganz originell aufgestutzt hätte. — Zwar muß das Wort Unchrist in Lavaters Munde eine ganz seltsame Bedeutung haben, weil er von Christen und von Christus selbst ganz ungewöhnliche Begriffe hegt. Man weiß, wie er eine sinnliche Genießbarkeit Christi und Gottes verlangt. Christus hat nach ihm, ein politisch-physisches Reich, ist ein wirklicher physischer, politischer Souverän eines körperlichen Staats. Er sieht auch vermittelst seiner leiblichen Augen, gewiß zugleich auf alle Seiten; ob sich, nieder sich, vorwärts, zurück, zur Rechten und zur Linken. Daher kann und will Lavater auch diesen Christus physisch genießen; daher dringt er darauf, sich vom Leben Christi aufs allersinnlichste zu überzeugen, und ein sichtbares Anschauen vom Gott zu haben. Wer nicht ein Heide ist, muß glauben, mit diesem Christus dem allgemeinen Zwang des Schicksals und der Nothwendigkeit (das heißt, den Naturgesetzen, die doch von Gott sind) entscheidend und überwiegend entgegenarbeiten zu können. Und was der bekannten fanatischen Aeußerungen dieser Seherey mehr sind *).

Wer

*) Zur Bequemlichkeit derer, welche die stets mehr anschwellende Menge der Lavaterischen Schriften nicht

Wir trete Zwinglianern nicht gleich; ist ihre Lehre Christi Lehre, dann können sie nicht anders als recht reden, denn seine Worte sind lauter Geist und Leben. Nachdem sich aber Luther und Zwingli über diesen Glaubensartikel verglichen, so wird auch Luther nicht anders als recht reden können. Ich kann keinen Grund finden, daß zwischen diesen beiden Männern ein Unterschied sey, wenn sie von dem Abendmahle reden, da wenig oder keine evangelische Lehre ist, über die sie sich nicht vereinigt haben. Wir Menschen! — ein Unterschied, wo zwischen diesen Gegnern gar keiner ist!

Indeß, bey dem noch fortdauernden, so sehr Ihr. Maj. mißfallenden Streite, zwischen Lutheranern, so auch den Zwinglianern, sind Sie nicht gesonnen, eine Religionsänderung vorzunehmen, sondern Ihre Absicht ist dahin gerichtet, daß es bey der bisher Ihrigen und Landesunterthanen, Gott sey Lob! ungetheilten Augsburgischen Confession, ferner unerschüttert und unbeschränkt verbleibe. Dann

es so ist; so bekennen wir gern, nebst vielen wohldenkenden, frommen, aufgeklärten Christen zu den Antifanatikern und Antischwärmern — das heißt, nach Lavaters Sprachgebrauch, zu den Deisten und Ungläubigen — zu gehören. Aber Lavater schäme sich der Uebereilung, daß er, um seine Gegner zu verunglimpfen, die christliche Religion so herabwürdigt, daß er Fanatismus und Schwärmerei, als zusammenhängend ja als gleichbedeutend mit ihr, nennt!

Aber diese Ungläubige und Deisten, — d. h. nach Lavaterschem Sprachgebrauche, diese Männer die keine Christen sind, so wie er es selbst nicht ist, und die der Schwärmerei sich zu widersetzen streben — sind vielleicht redliche Zweifler, gutmüthige Forscher? Mitnichten! es sind tollkühne Bibel- und Religionsstürmer, die keine Schonung verdienen, und gegen die er das ganze Vaterland aufrufen muß. Er ruft (S. 60, 61): „Endlich, endlich „endlich, wird unserm lieben biedern Deutschland „die Dekke von den Augen wegfallen, und Männer erwekt werden, um die ungeheure Anmaßung kräftig und herkulisch zu Boden zu schmettern, die Anmaßung: daß die jedem gleich offnen „Rechte des Denkens, Empfindens, Redens und „Schreibens, bloß das Monopolium des Unglaubens oder der Antischwärmer, Thomas Akatholiken, und aller übrigen genannten und ungenannten „Apostel einer neuen Verbrüderung seien, der ich „keinen

„Menen gehen weg, und du bist zurück und sitzt
„an Jesu Füssen, und lernest. Du bist nicht
„mehr Martha, du bist Maria geworden. Du
„bist Jesu Jünger geworden, und Jesus ist dein
„Meister. Du bist nicht mehr Martha, du bist
„Maria geworden. Aber du bist dann, wenn du
„nicht mehr Martha bist, und Maria geworden
„bist, nicht mehr Maria, du bist Martha ge-
„worden seyn. Darum sage ich dir: Du sollst
„Maria und Martha zugleich werden. Du
„sollst beydes, Jesu zum Lehrmeister Ruhe in
„der Liebe, und zugleich die thätigste Be-
„gierde, ihm zu dienen, haben. Du sollst
„Jesu Füsse küssen, und seine Füsse waschen.
„Du sollst, so lange du in gegenwärtiger Welt
„bist, Maria und Martha zugleich seyn.“ Also
redet der Herr Jesus zu einer jeden Seele, die
sich recht und wahrhaftig zu ihm bekehret, und
gänzlich mit Leib, Seele, Gedanken, Begierden, Neigungen, Vermögen, Kräften, und mit
allem, was sie ist, und hat, sich ihm ergiebet,
und ihm allein dienen und leben will. Denn
diese ist, wie Maria, nicht mehr in der Welt,
und ihrer Natur, und ihrem Wesen nach, sondern
ist in Gott, und Gott in ihr, und ist mit ihm
eines Geistes, und verachtet Ehre, Reichthum,
Wollust, und alles, was in der Welt ist, und
was die Welt liebet, und ist nicht mehr Martha,
sondern Maria geworden, und sitzet zu Jesu
Füssen, und verlanget nur das Einige Nöthige,
und ist nicht mehr in der Welt, sondern in
Gott, und Gott in ihr, und ist mit ihm eines

selbst mit Gefahr seines Lebens, wie ein neuer Ananias diese bevorstehende neue Zerstörung Jerusalems glaubt auf den Gassen ausrufen zu müssen. Und diese Verbrüderung äußert ihren Plan und ihre Hofnung schon ziemlich laut! Desto seltsamer, daß man sonst noch nichts davon gewußt hat; daß gerade Lavater, der doch mit Spionen, geheimen Briefen, und aufgefangenen Zettelchen nichts zu thun hat, die Sache am ersten ersehren mußte, am ersten ausbretten konnte. Wenn die Berliner es noch gewesen wären, die bekanntlich alle geheime Dinge auszukundschaften verstehn! Aber! Die Berliner sind es am Ende wohl selbst, die hinter der Sache stekken. Lavater ist ihnen schon ziemlich auf der Spur. Er will zwar (s. oben S. 368) „keinen „durch persönliche Nennung beleidigen oder verdächtig machen“; indeß giebt er doch (wie der Bauer in der Fabel mit dem Wolfe und dem Jäger) sehr bedeutende Winke. Er erzählt S. 83 „von einem Plane, der dem Christenthum gefährlich erachtet wurde, und wobei Berlin klar gesannt ward“. Er erzählt S. 18, 19, „daß die, welche öffentlich wider alles Proselytenmachen und Kabalieren als Jesuitismus eifern, und wohl gar Unschuldige der Proselytenwuth „verdächtig machen,, (das sollen doch wohl deutlich die Berliner sein!)“ selbst ein geheimes „und unverbehlbares Proselytenmachen, Subscriptionen-aufnehmen und Zusammenverschwören gegen christliche Glaubensartikel und „Grundsätze“ betreiben. Und endlich erzählt er in der oben angeführten Stelle: daß die „neue freche und dumme Verbrüderung schon „Apostel ausschikt“, wovon er einen namentlich anzu-

anzugeben weiß — und der ist der arme„ Thomas „ Akatholikus!“ Nun ist doch gewiß in ganz Deutschland kein anderer Schriftsteller, der unter diesem Namen geschrieben, als derjenige Berlinische Mitbürger, der sich in der Monatsschrift freilich höchst „frecher und dummer“ weise gegen das Hirschensche Luftsalzwasser und gegen Lavaters Desorganisations = und Manipulationsmethode erklärt hat. Darum allein müßte er schon eines Komplottes gegen das Christenthum verdächtig sein. Aber nun weiß es Lavater ganz genau, sagt es ganz positiv: daß dieser unser Freund und Genosse ein Apostel der Verbrüderung ist, welche „in zwanzig Jahren die Religion Jesu aus „polizirten Staaten“ verdrängen will.

Genug in diesem Tone! Wir fragen itzt nur kurz und kalt: Hat Lavater bei diesen schändlichen Stellen, worin die Berliner und die B. Monatsschrift so deutlich angegeben sind, nicht uns, uns die Herausgeber derselben, mit gemeint? Hierauf antworte er, wie ein ehrlicher Mann, gerade und ohne Winkelzüge! Hat er dies aber; so fragen wir weiter: welche Komplotte, welche Verbrüderungen haben wir je, zur Emporbringung des Naturalismus, gestiftet? welche Subskriptionen für den Deismus und gegen das Christenthum machen wir? welche Anstalt überhaupt, wodurch wir in irgend einem polizirten Staate die christliche Religion zu verdrängen, die Absicht haben könnten? Diese Fragen beantworte er deutlich und genau, er zeige Thatsachen an, er mache unsre Plane, unsre Korrespondenz bekannt! Auf diese Art allein kann er sich um das Wohl der Menschheit verdient machen, und dem Vorwurfe hämischer ungegründeter Beschul-

digungen, dem harten aber gerechten Vorwurfe der Verläumdung, entgehn. Er schreit, wie über die bitterste Verfolgung, über die Bekanntmachung seiner vielfach zirkulirenden Reise, über die Erzählung seiner öffentlichen Unternehmungen. Sieht er nicht ein, daß solche von ihm ausgestreuete Gerüchte viel verfolgender sind, als alle Bekanntmachung von Dokumenten? Wir erbitten von ihm, oder vielmehr wir fordern von ihm als Recht, diese Bekanntmachung aller unser Papiere, diese öffentliche Erzählung aller unserer Schritte, welche sich auf den Umsturz der christlichen Religion beziehen können. Dann wissen wir, was er meinen kann; dann wissen wir, wogegen wir uns zu verantworten haben; dann weiß das Publikum, was es von uns und ihm zu halten hat. — Diese unsre Aufforderung zeigt wenigstens, daß seine unklugе Aeußerung unsre Ehre „den nicht geschlossen hat"; und sie mag, nach dem Urtheile aller Unparteiischen, zeigen, ob wir ein gutes Gewissen haben oder nicht. Genügt er dieser Aufforderung nicht, so sei es hinlegen sein eignes Gewissen überlassen, wie er es bei sich selbst verantworten kann: unbescholtene Männer bei seinen tausend Anhängern in solchen empören den Verdacht ungegründeter weise gebracht zu haben. Eben so sei es seinem Gewissen überlassen: ob er nicht, auf seiner letzten Bremischen Reise, bei seiner ungereimten Erzählung von einem naturalistischen Glaubensbekenntniß, oder einer Subscription auf den Deismus, oder kurz von einem dem Christenthume gefährlichen Plane, der in Berlin betrieben würde, namentlich auch einen der Herausgeber der Berl. Monatsschrift mit genannt hat? Wir verachten dergleichen Geschwätz,

so sehr es auch bei tausend seiner Anhänger Glauben findet. Nur, wenn er öffentlich auftritt, wenn er in Schriften Verdacht gegen uns ausstreuet; antworten wir öffentlich: daß dieser Verdacht eben so falsch als abgeschmakt, eben so abgeschmakt als falsch ist; wir fordern ihn zum Beweise auf, und erwarten diesen Beweis. Kann er nicht beweisen, wie er denn auch nicht einmal einen Schatten von Beweis haben kann; so übergeben wir den jovialische Genius seiner Gegner dem Spotte und der Lächerlichkeit, damit er der allgemeinen Verachtung und Indignation entgehe!

Wir hoffen doch nicht, daß Herr Jacobi bei seiner oben (S. 380) angeführten Stelle auch solche armselige Träumereien von einer naturalistischen Religion, die wir zum Schaden der christlichen Religion eingeführen dächten, im Sinne gehabt habe?

Und nun zum Beschluß noch ein Wort von der lächerlichen Art, womit so viele tot von den Berlinern reden. Die Herren müssen einen sehr kleinstädtischen Begriff von dieser großen Stadt haben, um zu glauben, daß alle hiesige Gelehrte im Umgang oder sogar in Meinungen innig genau mit einander verbunden wären. Unsere Gelehrten stehen fast sämtlich in sehr geschäftsvollen Aemtern, sie haben jeder seine eigenen Verbindungen, sie sehen sich oft in unglaublich langer Zeit nicht. Die freie Denkart, womit hier fast jedermann das was ihm wichtig ist, mit eigenen Augen ansieht und mit eigenem Verstande prüft, ist doch sonst wohl bekannt. Auch darf man nur in Gesellschaften sein, um den freiesten und oft sehr lebhaften Widerspruch von Gelehrten, die sonst Freunde sind, gegen einander wahrzunehmen.

Alle Meinungen werden hier vorgetragen und beurtheilt; es ist weder ein ausdrükliches Bündniß, noch ein stillschweigendes Einverständniß da, gewisse Sätze ohne Untersuchung oder gar gegen Ueberzeugung aus Freundschaft oder aus Landsmannschaft anzunehmen. Dies zeigt sich ja auch deutlich genug in den hier erscheinenden Schriften. Christenthum und Atheismus, Vernunft und Aberglauben, die Monatsschrift und das ABC der Weisen, kurz die widersprechendsten Sachen, die widersprechendsten Bücher, werden hier geschrieben, werden hier gedrukt, werden hier gelesen. Lavater, und das Luftsalzwasser, und die Desorganisation, und die Alchymie, werden in Berlin freilich bestritten, aber haben in Berlin auch Freunde und Vertheidiger. So sind in Berlin die verschiedensten Meinungen; aber es sind auch ausser Berlin natürlicherweise viele mit manchen Berlinern gleichdenkende Männer. Das finden auch wir zu unsrer großen Freude; und es bezeugt es ja der Augenschein. Lavaters Meinungen werden in Jena und Weimar und Leipzig und Bremen und Hamburg und Halle und Ulm und Zürch selbst so gut widerlegt, als in Berlin. Wir sind auch nie so thöricht anmaßend gewesen, zu glauben, alle vernünftigen Leute wohnten in Berlin. „Aber „vielleicht ist dies alles nur Folge unseres Komplot„tirens.“ Ja, wer einen Herzens-Pfenninger hätte, der an alle treue Seelen Zirkelbriefe schriebe! Der gewöhnlichste Vorwurf, der in Briefen den hiesigen Gelehrten gemacht wird, ist gewiß: daß sie nicht fleißig schreiben, daß sie nichts von sich hören lassen. So wenig anwerbend, so unbekümmert ist man hier um das was anderwärts geschieht; man erfährt es nur, wenn es öffentlich bekannt

Feuer gesetzet. — Der alte Gemeinschuldner Klingler, der Inhaber dieser Fabrik, wurde nun der eigentliche Schuldner hinsichtlich der Gläubiger, und diese hatten nun das Recht, ihn zu belangen, und, wo sie dieß thäten, gegen ihn zu verfahren, wie sie wollten. — Und dieß ist der Grund der Verfügung, welche sie nun gethan haben.

Ich bemerke noch, — wo Alles der Stadt in dem Rücken, und nur Wenige vor der Thüre sind, — daß, da ich mehr Beschäftigung zum offenen, als zum heimlichen Feuer habe, ich mich nicht mehr, als nöthig ist, in der Nähe des Letzteren aufhalte.

Ich empfehle mich der Gnade und Huld Ihrer Majestät, und bin mit tiefster Ehrfurcht und unterthänigster Treue Ihrer Majestät, meiner gnädigsten Frau, allerunterthänigster

Wien, am 2. Juli 1809.

Joseph Graf Stadion.

4.

Ueber Herrn Oberhofrevisions-Starkh neuliche Erklärung in den Zeitungen.

Da Herrn Oberhofrevisions-Rathsstand Starkh, wie er bei den Wiener Zeitungen sagt, [illegible] Wien

„Berlin. Monatsschrift gefallen, gegen die beim „Königl. Kammergericht zu Berlin von mir ange„brachte Klage, wegen daß ein dieses der Ter„min zu ihrer Vernehmlassung abgehalten werden „sollen, in dem Jännerstük dieses Jahres schon „vorläufig, ehe ihnen noch, wie sie selbst „sagen, jene Klage mitgetheilt worden, eine dem „28. Dec. v. J. datirte Exception bei dem Publi„kum einzugeben. Die mancherlei Irrthe, die „dadurch erreicht werden sollen, die aber wenig„stens den hiesigen Gerichtsstelle, nur unsre „Sache anhängig ist, und bei unparteiischen Le„sern sicherlich werden verstehr werden, müssen „jedem, der diesen Aufsatz lieset, sogleich beifal„len. Da, wie meine Herren Gegner versichern, „und ich thätig beweise, wir beide ein unbeschränk„tes Vertrauen auf die Einsichts, Gerechtigkeitsliebe „und christliche *) Aufklärung unsers Richters haben;

*) Was will Herr Stark hier mit diesem Beiwort, das noch dazu Schmähadre gedruckt ist? Es versteht sich ja wohl von selbst, daß die Aufklärung eines christlichen Richters christlich sei. Will Herr St. etwa damit nur so viel sagen, daß in unserm Streit nur ein Christ Richter sein könne, so hat er etwas sehr gemeines gesagt. Denn freilich einem Juden oder Mahomedaner kann es sehr gleichgültig sein, ob ein Protestantischer Theologe mit Recht oder Unrecht in den Verdacht des Katholicismus kommt. Oder wollte er etwa mit diesem Beiwort unsre Aufklärung als unchristlich verdächtig machen? Nun wollte er etwa mit Herrn Lavater (s. oben S. 376) einen scharfsichtigen Sache machen, und uns beim Publikum als Unchristen verklagen, um sich selbst desto mehr als einen ächten Christen zu empfehlen? Dann meine

haben; so haben sie, wenn es nöthig war, auch ordentliche, und keine Schlachtopfer gebracht, wie es die Gesetze und ordentliche Gebräuche vorschreiben, und sie haben sich nicht gescheuet, Gott selbst, und seine Propheten, und Gesetze zu verspotten.

Sie haben auch selber auf der Gemeinde in Jerusalem, und auf der ganzen Nation, einen grossen Verdacht, und Mißtrauen, und Haß geworfen. Es ist bekannt, daß sie, wenn sie in Jerusalem sind, nicht mit ihren eigenen, sondern mit fremden, verdächtigen, Leuten umgehen; und es ist offenbar, warum sie auch ihre Opfer nicht in ihrem eigenen Lande, sondern in Jerusalem, und in dem Tempel, opfern, weil sie wissen, daß hier das Gesetz, und die Gebräuche, genau beobachtet werden, und daß sie also, wenn sie sich nicht darnach richten, Gefahr laufen, gesteinigt zu werden. Hat man einen Juden hinter ihnen, so kann man sie auch nicht leiden, und ihre Gegenwart kann auch nicht in und in der Synode leiden, wenn sie nicht ihre Gesinnungen, und Meinungen, ändern, und ihre Meinungen, und neue Einfälle, mit denen sie die Synode beunruhigen, und beide, jetzt, in Gefahr setzen wollen, unterdrücken. Sie sind also, wie ich schon gesagt habe, in verschiedene Secten, (so in die Secte der Pharisäer, und Sadducäer, wie jene Nonne von Gottes zu

Gottes zu Gottes, und Schlesien sich auf die Secte der Lutheraner, und Reformirten, theilet) getheilet, und haben, wie ich schon gesagt habe, (Anno 1800. S. 360.) eine Secte für sich, die Secte der Karäer, ausgemacht, welche sich, wie ich auch schon gesagt habe, (Anno 1800. S. 360.) nicht mit den Rabbinen vermischen, und mit ihnen nicht in Gemeinschaft stehen wollen, und sich also, wie ich auch schon gesagt habe, (Anno 1800. S. 360.) nicht mit ihnen vermischen, und mit ihnen nicht in Gemeinschaft stehen wollen, und sich also,

„theilen muß, noch immer mehr gehäuft, und so „hämisch wiederholt worden, nicht beweisen „würden, daß sie als dann vom Richter für Injurien „klarlich erklärt, und zur öffentlichen, und „peinlichen Ahndung schuldig, erkannt werden „möchten.

„Daß die Art und Weise, wie ich meine so unverdient gekränkte Ehre gegen die vielleicht große „Zahl meiner Widersacher vertheidigen muß, besonders meine Herren Gegner in Berlin, die „nun alles, was ich sage, auf sich ziehen, alles „auf eigene Rechnung zu nehmen, nicht mehr „hinter anonymen Verfassern, Einsendern, Beiträgern sich zu verstecken scheinen, recht sehr „gegern würde: das kann ich nicht verbürgen, „vielmehr von ihnen nach ihren bisherigen, wie „ich in meiner Klage gezeigt habe, eigenen Betragen sicher erwarten, daß sie ihr Publikum „noch mehr gegen mich einzunehmen trachten „würden. Das haben sie denn in dem in Frage ste„henden Aufsatz so meisterhaft versucht, daß sie „sogar, und das mit einer etwas gemagten Dreistigkeit gegen ihre Richter, dem Publikum „scheinbar vorspiegeln wollen: ich wolle mir anmaßen denselben vorzuschreiben, daß es bei un„serm Prozeß gleichsam als Intervenient denjenigen in seinem Urtheile sich unterwerfen müsse, „was in unserer Sache erkannt werden wird. „Aber ich denke, das Publikum, wenn es auch „jetzt noch geblendet werden sollte, wird doch bald „auf ganz andre Gedanken verfallen, wenn ich „die ausführliche Schrift, die nun fast ganz im „Druck fertig ist, und in jedem möglichen Falle „allemal gewiß erscheinen wird, welche die „umständliche Erörterung und deutliche Dar-

stela

„stellung der Wahrheit enthalten wird, die „aber, wie ich sorge, meinen Herren Gegnern „gar nicht behagen mag, und das vielleicht bald „herauszugeben, durch den Gang des Prozesses „in den Stand gesetzt werde. Und ich wiederhole „es, jeder Rechtschaffene wird erstaunen, mit „welcher — soll es nicht Argliſt, Bosheit heißen? „nun dann, mit welchen menschenfeindlichen „Gesinnungen, mit welcher Unverschämtheit — man „einen ganz unschuldigen Mann behandelt hat. „Darmstadt, den 1sten Februar 1787.

„Dr Joh. August Stark,
„Fürstl. Hessen-Darmstädtischer Oberhofprediger und Konsistorialrath."

* * *

Herr Stark will uns, wie man sieht, zugleich auf allen Seiten angreifen: 1) Er verklagt uns beim Gerichte, 2) er läſſt Zeitungsartikel gegen uns drukken, 3) er arbeitet an einer ausführlichen Schrift, die uns (nach seinem Ausdrukke) gar nicht behagen wird. Diese vielfachen Unternehmungen von ihm scheinen fast zu zeigen, daß er selbst im Herzen nicht glaubt, die Sache sei so einfach, es sei ihr so leicht auf den Grund zu sehen, wie er sagt. Wir aber halten sie in der That für einfach, wenn Hr. Stark sich nur, den gerechten an ihn gemachten Aufforderungen gemäß, deutlich und offen darüber erklären will. Auch unsre Verfahrungsart war und ist dabei ganz einfach: wir zeigten unser Befremden über die Anstößigkeit, die Bedenklichkeit der Aufsätze des Herrn Stark, welche andere Schriftsteller bekannt gemacht hatten, und wünschten, daß Hr. Stark, zu seiner Ehre und zur Beruhigung der aufmerksamen rechtschaffenen

Pro-

Protestanten, sich offen und hinlänglich rechtfertigen möge. Wie thaten dies nicht auf dreifache Art; sondern ganz simpel durch den einen bekannten Weg, durch die Berl. Monatsschrift. Waren um sollten wir nicht, was auch Hr. Stark gegen uns vorhätte, auf diesem offenen ehrlichen, uns nicht verbotenen, Wege forschen? Hierüber frage ich jeden unbefangenen Mann.

Aber haben wir denn überhaupt fortgefahren, so unstreitig wir auch das Recht dazu hatten? Haben wir etwa, nachdem Hr. Stark uns bei unserm Forum gerichtlich verklagt, über diese seine Klageschrift oder gar gegen dieselbe uns an das Publikum in der B. Monatsschrift gewandt? So sagt Hr. Stark freilich zu unserm Erstaunen. „Wir „hätten gegen die von ihm angebrachte Klageein „Jänner beim Publikum eine Exception eingege„ben“; obgleich er selbst dabei sagt: „uns wäre „damals die Klage, wogegen wir doch schon sollen „recipirt haben, noch nicht mitgetheilt worden“. — Also unser Aufsatz im Jänner 1787 S. 87 war eine Antwort auf Hrn. Starks nicht von uns gesehene Klagschrift! Wie heißt denn die Ueberschrift dieses Aufsatzes? Etwa so, wie Hr. Stark es ihr nennt: Exception gegen die Starkische Klage? Nein! Sondern: Mehrige Gegenerklärung gegen „des Herrn Oberhofpredigers Stark öffentliche „Erklärung“! Also war ja wohl eine öffentliche Erklärung von ihm vorhergegangen? Doch vielleicht haben wir auf eine seltsame Art, seine Klagschrift, die für uns selbst noch nicht einmal öffentlich war, eine öffentliche Erklärung genannt. — Womit beginnt denn dieser unser Aufsatz im Jänner? Etwa mit einigen abgerissenen Stellen aus seiner Klagschrift, die wir dann zu entkräften uns

bemühen? Nein! Sondern mit dem wörtlichen Abdrucke der von Hrn. Starck mit Namen und Titel unterschriebenen Erklärung in dem 24sten Stück der Gothaischen gelehrten Zeitung, vom 25. Nov. 1786; so wie dieser unser heutiger Aufsatz wiederum mit dem wörtlichen Abdrucke einer neuen Erklärung des Hrn. St. beginnt. — Kurz, es ist unbegreiflich, was Hr. Starck mit dieser seiner famen Vorgiegelung will. Er überschickt hierher eine Klage gegen uns; worauf wir uns, sobald wir vorgeladen worden, ohne Weigerung, wie wir mussten, eingelassen haben. Er lässt aber auch zu gleicher Zeit einen heftigen Aufsatz in die Gothaische Zeitung setzen (worin, wie in seinem neuesten oben abgedruckten Aufsatze, von Bosheit, Lügen, Lästerung, Verläumdung, Kalumnien, gerede der wird); und hierauf antworten wir gleichfalls öffentlich, wie ja wohl jeder Mensch gegen einen Zeitungsaufsatz thun kann und darf. Wir zeigen, daß wir keine Kalumnianten sind; wir bemerken, daß sich solche Ausdrücke überhaupt nicht für einen Gelehrten, einen feinen Mann, einen Geistlichen schicken; für Hrn. Starck aber ist noch weniger, da er ja geklagt habe, und durch solche Ausdrücke dem von ihm selbst erwählten Richter vorgreife. Haben wir hierin Unrecht? — Und diese so simple Sache, von welcher sich Jeder durch die Aufsätze unsers Aufsatzes im Jänner überzeugen kann, verdreht Hr. Starck itzt so, daß er sagt: „wir hätten „gegen seine beim Königl. Kammergericht an„gebrachte Klage im Jänner eine Exception beim „Publikum eingegeben, wir hätten hierdurch manscherlei Vortheile erreichen wollen, die wir vermissen bei der hohen Gerichtsstelle verfehlt wer„den würden; wir hätten, was nicht billig und

„ziem

„anständig sei, Präokkupationen dadurch versu„chen, wir hätten der Beendigung der Sache „Weitläuftigkeiten vorschieben wollen.“ — Wir wollen nichts weiter hierüber sagen, als: es ist unbegreiflich, wie Herr Stark so etwas denken, so etwas schreiben konnte.

Hr. Stark scheint itzt lebhaft zu fühlen, wie wichtig der Verdacht ist, worin er öffentlich gerathen; aber wahrlich nicht durch uns! sondern durch seine eigenen Briefe und Aufsätze, welche nicht wir zuerst bekannt gemacht haben. Er greift daher nach mehrern Mitteln zu einer öffentlichen Rechtfertigung herum; und es ist uns lieb, daß er nun auch das wählen will, welches unsrer Einsicht nach, das einzig wahre ist, welches zugleich der guten Sache Nutzen bringen kann, und welches wir oft und laut genug gewünscht haben. Er verspricht (s. oben S. 398) „eine ausführliche Schrift, die nun „fast ganz zum Drukke fertig ist, und in jedem „möglichen Falle allemal gewiß erscheinen wird, „welche die umständliche Erörterung und „deutliche Darstellung der Wahrheit enthal„ten soll“. In jedem möglichen Falle! Also, das Erkenntniß des Gerichtes mag günstig oder ungünstig für ihn ausfallen. Sehr richtig von Hrn Stark geurtheilt! Denn der günstigste Ausspruch des Richters kann dem Publikum die Bedenklichkeiten über diese seltsame Sache nicht heben; aber auch ein ungünstiges Erkenntniß kann nur bloß das Recht der Herausgeber zeigen, öffentlich über öffentliche Sachen zu urtheilen, kann höchstens nur den Verdacht bestätigen, aber über Hrn Starks wirkliche Schuld nichts entscheiden. Nur von ihm selbst muß man

seine

seine Aufmerksamkeit erwarten; und so ist es geschehen, daß wir in unsern Tagen, wo die Kunst der Poesie vollendeter scheint und besser gelehrt wird, als jemals, dennoch weniger Dichter haben, als jemals, und daß unter diesen wenigen noch weniger Originalgenies sind und angetroffen werden, als in den Zeiten, wo man weder Poesie lehrte, noch lernte. Wenn ich nun sage, daß es Vorurtheil sey, daß man die Poesie lehren und lernen könne, so will ich damit nicht sagen, daß man sie nicht lernen könne, und daß es nicht gut sey, sie zu lernen. Dagegen sage ich, daß man sie nicht lernen könne, um ein Dichter zu werden. Und ein Dichter will ich hier einen Mann nennen, der Originalgenie hat, und der Originalgenie in der Poesie ist, der sie nach seiner Art, nach seinem Charakter, nach seiner Individualität ausübt. Ein solcher Dichter wird durch Regeln nicht gebildet, sondern er bildet sich selbst, und ist, wie jeder andere Originalgenius, sein eigener Lehrer, sein eigener Meister, sein eigener Regent. Er bedarf keiner Regeln, weil er sie in sich selbst findet, weil sie in seiner Individualität liegen, weil sie in seinem Charakter liegen, weil sie in seinem Genie liegen, weil sie in seiner Natur liegen, weil sie in ihm selbst liegen, und weil sie, wenn sie dasjenige sind, was sie sind, nur

---

* Man s. H. Gemmingens Teut. Merk. B. 1787. S. 1. Ueber die Nothwendigkeit, Poesie zu lehren und zu lernen.

gedruckten Erzählung kann bewiesen werden, zum Widerruf gern erbötig *). Indeß, damit man uns nicht für mehreres verbindlich halte, als wofür wir uns selbst nach strengstem Rechte halten können, müssen wir hinzufügen: wir können nur für das stehen, was Fakta und offenbar da steht, nicht was als Anspielung auf Personen, deren Existenz wir oft nicht einmal kennen, gedeutet werden kann. Dies muß, der gesunden Vernunft nach, bei allen Erzählungen gelten, wobei keine Person genannt oder für Jedermann kenntlich bezeichnet ist. Was kann in aller Welt uns abhalten, drucken zu lassen, wenn es in einem sonst interessanten Aufsatze vorkäme: irgend ein ungenannter Mensch, irgend eines Standes (es sei ein Arzt, oder Rechtsgelehrter, oder Geistlicher, oder Offizier, oder Kaufmann) habe eine bedenkliche, ungerechte, gefährliche Handlung begangen? Kann irgend ein Stand, irgend ein Mensch sich dadurch beleidigt halten? Kann die raffinirteste Konsequenzmacherei hieraus eine Injurie erzwingen?

Dies war der Fall mit den uns eingesandten Aufsätzen über Hrn. Stark. Anfangs hies es in der Monatsschrift: es lebe ein protestantischer Gottesgelehrter in Deutschland, der mit den Katholiken in bedenklicher und enger Verbindung ste-

he,

*) Es ist klüglich zu sehen, wie Lavater auch über diesen Punkte in seiner Rechenschafft die B. Monatsschrifft beschimpfen will, s. B. Blatt 2, S. 11, 12, da doch unsre ohne Verfahrungsart in diesem Stükke bekannt ist, Lavater aber selbst sagt (Blatt 1, S. 6), daß er die Monatsschrift nur von Hörensagen kennt.

he, der die Tonsur empfangen haben solle, und von dem sogar gesagt werde, er sei ein Jesuit der vierten Klasse. Eine innere Unmöglichkeit hatte dieses Faktum nicht; denn leider lehrt die Kirchengeschichte der letztern Jahrhunderte mehr solche Fälle *). Eine Beleidigung für irgend Jemand war bei dieser Erzählung ohne Nennung des Mannes auch nicht abzusehn; die gesammte protestantische Geistlichkeit im Heil. römischen Reiche konnte es doch nicht für eine Injurie gegen sich halten. Wir ließen es also drukken; und warum sollten wir nicht? — Späterhin hieß es in der Monatsschrift: dieser protestantische Gottesgelehrte habe in dem Innern Orden, wodurch er eben in die enge und bedenkliche Verbindung mit Katholiken und Jesuiten gekommen sei, Archidemides ab aquila fulva geheißen. Auch dies war sicherlich keine persönliche Beleidigung, da weiter kein Namen genannt ward. Wer nichts von den Geheimnissen Jenes innern Ordens wußte, konnte aus dieser Angabe unmöglich sehen, welcher Geistliche gerade dieser Archidemides vom fuchsrothen Adler sei. Die Ordensgenossen aber, die ihn unter diesem Namen kannten, erfuhren durch die ganze Nachricht nichts neues: sie wußten ja schon von seinen Verbindungen mit Katholiken, die sie schon vorher entweder bedenklich oder unanstößig mußten gefunden haben. Wir ließen mit dem größten Fuge auch dieses drukken, und haben darüber keine Beschwerden erfahren. — Nun aber hieß es endlich: Archidemides ab Aquila fulva sei Hr. D. Johann August Stark. Aber, wohl zu merken, ward auch dies, wie die beiden obigen Data, in der Monatsschrift gesagt? Nein!

*) Man s. Berl. Monatssch. April 1785. S. 368.

Nein! sondern in einem ganz neuen, ganz unerhörten, heiligen, Andachtsvolle über Alle Gaben, Worte, Gedanken Thun!" — Und wie kann man das?

Die ganze Deutschheit, zum erstenmal der unermeßlichen Schwierigkeit, einen gemeinsamen und hohen, gemeinschaftlichen Gottesdienst, Gott, Oberbischof der Welt, in seine Heiligkeit zu ehren, unermüdlich und schwierig, — aber nicht durch neue, sondern durch den Geschmack der Zeit, der Musik — auf die Bühne gebracht zu haben. Welche neue, ungeahnte, unser Zeitalter vor der Zeit, in Andächtigkeit, nicht weit, sondern in der Andächtigkeit, in der Heiligkeit, in der Ehre, in seinem Herz, Sinne, Gedanken unterstützende, unsere Zeit, unsere Zeitgenossen, unsere Gesellschaft, unsere Gesellschaften, unsere Gesellschaftsmusik, unsere Gesellschaftsmusiken, unsere Gesellschaftsmusikanten, unsere Gesellschaftsmusikantenmusik, die größte Genialität, und auch in der Demuth schnell neue Gedanken, Gefühle, Empfindungen und nicht blos mit dem Verstande, sondern mit der Seelenkraft, und in dem schnellen Augenblicke, Er, Gott sich, durch schnelle Gedanken, durch schnelle Empfindungen, durch schnelle Gefühle, in sich nahe, besonder er geist, nicht den Verstand des Aus- der Weiche, sondern zum sich durch eine schnelle Gedanke, sondern geistes sich ein. Aber wir haben in uns, und in der Harmonie eine, das uns im Aus- der Musik eine Harmonie gewinnt, und Ausdruck und Ausgeistet. Welche Durch schnelle Gedanken, Gefühle, Empfindungen, nicht blos durch gedachten Verstand durch sich. Die Sinne zu sich, und in sich, durch diese Musik, und nicht mehr als das haben wir von Herrn Gluck noch gelegt! Im 3. Th. D. Bibl. der Musik

ſo Archidiakonen; §. 2. §. 3. §. 4. §. 5. §. 6. §. 7. §. 8. §. 9. §. 10. §. 11. §. 12. §. 13. §. 14. §. 15. §. 16. §. 17. §. 18. §. 19. §. 20. §. 21. §.

phäne! Dann auch hörten mich Ihre Gast-und Freunde. Und weil er bereits an Ihrer Tafel genannt wurde, so gelang es ihnen auch mir und mir's gelang es ihnen, ihre Namen zu behalten, um sie auch hier bekannt machen zu können. Ich wünsche angelegentlichst, ihre Gesundheit ausbringen zu können. Ihr Wohl, Ihr Leben, Ihre Freuden, Ihr Gedeihen sind zu machen. Ich bin nun wieder einmal Ihr Gast und bleibe es solange und solange, wenn es Ihnen Vergnügen macht, mich bei sich zu sehen. Denn wie könnte ich anders handeln, wenn ich Ihre Freundschaft suche, wenn ich Ihnen meine Freundschaft anbiete, wenn ich Ihnen meine Liebe und Hochachtung. Ihre Einladung, die mir vor der Abreise gestern Abend noch, Ihr Gast-und Freunde, Ihr Gast-und Freund, machten, nehme mit meinem ganzen Herzen an. Aber ich kann sie nicht annehmen (Mit. 1795) namentlich, weil Ihr Gast-und Freund, Ihr Gast-und Freund mich dazu nicht einladen. Aber nachdem wir uns einmal kennengelernt, wir uns durch Ihre Freundschaftsversicherungen, durch Versicherungen meiner-seits, Ihr Vertrauen und Zutrauen, das mir Ihnen meinen Charakter Ihnen bekannt gemacht, und auch der gegenseitige Ruf hat dazu beigetragen, so ist es nicht mehr nöthig, daß ich Ihnen Ihre Einladung annehme. Sie werden Ihnen nicht mehr nöthig sein.

Ihr Gast-und Freund, Ihr Gast-und Freund, Ihr Gast-und Freund,

Berlinische Monatsschrift.
1787.
Fünftes Stück. Mai.

1.

Der Tod der Polyxena.
Nach dem Ovid.

S. die Monatsliteratur. B. XIII St. 429 f.

An Rambler.

Noch immer schwer, o Freund, vor diesem Bild
Mein klopfendes Herz? Will, in diesem Ozur rönt
Noch immer Deine Stimme; will meine Seele leyert
Noch ihrem Rambler sich gefall.
O müßten denn nun Jahrelangen vermehrt!
Und kann' ein ganzer Geist mir Deinen Unterricht,
Mein Deiner Ehrenpreis, Dein dreyfaches Glück ersetzen,
Daß ich nicht einsam so Deiner stehen glaube!

Dann bannt' auch ich vielleicht, von Dir gelehrt,
Der Alten Geist in meine Schriften;
Dann würd' auch mein Gesang vom Rhein bis an die Tristen
Des rauhen Sarmaters gehört;
Und mancher Musensohn, wenn meine Leier klänge,
Rief' aus, halb Scheelsucht, halb Gefühl:
„Leicht singet der unsterbliche Gesänge
„Der deutsche Flakkus selbst stimmt' ihm das Saitenspiel."

O, süßer Traum! — Allein, stiefmütterlicher dachte
Für mich die Schutzfrau Antiums *).
Sie gönnt nicht meinem Haar den Lorberkranz des Ruhms;
Denn alles, was ich schrieb, ward immer wieder sachte
Von der Vergänglichkeit mit bösem Schwamm vermischt.
Doch bleibet dieses Lied von der verhaßten Dirne
Verschonet, dieses Lied, an dessen stolzer Stirne
Der Namen Naso sich zu Kamlers Namen mischt.

Ge-

*) Fortuna. O Diva, gratum quae regis Antium.
Horaz.

Anfang des Jahrs das alte Jahr feyern
Die Griechen in der Nacht;
Und ich, auf ich so thu, die Thore schließ und
Die Fenster so mit, als wenn ich ein Christ wär.

Mit einem Lied singt man und mit gebogner Knie,
Und mit gefaltner Hand, mit bußender Geberde
Bis in die nacht, ist es auf einem Platz
Und heißt Christmesse macht. — Es sind so Leute,

— Die Griechen schalt sie her, wenn nicht mehr
Gesprochen!
Glaub nur Dank mir! Hier sind sie brav und
Gescheut
Wenn Leben sind! — Doch nicht, es werden
Schelme.
— Und Mist Polyxenen als Gastgeschenke sieht? —
Es braucht. Und Gott schickt's nicht und sie dem
Es schickt.

Fast einzig übrigte, die Arme weg, und führt
Sie auf den Schrekkenplatz, wo sie geschlachtet wird.

Schon war sie nah dem schrecklichen Altare,
Sah Pyrrhus schon mit bloßem Schwerte stehn
Und starren Bliks auf sie, sein Opfer, sehn.
Weit über ihr Geschlecht, weit über ihre Jahre
Erhaben, ihres Werths auch jetzt noch sich bewußt,
Ruft sie: „so werde denn ein edles Blut vergossen!
„Willst du den Hals, willst du die Brust durchstoßen?
„Da, da! ich zaudre nicht!„ (Hier blößt sie Hals und Brust.)

„Durch dieses Opfer zwar wird kaum ein Gott versöhnet;
„Doch immerhin! wenn nur Polyxena nicht dienet!
„Erwünscht ist mir der Tod, und wär' es mir noch mehr,
„Wüßt' ihn die Mutter nicht; zwar die soll nicht so sehr
„Ob meinem Tod, als ihrem Leben klagen. —
„Doch weg! berührt mich nicht mit Männerhänden; frei
„Schikt mich zum Orkus! Ihm, wer es auch immer sei,
„Den ihr versöhnt, wird mehr ein freies Blut behagen.

„Doch

Wenn wenn mein Vaterland und ich so innig mit
einander verbunden, als Bürgerpflicht heißt,
so werde, wenn ich gerufen werde, wenn
ich meine meinen Ruf, für die
Vertheidigung meines Vaterlandes bereit
sey, und, wenn ihr Ruf und mir Ruf selbst
für Ehre ist, sterben, und leben, meinem
Vaterlande

Der Deutsche Adel bestätigt sie Treue, die sie
ihm hat,
Freudig, Vaterland, Treu Deutsche Vaterlandsliebe
Sie treue hat, die Ihn zu Ehre vermehrt
Die Treue, Ihre Treue bindet,
Die Ehre und die Treue: und Deutsche
Treue, und die vereinbarende Pflicht
Sie Vaterlandsliebe zu entstehen
Verbinde, und die Liebe zu entstehen.

Klopp.

2.

Ueber den freien Getreidehandel in den Preussischen Staaten.

Wie sich doch die Könige müssen beurtheilen lassen! Friedrich der Große schränkte den Handel seiner Unterthanen auf mancherlei Art ein; und allgemein war die Stimme der Misvergnügten, die laut nach freiem Handel schrieen. Friedrich Wilhelm, der Gütige, der Menschenfreundliche, will Seinem Volk diese so sehr gewünschte Handelsfreiheit geben. Er fängt damit an, daß Er die bisher Statt gehabten Einschränkungen des Getreidehandels aufhebt; und nun weissaget man aus dieser ertheilten Freiheit Untergang unsers Getreidebaues, Ruin unsrer Edelleute, Domänenpächter und Bauern, Umsturz unsrer landschaftlichen Kreditsysteme, und Gott weiß, was sonst noch für Elend.

Es hat mir in der Seele wehe gethan, daß man bei dem ersten wohlthätigen Schritt, welchen der beste König zu mehrerer Verbreitung eines allgemein freien Verkehrs gethan hat, so schief und so kurzsichtig urtheilet. Der weise Regent thut zwar das Gute um des Guten willen, und erwartet von der Zukunft den stillen Beifall seines Volks, welches er glüklich gemacht hat. Aber der Nation

wegen thut es mir leid, weil ich mehr Aufklärung bei derselben vermuthet hatte, als sich itzt gezeiget hat.

Ich will hier nicht die oft vorgetragene und doch so wenig verstandene Frage von der Freiheit des Handels erörtern; auch will ich keine Abhandlung über den Getreidehandel liefern, in wie fern die Freiheit oder Einschränkung dabei aus allgemeinen Gründen der Staatswirthschaft entschieden werden kann. Wol aber will ich etwas über den freien Getreidehandel der Preussischen Staaten sagen; und wenn ich gleich dadurch nicht diejenigen bekehren werde, die aus vorgefaßten Meinungen vom Gegentheil überzeugt zu sein glauben, so wird es mir doch genug sein, wenn der unbefangene Theil des Publikums aus meinen Bemerkungen den Gesichtspunkt findet, aus welchem dieser Gegenstand zu betrachten ist.

In dem Königreich Preussen hat bisher schon ein vollkommen freier Getreidehandel Statt gefunden, und der Vortheil, den dieses Land davon gehabt hat, ist augenscheinlich. Ich rede hier nicht bloß von den Handelsstädten Königsberg, Elbing und Memel; denn, daß diese und die in ihnen wohnenden Einwohner bei dem freien Getreidehandel offenbar gewinnen, wird mir wol ein jeder zugeben; sondern ich behaupte auch, daß das platte Land durch den freien Getreidehandel gewonnen hat. — Die Kultur des Bodens ist

troz des häufig zugeführten polnischen und littouischen Getreides verbessert worden. Kein fleißiger Wirth lässet, der freien Einfuhr wegen, sein Feld unbesäet liegen; und kein Mensch hat noch in Preussen behauptet, daß die an seinen Aekkern angebrachten vernünftigen Verbesserungen, der freien Korneinfuhr wegen, unbelohnt geblieben wären. Die freie Einfuhr ist oft Gelegenheit zu reellen Verbesserungen geworden; wovon ich nur das eine Beispiel anführen will, daß bei der Gelegenheit, als ein Theil des polnischen Handels nach Elbing gezogen wurde, in der dortigen Gegend der sendomirsche Weizen bekannt wurde: worauf die dortigen Gutsbesitzer und Domänenpächter diese vorzügliche Weizenart aussäeten und dadurch ihre Weizenerndte ansehnlich verbesserten. — Der Preis des Getreides ist durch die erlaubte Getreideeinfuhr nicht unter die Füße getreten; im Gegentheil schreien die alten Einwohner, daß durch den so hoch getriebenen Getreidehandel die Preise in die Höhe gegangen wären. — Edelleute, Pächter und Bauern sind nicht ruinirt; und wenn gleich zuweilen Jahre kommen, wo der zu niedrige Getreidepreis den Muth des Landmannes unterdrükken würde, so findet er wenigstens durch die in den Handelsstädten wohnenden Getreidehändler und Spekulanten Gelegenheit, den Theil seines Getreides, den er zu Bestreitung seiner Ausgaben versilbern muß, zu

ver

verlassen. Gelten nun freilich diese Klagen im Ganzen, diesen Hauptsatzen nur wenig, so ist doch die Lösung beider, auf gar einfache Art.

Wir haben alle hier zur wirklichen durch die Verfassung bestehenden Ordnung, daß man einem Lande einen ganz unbeschränkten freien Verkehr handel einräumt, eine Wachtheil, und selbst gar, einen wirklichen Vortheil für das Land. Das letztere können hier unerörtert in der Lage von Preußen. Dieses hat auf der einen Seite unsichere Zonen, aus welchen es den überflüssigen Getreide ansführen kann; und es erlangt auf der andern Seite einen Theil seiner Bedürfnisse, welchen man Jahr zu Jahr in viel und noch mehr anderen, sie unter sonstigen Umständen, die man auf beyde von weit auch der Grund, warum Preußen so leicht seine Hungersnoth eine ganz eigenthümliche Stimme hat. Wenn aber Jahre mit einer Menge Getreide auch Preußen zugeführt, als keine in gewöhnlichen Jahren ausgeführt und in der Fremde abgesetzt werden können.

Wie in man eines Lande sage Satze, sollte ich meyne da und bei der nehmlich Wirkung schlechterdings nicht. Die ersten alle die Handelnden nur mit, und berrschte die Lage von der Ausmaß, von Verwandten, und von Mitgliedern, da man mehr zweifelte, daß diese Provinzen eine eben so glückliche Lage zu einem ganz freien Getreidehandel

haben, als Preussen? Diese Provinzen haben einen doppelten Ausweg für ihr Getreide: Stettin nach der Ostsee, Hamburg nach der Nordsee; und hinter sich haben sie auf der einen Seite Großpolen, und auf der andern Seite das Anhaltische und das Halberstädtische. — Ich glaube also, daß ich folgende Sätze als ganz unumstößlich fest setzen kann.

1) Die Getreideeinfuhr aus Großpolen nach der Mark, und aus dem Anhaltischen nach Magdeburg, wird den Getreidebau in der Mark und im Magdeburgischen nicht hindern. Die Preise werden dadurch nicht außer Verhältniß mit den Kosten des Anbaues kommen. Die Edelleute, Pächter und Bauern werden nicht ruinirt werden. Denn, so wie überflüssiges Getreide eingeführet wird, so ist ein Absatz davon in Hamburg und Stettin zu machen. Das einzige, was erfolgen wird, ist: daß die Preise im Lande mehr mit den europäischen Getreidepreisen in Gleichheit sein werden, als bisher. Was wird das aber unserm Getreidebau schaden, zumal da itzt überall hohe Getreidepreise Statt finden, und durchaus zum Vortheil des Landmannes behauptet werden?

2) Große Theurung und Hungersnoth ist, bei einem ganz freien Getreidehandel, in der Mark und in Magdeburg nicht zu fürchten. Großpolen wird gewiß seinen Getreidebau nach erhaltener freien Ausfuhr noch höher treiben, als er bisher gewesen ist; und in Absicht auf Magdeburg müßten

ganz besondere Zeiten einfallen, wenn es da an Getreide fehlen sollte.

Dieser freie Getreidehandel nun wird mannigfaltige und sehr große Vortheile bringen. Etliche derselben will ich anzeigen.

1) Stettin, dieser für die Preussischen Staaten so wichtige Platz, erhält durch den Getreidehandel einen ganz neuen Handlungszweig; der desto wichtiger ist, weil er die Ausfuhr von Stettin vermehret, die bis itzt fast allein auf Holz eingeschränkt gewesen ist; weil dadurch die Preussischen Schiffe Beschäftigung erhalten; und weil damit fremdes Geld gewonnen wird, das den Stettinern bei Bezahlung ihres starken auswärtigen Saldo sehr zu statten kömmt.

2) Großpolen wird wohlhabender werden, weil es sein Getreide zu anständigen Preisen nach Stettin und Berlin absetzen kann. Es wird also auch mehr Bedürfnisse bekommen, und uns in Stettin, Berlin und Frankfurth mehr Waaren abkaufen, als bisher. Weg mit der kleinen Politik, seinen Nachbar arm machen zu wollen! Unser eignes Interesse erfordert es, daß die Einwohner von Großpolen, die unser zu ihren Bedürfnissen gar nicht entbehren können, wohlhabend sind. Welcher Kaufmann wird gern an Bettler oder an Schwindler verkaufen wollen?

3) Landsberg an der Warthe wird ein sehr bequemer Zwischenplatz für die Großpolen werden;

so wie dis Thorn auf der Seite der Weichsel für den Theil von Polen war, und es zum Theil noch ist, der durch die Weichsel seinen Handel treibt.

4) Magdeburg wird durch den freien Getreidehandel wieder zu seiner ehemaligen Größe kommen, und dieser Handlungszweig wird vielen andern ein neues Leben geben.

Man glaube ja nicht, als träumte ich, daß alle diese Folgen sogleich im ersten Jahr merklich werden sollten. Man denke nicht, als glaubte ich, daß gar keine Schwierigkeiten kommen würden. Nein, ich glaube vielmehr, daß verschiedene Jahre hingehen werden, ehe diese Vortheile sich offenbar zeigen; ich glaube, daß manche Schwierigkeiten aufstoßen werden. Bleibt man aber nur fest bei dem System, und sucht man die Schwierigkeiten dem System gemäß aus dem Weg zu räumen; so wird der Erfolg die Wahrheit meiner vorigen Behauptungen bestätigen. Der Kurzsichtige mag denn das Vergnügen haben, etliche Jahre hinter einander zu schreien, zu murren, und zu klagen. Dis Gewimmer wird von Jahr zu Jahr schwächer werden, und zulezt wird es ganz aufhören, — wenn es anders möglich ist, daß man die Mißvergnügten in einem Staat ganz beruhigen kann.

Aber treu muß man dem System bleiben. Dis sage ich mit gutem Bedacht; weil die Berlinische Polizei eine Verordnung ganz neuerlich hat

Hat ergehen lassen, die gerade gegen das System des Handels man einen allgemein freyen Kornhandel haben will, muß es erlaubt sein, artige schützen, einzuschränken, und das Gewerbe sie mit vor ungerechten Spekulationen treiben zu lassen. Solche Spekulationen sind bei dem Que verschwinde nothwendig, weil durch die Preise in der Höhe erhalten werden, und weil sie es allein sind, die das so sehr Konkurrenz ebenfalls ganz Gewerbe aufheben. Die Ursach war Unter- lin das aber diese Spekulationen für Berlin zum Nutzen, und als Vortheile betrachtet werden, und deshalb unter Grenzen stehen unterlegt. Man hat alle auch nur einen Schein davon haben, und Gewerbe zu nennen, so ist leicht zu vergessen, weil man wahrlich sehr irrigen und wenig Zahren daraus gezogen hat, man muß nur wissen, daß man dem großen weltberühmten System Friedrich Wilhelms entgegen arbeitet.

Ist das Getreidegewerbe, wie es bisher war alle die Vortheile einer ganz freien Gewerbsfreiheit hat, die Preise, Personen, die Macht, und Wohlhabung erwiesen. — Wie wird es aber mit Schlesien aussehen? Die Schlesier haben keine Aussicht, als nach einem kleinen Theile der Oder Landes, und tragen gezwungen für ein so kleines Gebiet, wo an Preise, von welcher Seite will werde unglaublich werden kann, als sie gewiß in der Lausitz schlagen können. Ich getraue, daß die

Folge

Frage hier etwas schwerer zu beantworten ist, als bei den übrigen königlichen Provinzen. Ich glaube aber doch, daß die Schlesier nicht gleich hätten Lärm blasen sollen; sondern, daß sie den Erfolg etlicher Jahre hätten abwarten müssen. Ich glaube, daß der König ein Mittel in den Händen hatte, ihnen alle Besorgnisse zu benehmen, welches unser gütige König auch gewiß zu brauchen den Schlesiern würde versprochen haben, wenn sie Ihn darum gebeten hätten; und welches Er auch gewiß benutzt haben würde, wenn das von den Schlesiern geweissagte Elend eingetreten wäre. Hier ist mein Räsonnement.

1) Aus Polen ist bisher schon viel Getreide nach Schlesien gegangen. Die an der Gränze wohnenden Schlesier haben es sehr gut verstanden, alles ihr Getreide auf die besten und bequemsten Marktplätze zu schikken, und dagegen für sich und die Ihrigen polnisches Getreide zu essen. Hiernächst waren die königlichen und die Kammerpässe in den Händen sachverständiger Leute ein vortrefliches Mittel, weit mehr polnisches Getreide nach Schlesien zu bringen, als eigentlich in den Pässen erlaubt war. Wer diesen Handel getrieben hat, wird mich schon verstehen. Dieser Handel wurde nur von einzelnen Personen getrieben, die durch die Lage oder durch die Pässe begünstigt waren. Wenn es nun dem ganzen Lande frei gegeben wird, so können diese begün-

hochheiligen Perſonen nicht beide nicht gemeinſchaftlich, ſondern allein der eine, nämlich der, welcher allein Gnaden ertheilen kann und Gnade ertheilt, und der andere unterthänig und demüthig ſeine Bitte vortragende Theil, nämlich der, welcher allein Gnade empfangen kann und Gnade empfängt, ſo wird auch dieſe Bedingung nur allein von dem erſten Theile erfüllt.

11) Wer daher will, daß, weil in Chriſto an der chriſtlichen Kirche in ſichtbarlicher Verbindung ſtehende Perſonen, ſo wie auch an ihre Gebete und ſonſtige Verrichtungen, ſeine Gnade und Kraft hinzukommt und ſolche Gebete, ſo wie ſie ſichtbarlich geſchehen, auch unſichtbarlich vor Gott angenommen und Gnade und Seligkeit bei ſich haben, der irret, verſündiget, und ſo ſtehen die Gebete ihrer Gottesdienſte verſtehen nicht, und ſo ſind ſie nicht Gebete im Namen Jeſu Chriſti. Wer aber in ſolchen und andern Fällen ohne Unterſcheidung von verſchiedenen Gebeten redet zu verſtehen.

12) Wenn wir, daß die Gebete bei heiligen Perſonen und in Jeſus und durch ſie und in ihrem Namen ꝛc. nur recht, daß ſie Jeſus in Jeſus und durch Jeſus und in ſeinem Namen ꝛc. ſind, ſo ſind ſie nicht Gebete, wenn wir nicht zu Jeſu kommen, und wir nicht zu Jeſu kommen, und wir Chriſtum kennen und ſeine Gnade und Kraft in ſeinen Gebeten und Gottesdienſten erkennen.

4) Will der Pole seinen Getreidebau erweitern, so muß er deshalb ein neues Kapital in seinen Ländereien anlegen. Von diesem Kapital will er Zinsen bekommen, und er will das Kapital selbst wieder gewinnen. Er muß also höhere Preise haben, wenn er bestehen will. Er nähert sich also den schlesischen Preisen.

5) Der Einfuhrzoll und die anderweitige Abgabe von 2 Groschen auf den Scheffel vertheuerten das polnische Getreide ebenfalls.

6) Der weite Landweg von Polen bis nach dem schlesischen Gebirge macht es den Polen beinahe unmöglich, diese Marktplätze zu besuchen.

7) Sobald, aller dieser Ursachen ungeachtet, die Preise in Schlesien zu sehr gefallen wären; so konnte der König zutreten, und das Getreide den Schlesiern zu anständigen Preisen abkaufen.

Ich gestehe, daß meine Gründe für einen ganz freien Getreidehandel in Schlesien nicht so triumphirend sind, als bei den übrigen königlichen Provinzen; aber das beweisen sie doch, daß das laute Schreien der Schlesier viel zu voreilig war. Indessen hat dieses Schreien, wie ich so eben erfahre, gewirket: und der gütige König, der den freien Getreidehandel seinen Unterthanen erlaubte, weil er glaubte, ihnen dadurch eine Wohlthat zu erzeigen, hat natürlich den freien Getreidehandel für Schlesien

sien wieder aufgehoben, weil die Schlesier diese Freiheit als ihr größtes Unglük vorspiegelten.

Wie sich doch die Könige müssen beurtheilen lassen!

Am Ende Februars 1787

3.

Reise nach der Insel Ischia *), ohnweit Neapel. Im Februar 1786.

Von Herrn H. M. Marcard, Hofmedikus zu Hannover.

Ich kam mit dem festen Vorsatze nach Neapel, diese Gegend nicht zu verlassen, ohne, wo möglich, die merkwürdige Insel Ischia besucht zu haben. Aber mancherlei Dinge, oft die Witterung, hinderten mich diese kleine Seereise vorzunehmen, bis endlich die Zeit unsrer Abreise ziemlich nahe herbeirükte. Am 12 Febr. sah ich einmahl früh Morgens, nach einer stürmischen Nacht, am Vesuv und über der See heraus, alle Anzeigen eines schönen Tages, und beschloß daher sogleich diesen guten Anschein zu benutzen, und, ohn-

*) Vor Alters hieß sie Pithecusae Insula, von den irdenen Gefäßen die man daselbst machte, die man auch noch jezt da verfertigt, und als besonders brauchbar ausführt. Die Italiäner sprechen den jetzigen Nahmen bekanntlich Iskia aus.

ohngeachtet der unsichern Jahrszeit *), und des unruhigen Meeres, meine Absicht schnell auszuführen. Nachdem die nöthigen Anstalten gemacht waren, reisete ich vor 10 Uhr in einer Barke von vier Rudern, mit einem Lehnlakaien, von St. Lucie, der Gegend am Meere in Neapel wo die Fremden meistens wohnen, ab.

Man fährt an der westlichen Küste des Golfs, die der Berg Posilippo bildet, hin, an deren Spitze, nicht weit von den berühmten unter dem Namen Scuola di Virgilio bekannten Ruinen, eine große bunt vermahlte Bildsäule des heil. Antonius, hoch auf einer Klippe steht, welche meine ganze Schifsgesellschaft ehrerbietigst grüßte, und sich ihrer Obhut empfahl. Nachdem man diese Landspitze vorbei ist, wendet man sich nach Westen, und fährt den kleinen, von Alters her so sehr berühmten, und würklich ausnehmend schönen Golf von Bajä oder Puzzuolt vorbey. — Einige kleine weiße Wolken, die sehr wahrscheinlich auf Morgen schlecht Wetter verkündigten, und die fortdaurende Unruhe des Meeres, hätten mich beynahe bewogen, meine Absicht auf Ischia aufzugeben, und in diese Bay einzulaufen. Aber glüklicher Weise bedachte ich, daß ich höchstwahrscheinlich nie

*) Febbrajo curto peggio d'un Turco, sagt man hier im Sprichwort.

nie thun würde was ich nicht heute thäte; und so hielt ich das heftige Schwanken des kleinen Schifs und das daher entstehende Uebelbefinden aus.

Wir fuhren nach und nach die kleine Insel Lazarette, wo ein Quarantaine Hospital ist, und eine andre kleine Insel Nisita, vorbei, endlich auch das Kapo di Mesene *), welches die äusserste Spitze der Bucht von Bajä ist. Etwas langsam brachten mich meine trägen, meist freilich alten Ruderer aus der Stelle. Man rechnet von Neapel nach der Stadt Ischia 14 ital. Meilen, etwa 4 deutsche; aber bis nach dem Orte Lacco auf der Insel wohin ich wollte, sind es 18. Von diesem Wege hatte ich von 10 bis um 1 Uhr noch nicht die Hälfte zurükgelegt. Die Zeit würde mir lang geworden sein, wenn ich nicht jezt schon Ischia ganz frei vor den Augen gehabt hätte, und darauf den schö-

*) Das man aus Virgils Aeneide VI. 234 kennt. Beiläufig anzumerken, wird Virgil hier allgemein von dem Volke für einen berühmten Hexenmeister gehalten; und diesem Ruhme schreibt man es zu, daß die Fremden so fleißig sein Grab besuchen und sich da ein Lorbeerblat abbrechen, das würklich da oben über zu finden ist und das man Corona di Virgilio nennt. Alle andern berühmten Namen aus dem Alterthum gelten in Neapel und in Rom mehrentheils für Kaiser. Lukullus, der zu Neapel oft genannt wird, era un Imperadore.

nen und sehr hohen blauen Berg Epopeo, dem die ganze Insel bloß zum Fundament zu dienen scheint, und auf dessen sehr hervorragenden Spitze ich schon in Gedanken stand und mich im voraus an der Aussicht weidete. Um 2 Uhr kamen wir neben der ausserordentlich bevölkerten Insel Procida her, von wo ich, nicht fern von uns, eine englische Kriegsfregatte wieder sah, die den Herzog von Cumberland nach Neapel gebracht hatte und schon gestern in See gegangen war, aber in 24 Standen nicht weiter hatte fortrükken können. Nachdem wir vor dieser Insel vorbei waren, wurde uns der Wind günstig, und wir kamen ziemlich bald an die Ufer von Ischia hinüber, an denen wir längst hinab westlich nach Lacco fuhren.

Auch die äußere Seite dieser ganz durch Vulkane entstandene Insel ist besonders, und oft sehr schön. Den Hintergrund macht allemal der hohe Berg, und das Ufer fällt auf durch die plötzlichsten Abwechselungen. Zuerst zieht das Kastel von Ischia die Augen an sich. Es liegt auf einem hohen, fast wie eine schief überhängende Mütze gestalteten, oben abgerundeten, Felsklumpen, mit vielen Häusern, Kirchen und Gebäuden, die fürchterlich daran hängen, frei im Meere, jedoch nahe bey der Stadt Ischia, mit welcher es durch einen Damm und Brükke zusammenhängt. Dann fährt man an der Stadt Ischia vorbei, die

sich

sich sehr artig gesellenten. Auf einmal sehe man denselben eine Strecke der allerreinsten unbewachsenen Haide; und unbeschreiblich schön sey es, da in den Thälern, Diele steht der Zeide der Ceremonie. Da sie nichts, die letzte Ehre, die auf einer Zeide, und den Eingeweiden bestehet, abgeschlte zur conservation, Verwesungshindert, und ganz die aus Meer hinunter gefolgen ist. Daß manchen ist ein klein neu Haus aber baldsicher, der Klinge, neben ein Haus stehen Sey, Lage? Jahrlang Jahrlang rein am Meere liegt, und allerlei Gebäude am ist. Ja, man sie nun die warmen Gegenden Abweichungen, seiner Aehlen am Thäler, das Reisen Ufer, am stumpfen, von gebildet, von weiten Ufer, und Ufer, und Ufer, das Ufer ist ein ausserordentlicher Anblick; hat schon oder sanft abgerundet Ufer, steigt in vielen Zehrungen ganz schnell Terrassen, allenthalben viele und Ufer, verschiedene Bildungen. Aber erhebt sich an vielen Stellen steil; gegen den hohen Berg, stehe unsere Zeit sehr kultivirt ist und viele Landhäuser hat. Wenn man Gruppe kleine Gruppen Leben von Strauchwerken, welches man den Strandleben der Seewerfen zusammen, die mit der schönsten Abgrenzungen Blumen von einer lieblichen Farbe liegen. — So abwechselnd Aus die ganze Küste, bis an die jenseits der

Orts lo Lacco, wo ich hinwollte, übersehn konnte, hinter welchem die Aussicht sich mit einem kleinen Berge endigte; und dieser Anblik gab mir an dem herrlichen Nachmittage den angenehmsten Eindruk von diesem kleinen Paradiese. Die Fahrt wird auch dadurch noch angenehmer, daß man zur rechten Seite beständig die Küste des festen Landes, der Terra di Lavoro, und weit entfernte Berge im Gesicht behält.

Nach 3 Uhr kam ich zu Lacco an. Mein erstes war, mich nach dem Prinzen Jurlo zu erkundigen, an welchen ich ein Empfehlungsschreiben aus Neapel hatte. In Italien, wo das schöne Klima und der fruchtbare Boden das Leben so leicht macht, wo man der Natur seine Existenz nur mit weniger Arbeit zu verzollen braucht, und wo daher viele Müssiggänger sind, fehlt es den Fremden nirgends an Wegweisern. Eine ganze Schaar kam mir entgegen, als ich aus dem Schiffe stieg, und begleitete mich zu einem alten Manne hin, der am Ufer mit einem Degen an der Seite spazieren ging. Dieses war aber nicht der Prinz, sondern sein Oheim der Marquis Jurlo, ein appanagirter Kadet der Familie; er wies mir aber seinen Neffen nicht fern von da, in einer kleinen Karriole. Ich ging also zu dem Prinzen, der sich ein wenig am Strande, der einzigen kleinen Ebene auf der Insel, in der kleinsten Karriole, von dem kleinsten sardinischen Pferde das ich jemals

gesehn

gesetzt habe, unter seinen Augen lief, um die einzige Bewegung zu machen die sein Zustand ihm verstattete, und sie, als sie sich ihm nahmen, bis zu der Wiege sah. Dann dem Kopfe war er an allen Seiten seiner Länge bloß selbst leben; dann war sein Athmen im Gefolge seiner Krankheit zu einem unnatürlichen und ungehemmten Laute angewachsen, und sein Schlafzimmer selbst in das Gehäuse. Diese Masse um die eigentlichen Gebrauche von seinen Augen und Ohren, und von Zeichen, und alle die hier sich vereinen auf; denn er hat hierher die Empfindungen, wie denn auf Zeichen überhaupt gar viele in der That, die gehen zu einer herausgebildeten und politischen Sprache, und hat auch sie einer Beschreibung, und hat daher mehrmal Gelegenheit in Worte. Aber wenn die die Nerv jenige sondern sie wollen, so darf es doch nur wenige Tage darauf Anlaß geben, daß sie wieder zu einander kommen, und mag selbst auch Jahre gehen. Denn diese Worte sind so gleich einer Brust leicht, indem er sie sah so leicht vor der Augen kommt ihn, daß sie gleich Lüfte er wieder schon seinen Ohren. Er verspricht also zu thun, damit mein Auge der Leserwelt mir so gnädig und angenehm werde, als es möglich ist. Er wolle mit Freuden einige Zeit, denn er war jetzt arbeitet, und zwischen die Arbeiten gewisse, sehr kurze Zwischenräume, wo man seine Conversation, und, was unter so traurigen Umständen sich angenehm ist, er war nun

guter Laune. Aber welche Uebel lindert nicht die Gewohnheit! und er hatte schon 14 Jahre Zeit gehabt, sich an die seinigen zu gewöhnen. Ich fand in der Folge, daß er auch nicht ohne Kenntnisse war; und eben damals beschäftigte er sich in seiner langen Einsamkeit damit, daß er die botanischen Artikel der Encyclopädie ins italiänische übersetzte. Er ließ mir sogleich eine Wohnung besorgen, und verschafte mir auf der Stelle die Bekanntschaft des Don Francesco Siano, eines hiesigen Priesters und Arztes, der mich auf allen meinen Wegen durch die Insel sehr gefällig begleitete. Was aber in Italien ziemlich selten ist, er bat mich zu sich zum Essen so oft ich wollte.

Um keine Zeit zu verlieren, ward ich mit meinem Führer eins, sogleich noch einige Merkwürdigkeiten in der Nähe zu besehn. Diese Insel wird im Sommer wegen vieler Bäder und wegen ihrer Stufe (Oerter, wo warmer feuchter Dunst aus der Erde steigt) von Kranken stark besucht. Weil mich diese besonders interessirten, so besuchten wir alles was sich davon um Lacco herfand. Ich werde aber darüber hier meine Beobachtungen nicht anführen; um so weniger, da ein gelehrter und vortreflicher Arzt in Neapel, der Professor Andria, hinlänglich davon gehandelt hat *).

Die

*) Trattato delle Acque minerali di *Nicola Andria*. in 2 Bänden. Die zweite vermehrte Auflage ist 1783 in Neapel gedrukt.

Die Bäder der heil. Restituta waren die nächsten, von der dabeiliegenden Kirche und Kloster also genannt; und liegen am Strande nahe an der See. Sie haben nichts vorzüglich merkwürdiges, daher Hr. Andria sie auch nicht anführt; ihr ziemlich warmes Wasser enthält Kochsalz und Luftsäure. Dicht dabei sind die Arenationi di S. Restituta, wie man sie mir nannte; eine merkwürdige Stelle am Strande, wo der grobe Seesand, wenn man die obere Lage wegnimt, ohne Wasser zu zeigen, genau denselben Grad der Wärme hat, wie das nahe Wasser. Es giebt auch nicht weit davon eine ähnliche Stelle in der See selbst, wo der sandige Boden ganz heiß ist, und das Wasser darüber nur ein wenig mit erwärmt; man bedient sich dieses heißen Sandes zuweilen als einer Art Erdbades. — Von hier stiegen wir auf eine nahe Anhöhe, um die Stufe di S. Lorenzo zu besehen. Sie gehören einem Landmanne, der daneben wohnt und sie den Kranken zum Gebrauche vermiethet. Stufa heißt in diesem Sinne ein Gemach, welches mit warmen feuchten Dunste erfüllet ist. Man hat hier eine Anzahl kleiner Kammern eingerichtet mit Gruben im Boden, aus welchen der warme Dunst zwischen den Lavastükken, woraus diese ganze Anhöhe besteht, hervordringt. In eine solche Grube setzt sich der Mensch nakt, und wird bis an den Hals zugedekt, da also der ganze Leib in einer heißen Dunst-

wolke sitzt *). Es giebt hier noch andre Gruben unter freiem Himmel, über welchen Röhren angebracht sind, damit man einzelne Glieder, Arme und Beine, darin bähen könne. — — Von der Sauberkeit und Schönheit der Bäder auf Ischia läßt sich nicht viel sagen; man denkt darüber hier nicht wie in Deutschland. Manches hiesige Bad sieht einem Keller und zuweilen einem Stalle oder einer Scheure, ähnlicher als einem Bade.

Wir verließen diesen Ort, um noch vor Sonnenuntergang eine andre Anhöhe zu besteigen, die Monte di Vico heißt und die nordlichste Spitze der Insel ausmacht. Die schöne Aussicht ist hier fast der einzige Endzwek, die man aber wegen des rauhen Weges hinan etwas theuer erkaufen muß. Der Nähe halber gingen wir durch die Wohnung eines Landmannes, die schon in einer kleinen Höhe am Berge hinan lag. Mir fielen in diesem Hause vorzügliche Reinlichkeit, Wolstand und gute Ordnung ins Auge. Mein Begleiter erzählte mir, mit sichtbarer Freude an dieser Erinnerung, daß vor zehn Monaten in diesem Hause Ihre Durchl. der Herzog und die Herzogin von Kurland mit ihrem Gefolge gewohnt hätten. Ich hatte da-

*) In der Gegend von Neapel giebt es Stufe, wo der Dunst aus dem Erdboden und Seitenwänden, ohne Gruben, hervordringt; einige waren so heiß, daß ichs kaum einige Augenblikke darin aushalten konnte.

damals noch nicht das Glük, welches mir kurz nachher in Pirmont wiederfuhr, diesem fürstlichen Paare bekannt zu seyn; sonst würde ich vom Grunde meines Herzens in seine Lobreden eingestimmt haben. Auch bei dem Landvolke auf der Insel hatte Dasselbe Sein Andenken auf lange Zeit befestigt, durch ein fröhliches Fest, welches Sie diesen Leuten gaben, dessen dankbare Erinnerung noch sehr lebhaft war.

Der Monte di Vico ist einer von den vielen kleinen Volkanen dieser Insel, der von allen übrigen durch Vertiefungen des Bodens abgesondert ist, und der nicht auf die Rechnung der großen Eruptionen geschrieben werden kann, welche den Epomeo hervorbrachten, sondern seinen Ursprung für sich hat. Diese ganze Anhöhe ist allenthalben, wo es die Beschaffenheit zuließ, mit allerlei Gartengewächsen, türkischem Weizen u. d. gl. bepflanzt. Aber auch an den allerjäheften felsigten Stellen an der Mittagsseite, aus denen sich keine Terrassen machen ließen, hat die Natur den Ficus indica häufig gepflanzt, der hier noch größer wächst als bei Neapel. In unsern Gewächshäusern haben die Blätter wol die Größe einer Hand, aber hier sah ich sie wol einer Ellen lang und verhältnißmäßig dik. Die Früchte davon fressen dennoch hier nur die Esel; aber in Sicilien werden sie so wolschmekkend, daß Menschen sie essen mögen. Tiefer unten steht Wein, Feigenbäume, und die

Man-

Mandelbäume fand ich schon in völliger Blüthe und Blättern. — Oben von dieser Höhe genießt man einer angenehmen Aussicht, zwar nur über ein kleines, aber sehr bewohntes und blühendes Stük der Insel; frei sieht man hingegen von der Küste des festen Landes eine große Strekke. Auf der Mitte dieses Berges liegt ein Stein mit einer griechischen Inschrift, die man für sehr alt hält, aus der Zeit, da sich hier eine griechische Kolonie niederließ, die ich aber, weil es Abend geworden war, nicht aufsuchen konnte. Mich verlangte nach der Herberge: und wir gingen daher einen kürzern Weg wieder hinab, der aber so böse und wirklich so gefährlich war, daß ich mich fast nicht unterstand ihn zu gehn.

Es fand sich, daß ich bei einer alten Jungfer einquartirt war, die ihr Haus sehr ordentlich und reinlich hielt, und die man mir schon in Neapel als eine gute, billige und ehrliche Person gerühmt hatte; sie war auch bereit, mir alle Bequemlichkeit zu verschaffen, aber um das Essen bekümmerte sie sich nicht, und doch war ich dessen, nach der Fatigue des Tages, sehr bedürftig. Es sind keine eigentlichen Wirthshäuser auf der Insel: die Badegäste finden zwar Wohnung, müssen aber selbst für die Kost sorgen. Man schafte mir doch noch etwas zusammen; aber weil es Sonntag war, so fehlte es an einem Hauptzweige von Nahrungsmitteln dieses Orts, an Fischen. Doch, indem

ich

ig mich zu Tische setzen wollte, reichte ich noch einen Stuhl, ein Bild, und dem benachbarten Bücher, der meiner Bücher zu viele hatte, brachte, wie einige recht gute Bilder, die man Kupfer heißt, und den bekannten Atlas, weil sie einen sehr schwerfälligen Kopf an den Tisch einen Zoll haben. Wir saßen und tranken mäßigerweise Kaffeen nur mit ziemlich kleinlicher Gesellschaft.

In manchen Gesichtern sah ich Missvergnügen und Unwillen bei den ersten Anschauen, und suchte daher mit den Augen nach der Ursache, wen ihre Unzufriedne. Meine Wirthin, Maria in Kette, mußte das volle Gewicht von ihrer Ehre haben, denn sie sah auch sehr darnach aus, und ihr Mann, ein sehr gutmüthiger Schuhflicker und Bürgermeister, sah mich an, wie wenn der Ehrne an seinem Tische sich und seinen, genug sie in die Ehre des Zimmers, wo meine Mitgesellschaft saßen sagen, Ehrer eilen, setzen sie Ehre nach den andern herum, besehen sie an allen Ehrten, und sagen es entweder wieder so, Ehrer andern nun sie zu einem ehrne Tische, das sie nicht gleich kannte, weil man sich in Indien gewöhnlich nur des Tischzeichens bedient; sie sahen daher eine kleine Unordnung in das sehr gute Zusammenhalten, und wie wenn der Ehrne Ehrzeichne bestehigt war, legte sie auch mit mehrer Ehre, und legte alles fein in den vor-

rigen Stand. Hätte ich auch die allerschönsten Sachen bei mir gehabt, so wäre es mir unmöglich gewesen, die gute Maria in ihrem Vergnügen zu stören, sollte sie auch etwas nöthigeres als den Zukker unbrauchbar gemacht haben: denn die Vorstellung von völliger Unbefangenheit und dem wechselseitigen Vertrauen der Menschen unter einander in frühern Zeiten, haben etwas zu Angenehmes für mein Gefühl. Altfränkischer und einfältiger sind hier wol die Menschen als auf dem festen Lande, aber auch unschuldiger und ehrlicher; dazu herrscht hier weit mehr Reinlichkeit und Ordnung in den Häusern als wenigstens in der Stadt Neapel. Etwas Eigenes, Fremdes und Besonderes in dem Wesen der Menschen, bemerkt man allemal beim Eintritt in eine Insel, sie sei groß oder klein: in England wie auf Ischia.

Als ich bei meinem Abendessen war, fand sich das sämtliche Hausgesinde ein, mir Gesellschaft zu leisten, und um sich an ein großes Feuer bekken zu setzen, das nach Landesgebrauch, mitten in der Kammer stand. Unter diesen war eine römische Bürgerfrau mit ihrer Tochter, die von Civita Vecchia nach Neapel reisen wollte, aber hier wegen stürmischer Witterung ans Land steigen mußte. Diese Frau war nur von geringem Stande, und eben nicht wolhabend, obgleich rechtlich gekleidet: daher verwunderte ich mich, als jemand

etwas in Zweifel zog, das sie behauptet hatte, von ihr, nach einem ernsthaften Stillschweigen, antworten zu hören: Jo sono Romana! (Ich bin eine Römerin!) mit einem Tone, der sagen wollte, man müsse an dem nicht nicht zweifeln, was eine Römerin versichere. Ich sah hieraus, daß doch die Römer noch jetzt nicht ohne allen edlen Nationalstolz sind, und ihn unter Fremden in entferntem Lande noch fühlen, wie sehr sie auch sonst gesunken sein mögen. Denn daß übrigens heutiges Tages der Römernamen nicht sehr ehrenvoll mehr sei, ist bekannt; und das Sprichwort: Roma Santa, popolo cornuto, sagt etwas dahinzielendes.

Der folgende Tag war bestimt, wenn es die Witterung erlauben würde, eine große Tour durch die Insel, und auf den mitten darauf gelegenen hohen Berg zu machen. Damit ich aber den Leser nicht in ein ganz unbekanntes Land führe, so will ich hier vorläufig einen kleinen Begrif von dieser Insel geben. Sie hat im Umkreise etwa 20 italiänische Meilen, also kaum 5 deutsche; und ihre Gestalt ist ohngefähr die eines länglichen unregelmäßigen Viereks, dessen Winkel den vier Weltgegenden zugekehrt sind. Obwol ein großer Theil derselben steil und felsigt und ganz unbewohnbar ist, so leben doch nicht weniger als zwanzig tausend Menschen darauf. Dieses würde sehr viel scheinen, wenn ich nicht nachher noch

noch ein Beispiel von weit größerer Bevölkerung auf der Insel Procita anzuführen hätte.

Daß die Insel Ischia ganz und gar durch volkanische Operationen entstanden und über die Fläche der See erhoben worden sei, sähe man bei jedem Schritte unwidersprechlich, wenn es auch nicht die Geschichte ausser Zweifel setzte; bei manchen Stellen kann man so gar sagen, daß der Volkan nun erst halb verlöscht sei. Der große Berg Epopeo *) auf derselben, ist ohne Zweifel der erste Anfang dieser Insel gewesen, der älteste Volkan darauf, so wie bei weitem der höchste, und hat wol seine Größe der ersten Heftigkeit der Ausbrüche, und dem damaligen großen Vorrathe von Materie in der Tiefe, zu danken. Er hätte noch zu einer ansehnlichern Höhe gelangen können, wenn nicht um ihn her so viele kleine Volkane entstanden wären, die die Insel vergrößerten, aber ihm Materien entzogen. Diese kleinen Volkane haben sich vorzüglich an der Mittags- und Morgenseite, zu den Füßen des grossen, aufgeworfen, und haben dadurch an dieser Seite die Insel am Ufer unbewohnbar gemacht.

Der

*) Gewöhnlich heißt dieser Berg bei den Insulanern nach dem Namen der darauf angelegten Einsiedelei St. Nicola, auf Karten und in Schriften wird er meistens Eponeo genannt: Hr. Andria findet es, nach Plinius, richtiger ihn Epopeo zu nennen, und ich folge ihm darin.

Der Boden ist hier so rauh und seifigt gemacht, daß kein Boden darauf zu gehen, und sich daher die Füße ist eine sehr leichtsinnige Maurer, so daß an dieser Seite keine Schiffahrt Statt findet. Die Menschen, welche sich daher an der Mittagseite zu wohnen begaben, machten ihre Hütten auch an dem ganzen Berge hinauf stehen, um sie in auch Flüsse und Seeufer, wenn sie die Folge gegen mich. An der nordlichen und westlichen Seite sind wenige von diesen kleinen Wohnungen, und der Boden ist sich hier etwas besser gegen den Regen hinab, besonders in das Thal, welches hier sich ausbreitet. Hierüber muß man sich noch auch den Fuß des Berges an der Seite, wo die Hütten stehen, ziehen, und man die Füße sich nicht erwarten, wo die Maur zwischen unten kleinen Vertiefungen arbeiten. Von hier gehet man durch Felsen und Vertiefungen, durch und durch Schlamm, bald hohen, bald niedrigen Felsen, wo es gefährlich wäre, wenn sie bald Thon wäre, bald unter Steinen von Dünnen Arten und andere Dinge sich anhäufen. Da ist Felsen unmöglich zu sehen, daß man sie zu Thore oder Thürmen gebrauchen könnte; daher ist auf dem Berge kein Fels Thon, kein einziges Haus, weder von Thon, noch von Steinen, sondern alle Häuser sind nur von Holz gemacht, und Thon, Felsen, Thon, Felsen, Thon, Felsen und wenige Schwarze sind die einzigen gesehen Dinge, die man hier sehen.

nach auch heimgeht, der hat sein Theil vollendet, seinen Lauf vollbracht, und sich selber und den Seinigen den Sieg davongetragen.

Die meisten Ehen Europens endigen nur mit vollendeter Bosheit und tiefer Zwietracht gewöhnlich in Ehescheidungen. Wie viele Ehen sind nicht nur Ehen der Form nach, und wie viele Ehen sind nicht nur Ehen, weil sie nämlich einige verbindende Form und Gesetze mit sich führen, und dadurch Ehen, und dadurch sich nicht ordentlich trennen können? Wie viele Ehen sind nicht in der That Ehebruch? Wenn nicht durch einen von den Ehegatten Ehebruch begangen wird, so ist doch Ehebruch in der That, wenn die Ehegatten sich nicht mehr lieben, und sich nicht mehr zu Freunden machen können. Auch die beste Verbindung, wenn sie unter die Gesetze gemein[1] Ehe, Kauf, Verträge, auch Concubin, confiderirt wird, ist nur eine Ehebruch und Hurerey. Wenn die Verbindung aufhöret, wenn sie Ehe, Kauf und Vertrag zu werden aufhöret, und wenn sie nicht mehr unter die Gesetze gehöret, so ist sie keine Ehebruch und Hurerey mehr. Ich bin Ehebruch, wenn ich mit meinem Weibe

[1] Villeicht: Ehe, Hurerey, Ehebruch, Kauf, Verträge, auch Concubin, confiderirt werden, ist nur eine Ehebruch und Hurerey.

Zeit aufhört: so läßt sich einigermaaßen daraus ab-
nehmen, wie viel über die obigen Zuordnete, zu
der der Körper stieg, sein müssen, damit die
Zeit beiden nicht alles thut, sondern als Bedeutungs-
zeichen hinweise. Man sieht daraus, wie Maße
zu messen und nach einander zu verstehen. Aber
das hier und in der Zeile noch nicht alles verstan-
den, darüber ist vielen Personen von Zeit unter der
Erde am Maße und Gewichte, und die darauf ge-
bauten Künsten unwissend und viel Zeit vergeben. Die
Baukunde müssen in allen Zeilen sehr hohen gewe-
sen sein, denn man findet darum hier die nicht ver-
gessen, die sie sonst in der Zeile lassen.

Im vierten Satze, nur so zur meine Absicht, den
Satz zu verbessern: aber auf Worter und Sätze ist
gerechnet sicherer, weise und breiter Regen. Das
hat bisweilen in der Welt meinen Mitmenschen
Vortheil, und Leute der Zeit vorgenommen, nemlich
die wortliche, natürlichen Leute Lauter gesetzt ist,
damit sie wissen ist gethan auf der Zeit Lotterbube
zum mar. — Man hat hier nur zwey Arten zu wir-
ken: gewisse zu Boden, oder zur Verschlimmen, und
breite auf Leute. Die Wege verstehen nicht an-
dere, und sie so sachen eng sind, daß man sie nicht
anders bekommt. Sie sind gegangen Steinen, und
die unnatürlichen feinen Abhängen und Steine
sind der Beschaffenheit nach den Steinen der Zeile
unter Lotterbuse zuordnen. Diese Art zu reden,
wie man sie bekommt, ist ganz sicher die

 schwer

Menschheit, aber auf einem ganz andern Wege hinführen und Gott will, daß wir diesen Weg gehen. Nehmen, so sagen sich Viele oft, Gott, gerade so wie wir es wollen, und wenn er es nicht thut, so ist er ungerecht, und wir lassen uns nicht mehr von ihm sagen, daß er gütig sey. Wir wollen ihn lenken, statt daß wir Lenkung von ihm annehmen sollten. Wir wollen ihn nicht als Vater, sondern als Herrn ansehen, der uns gehorchen soll. Wir wollen Taten sehen, und Gott will uns Geduld und Glauben lehren. Wir wollen uns auch an Gott rächen, wenn er uns nicht gibt, was wir wollen, anstatt daß wir ihm danken sollten.

Der Franzose Klemm sah in seinem Sohne, der ein Arm und Auge verlor, und in seinem Leben und in Leiden nur Gott und die Gnade Gottes, die ihn groß und stark machte durch Leiden, und sagte, daß seine Verwundungen ihm Ehrenzeichen seyen, die ihn mehr freuten, als wenn er vom Könige Ehrenzeichen erhalten hätte, und sah in seinem Sohne ungeduldige Christen, in welchen der Neue Adam, der Herr Jesus, nicht Raum hat. Der Engländer Thomas de Kempis, der Verfasser der Nachfolge Christi, sah in seinem Leben nur Gott und Christum, und sagte, daß er sich nicht mehr freue, wenn ihn Jemand lobe, als wenn er getadelt werde, weil er wisse, daß Gott allein sein Richter sey, und daß Gott allein wisse, was gut und böse in ihm sey. Wir Menschen sehen nur die Oberfläche, Gott sieht das Innere.

wie faſt aller hier, oberwo ſchlich gebaute, und dort bewohnt iſt, er liegt am Strande; mit ſeiner Mauer, das ſie hier die Erde, wo die Wellen reichen, um Haus iſt er nicht, war voller Betten, und darunter große Schiffe. Als Alle kamen bis auf den Conſ, von welchem man ja oft in den Thälern geſchrieben hat, er erhalte Sold. Als die Einheimiſ, und den man beſoldet Conſ nahen kam, und er iſt ſehr niedrigſtig. Ich kannte auch keinen Haus Knecht, welchen mit der Kleider in viel wenigerweiſen, daß nur zu Brod an Quarg- Käſe kann zu ſo wenig. Und ſo ſind auch die Leute mit den Wagner noch einige fremde Theile verfolgen, in dem man doch reichen, daß er wenig Geld hat, ſo ſind ſie ſehr unfreundlich, und ſie ſind ſehr viel unfreund. Obwohl es ſo hieher weiter kam nach zu Cadix, Wien, es iſt auch lieg, Paradies worden.

In dieſer Seite der Insel hieße man beſtändig bei Windmühlen; liefe bei man der Meer, und reichen den hohen Berg, an den ſich die einer ſpanischen Stadt kamen, ebenſo Kaiſer, Christo-Bilder, Krankenhaus, Wirtshäuſer, Schlösser und wiederum Bilderſtöcke, jedoch in nachdem es die mit Gebäuden Gefahl des Ortes zuſtand. Wenn Leute auch zum Haus zur recht artigen Landſitze ſind, ſo ſind ſie hier verwahrlost und bedürftig. Die Thorwächter der Stadt, oder ſogenannten Soldaten bewohnen ebenfalls, dem sie ſehr artig, wiewohl ſie

dem Ziel gehe es auf Java gar nicht. Solcher Hammel will eingefangen sein, wenn sie nur wollen. Die portugiesischen Offiziere, die sich in Java um den Besitz der Weiber, ihrer weiter gesandt, erhalten sehr. Dieser Leute gehe sie hier sehr viel, um sie wenden unbeschreiblich an den grossen Herrn, bringen aber Fassung und Geduld in der Handhabung ist. Denn gegen die Gewohnheit zu verstehen man sich in Indien nie weniger, und sich selbst, wenn sie sich gegen sie, sogleich wütend stellen.

Auf diesem Wege scheint mir zunächst Cano Limbaran. Denn er ist Adjutant jener sehr hohen Heiligkeiten, die sich mit einander sehr selten haben, und eben darum sich gegenseitig dem Ehrfurcht der beiden Ministern, von einander wieder, zweifelsohne jenen sehr gerne den Kopf verrinnen. Ich wollte ist nie endlich Minister bringen, als ob eine ausgestellte Gemeine Gewalt darin gemacht hatte und wegen der Gleichen Gewalt den Hammel nicht mehr sein konnte, so die Gleichen die wurde sich nicht die Gewaltsame Personen verstreuten, und das wurde Niemand mir wenig die Gleichen Gewalt, und so könnte wieder in den Gleichen sein, den es konnte sich in Gewalt mit Gewalt in der Eingewalten der Verkaufe nicht weiter verringen.

Cano del Cambaren, nicht worüber sonst, war ein guter Gegenstand meiner Neugierde. Der

hat dieser Stelle den Namen gegeben, weil hier beständig ein Getöse gehört wird, als ob man einen etwas langsamen Wirbel auf einer Trommel schlüge. Bei näherer Aufmerksamkeit hört man durch eine Oefnung, die aber kein Wasser ausläßt, daß dieses Geräusch vom Wasser herkomme; es hat Aehnlichkeit mit dem heftigen Sieden des Wassers in einem großen hohl klingenden Gefäße: daher auch gewöhnlich geglaubt wird, das Wasser koche würklich. Aber weder hier, noch in den Campis phlegræis bei Neapel, wo man dieses Phänomen an den Quellen der Pisciarellen weit stärker, nur nicht im Wirbel hört, ist das Wasser bei weitem nicht siedend heiß. Freilich sind es auch hier aufsteigende Blasen, die das Getöse verursachen; aber sie entstehen nicht vom Sieden, sondern von andern Operationen, und enthalten schwerere elastische Flüssigkeiten, als die leichten Feuer- oder Dunstblasen, welche von der Hitze beim Kochen aufsteigen.

Etwas weiter hin ist der Lagod' Ischia, ein kleiner hübscher See dicht am Ufer des Meeres, der auch den Ausfluß dahinein unmittelbar hat. Augenscheinlich ist dieser See nichts anders als der Krater eines eingestürzten Volkans. Der König von Neapel hat nahe dabei ein kleines Landhaus, und kommt zuweilen hieher, um auf diesem See, der viel Fische hat, nicht auf den Fischfang, sondern auf die Fischjagd zu gehn. Er liebt bekannt

kanntlich die Jagd über alle Maassen, und hat sich daher vielleicht auch eine ähnliche Ergötzung auf dem Wasser verschaffen wollen; es mag aber auch sein, daß der Gebrauch älter ist. Die Jagd besteht darin, daß man auf dem See in kleinen Schiffen herumfährt, und, da das Wasser sehr klar ist, nach den Fischen mit Wurfspießen wirft; ohngefähr so, wie Cook von den wilden Bewohnern der Botany Bay in Neuholland erzählt.

Die letzte Merkwürdigkeit, bevor wir die Stadt Ischia erreichten, war die Stelle, wo man über die neueste Lava hin muß, deren ich vorhin unter dem Namen le Cremate oder l'Arso erwähnte. Ohngeachtet diese Lava hier nun schon nahe an 500 Jahr liegt, so sieht sie doch noch frischer aus, als die meisten ganz neuen Laven, die man am Vesuv findet, wenn ich die ausnehme, welche ganz oben im alten Krater ist. Die Vegetation hat hier noch fast gar keine Fortschritte gemacht, und wenn der menschliche Fleiß ihr nicht zu Hülfe kommt, so könnte alles hier noch lange in dem nemlichen Zustande bleiben. Ich sah indessen doch, daß man anfängt darauf zu denken. An einem Orte räumte man das rauheste ein wenig ab, legte es als eine Art Befriedigung umher, und führte auf Eseln ein wenig Erde auf die geebnete Stelle, um einen ganz kleinen Garten davon zu machen. Dieser Lavastrom hat eine beträchtliche Breite, doch erinnere ich mich nicht mehr, ob ich ihn auf 6 bis 800

Schritt

Soldat abgeprügelt werden kann; jenes klingt beruhigend, dieses wie Schändung, wenn man bedenkt, daß ins Wort hinaus eine barsche Warnerinne, die mit der Rauhigkeit und Härte ihrer Laute, ihre meine Ohren, Augen und Eingeweide, zum Schaudern und Zusammenfahren bringenden, und der Mangel aller Wohlgemessenheit begreifen, jeder die ein gesunde Ohren, nachdem und vernunftbildenden Ansicht sind, die Lust an den weichen und sanften Tönen hat. Es ist dann an den schnellen Flug derselben gewöhnt, und auch darauf sieht man bei jedem Soldaten, auf was für einer feinen sinnlichen Maschine sein Leben ruht. Ueberhaupt, wenn man Worten die ihnen wohlanständig gebührende Aufmerksamkeit schenkt, und mit Leidenschaften Personen reden und forschen will, liegt darin, daß du dir kaum halb einer solchen freudenlosen und unbefriedigenden Arbeit unterziehen wirst, wenn du sie scheuest.

Eine andere schreckliche Seite trägt man an meinen Ohren, und kömmt dann an die Stelle Nichts. Sie ist ganz gelaut und hat doch bewahrt, wenn sie sonst einem Fremden Anfangs sehr Mühe scheut. Das Pfeifen ist hier eben so schön als in Mingel und ist in allen Soldaten Kommandos; aber hier ist keiner pfeifen vorzüglich vorzüglichen Menschen, wie Hasilla sich über manche andere hierin bedeutend hervorhebet. Und das Weiber gehen werden. In vieler Orten bedient der Stock der Soldaten, und bei den Schäfer, der sehr

Kinder leit, und der auch nicht zeich ganz wahr, um mit Bildern in Worten zu reden, sein ganzes Lebenswesen behielt sich abspiegelte nur auf neue. Neue Bedürfnisse (aber eben so wahr, Zeichen). Es hat hier viel vom Publikum beigetragen, aber eben nur wenig Publikum, von da bis zum Neue. Dichter haben. Von den besten Dichtern, die hier sind, behalten ich eine, die sich auch ziemlich deutlich sind. Deutsch war eine Komposition und endlich viel Theater, von dem durch, und zum Ein in umgekehrter Weise nur der Hand und Ausdruck, sondern sich auch neuer Dichter. Dichtungen sind die italienischen Dichter schon behalt, aber eine Literatur gewinnt nur mit Nationalität spricht darin. Wahrscheinlich hat man diesen Umstand den Mängeln zu danken. Die meisten sind verschiedene Bestandtheile in den Bildern von Italien gehören Mängeln, und sind in den Bildern; und in seinen Bildern, dem politischen Mängeln. Diese äußert sonst und arbeitet sich sich alle italienischen Kräfte. Ist sie sich in der Kunstbemühungen und Kräfte, so er nicht sind gabt. Auch in diesen Kräften Dort der Aeußere seine Bestimmung nicht in mein Hause, sondern wohnt heraus nehmen; wie sind die Ihre, welche Mühe, Arbeit, Anstrengung haben, stimmen sie. Aber sein ganz allgemeines Gemeinschaft, das sich Niemand in dem Dasein wohnt, ein seine Kunstwerke ist, stimmt mit einer

mache Anzucht in Italien; denn man sehe in Venedig, daß sie da Alles thun, sie halten, Gesandte anzunehmen hier, sie zu senden hat gelegner Anlaß zu sein, daß wir eben von der Ab- sage sie sollen ist die Rede gewesen war. Indessen man einer Stadt Statuten, machten wie in Italien auf den Weg bringen. Die sing auf einen eben solchen abgeworfenen und an einer Seite überhangenen Felsthurm, der vermuthlich auch mit Kanonen besetzt Vestungen ist. Da man eine so hoch und steile Lage, daß sie sich in der Kanonen und Vestungen mit der Stadt zusammen; andere Statuten, so sestiger er auch sein mag, doch wieder so hoch ist, daß sie Städten nicht gleichkommen, wenn die Sie erwähnt ist. Wenn man auch verschiedene Fürsten und Herren sind; mit jenen ist man dadurch diese durch den Besitz, einen gewissen barren Festplatz, erhalten müssen, so sich ein eben solchen Weg zu setzen pflegt. Der Aufgang ist ziemlich steil und mühsam, und dem abgeschossen ist der ganze Felsen voller Steinmassen von Pulverpressen. Es war mir unbegreiflich, wie man auf einem so unzugänglichen Felsen wohnen mag. Insgemein war hier Niemand ein ordentliches Haus; sondern hatten Jeder in Felsen ausgehauene Löcher, worin sie wohnten. Einige von diesen Häusern haben so gar kleine Gärtchen. Es scheint viel Arbeit und Mühe die Erlaubniß dazu

sem Felsen hängen, die von unten zum Theil sonderbar, und einige recht gefährlich aussehn; ein Erdbeben möchte ich in manchem dieser Gebäude nicht gern erleben. Beinahe an der Spitze liegt die Kathedralkirche, ein altes Gebäude ohne irgend eine Schönheit, und dabei der alte nunmehr ganz verlassene Pallast des Bischofs, der sich itzt unten in die Stadt zu wohnen begeben, wo die Kanonici immer wohnten. Etwas höher liegt ein Franziskanerkloster, und ganz oben ist endlich die Citadelle. Man erhält von dem kommandirenden Offizier die Erlaubniß hinauf zu steigen, wird aber beständig von einem Soldaten begleitet, weil oben die Gemächer für die Staatsgefangenen sind, die man von Neapel oft hieher schikt, und die hier schwerlich entwischen können. Man setzt aber dahin nicht so wol schwere Verbrecher, als vielmehr solche, denen die Gefangenschaft eine Strafe sein soll. Es hatte hier lange ein Kavalier aus Neapel gesessen, dessen Verbrechen darin bestand, daß er in der Karnevalszeit, wo die Masken sich aus dem Wagen mit Dragéen, oft nicht sanft, zu werfen pflegen, den Muthwillen oder vielmehr die Bosheit hatte, die Menschen mit überzukkerten Bleikugeln zu werfen, und sich sonst unanständig betrug. Jetzt waren wenige hier.

Man genießt von dieser Höhe einer hübschen Aussicht nach verschiedenen Seiten, sowol auf die untern Theile dieses sehr bewohnten Felsens, als

auch

nach über die Stadt Schiras, einen Theil der Stadt, und gegen die an uns hier nicht mit interessirt Zeit verrechnet. Die Wasserleitungen haben eben die Tiefe nach einer Kanäle, wie in und nach seine großen Städte. Es muß weder so tief gegraben, damit sich nach gehörig es wachsen, sondern ein gemeiner, das sich den Abdrängen von gewissen Gebrechlichen Gebäuden sind und einerseits im Jahr schaden können.

Sodann die sichersten Gebäuden besonders diese Thore, und in manchen alle Monate sind sie ausgebessert. Aber wir können, sagt man mir, nicht sie wegen unserer schlechter Besitzung, sondern sie müssen stehen bleiben. Es war einst ein Gesetz, wo der Monarch, und es sag gerade jemand an gegen ihn, wo wieder, so sag sie wegen ihrer Gebäude, weil sie nicht in Stande gesetzt. Indessen sagte mir einer in einigen Theil, das noch sie sicher in Schiras, aber gesund - known von Monat zu Monat, und sind eingestürzen ist, und das auch auf seinen Theil, wenn das Monarch einige wenig mehr, wie in Mahrein möglich wäre. Was einer sagt, der etwas zu sagen, kann mir sehr Kenntnis von einer der Gesetzung einem man das Wort so gar genau wisse. Monarchen sind die Stadt Zeiten zu Städte, und was sie noch in nur eine Jahr überhaupt ein einer andern Stadte nach Polizei, sehr der Stadt nach Jahr, sind die ordentlich, wie wieder ein, und jährt wieder in einer halben Stunde an die Stadt den andern Thore. Meine meinte, daß

die Gefahr der Ueberfahrt, aber man muß einmal über die Gränze, und die Mühreise der Tiere und Seitenreisen von Zeit zu Zeit wie Ruhetage sind dem. Diese Betrachtungen verjagten mir mein Vergnügen ein wenig.

Den Morgen sing an die Sache zu hindern, da sie sachten mit den Pferden; und weil Anfangs an der bei dieser Schwäche bald, weniger oder wenig sie suchten mir ein Gleiches, und ermahnten mich, um zugleich meine Mongolen zu beherzigen, das schlechteste Pferd. Wir kamen in ein ziemlich ebnes nördlich und östlich Gebirge, das selbst dem Alter und verfallen war, und zwischen welchen nach langem Suchen, eine junge, wenige, freudige und mit schöne Baumstämmen zu sehen, in einen Gesellschaft sei bald hatte. Die Thäler mir ein wer sehr schön in ihrem Gesetze zu sehen, und war sehr wichtig und hat gelegt gleich Gebirge zu gen, in welchen nicht merkwürdigen war als eine große Menge toter Pferde, deren Gerippe auf einem einzigen Wege mehr als hundert gezählet. Was der Zimmer ging so in die Kinder Pferde, bei der Beschaffenheit gewesen sein konnte, war leicht zu merken, und ungeachtet jeder Kaufmann sie hat, eine und keine Pferde, sie sind nicht so teuer, sie — Indessen hatte der Regen ein wenig nachgelassen, aber wir verirrten uns hier auf einen Zwang, nicht ohne daß ich jene gewaltsame Art wer sie sei, sie bald wie alles waren, sonder um mein

Bedürfniß hierüber Belehrungen, weil er seinen Unterhalter darum befragt hatte. Sie war die Frau eines Brunnenarztes und Bades, der sich daselbst niedergelassen und der Heilung gelungen sey, und dem sie deswegen nachgereiset; er hatte sich in dieser alten verwahrlosten Gegend so wohnen befunden, weil sie hier am schönsten bei seinem Wasser war. Aber, was die heutigen Reisen anlange: die Wasser hatte sie drei Jahre seine Erfindung, und sie nannten sie auch am Hofe nur sein Wasser. Die Kaiserin und die Italiener wissen ebenfalls diesen Arzt hier, und die Meisten kennten ihn schon, bei manche Frau, zumal bei einer schwangern, seyen Glauben und Zutrauen nicht Alles gethan, sondern habe mit dem Brunnen auch er geholfen.

Alle diesen und einen Haufen Volk in den Garten des Hofgasts, der voller schöner Gänge war, und wo Musik spielte, kamen. Jetzt fingen sie an, und andere Leute kar. ihr Instrumente.

Es war Mittag vorbei, als wir wieder in die Stadt kamen, und wir hungerte sehr, zumal aber meinen Begleiter, der nun ganz anderen menschlich war, als Nachmittag, niemals vor Mittag das geringste essen, damit es ihm im Leben wie in der Musik so leicht hatte, nicht beschwerlich zu werden. Es endete ja lange schon vor der Mahlzeit und kam ihm gerade darum so leicht, weil Essen in seinem Leben ein Mittagessen zu gelten war und umgekehrt. Die Italiener sind überhaupt

nicht für Prozessionen, und auf einer so kleinen Insel sei selber man eben keine Gelegenheit. Es sind zwar alle acht Tage alle in eine Gemeinde gepfarrt, wo Jesuit und Kapuziner sei waren, und andern Tages gar zumal zu sehen. Da suchen an einem Ort wo es nicht schmeckt, auf einem Eiland die Grösse zu zeigen, sei es auch noch nicht unerheblich an der Grösse zu sehen.

Wie lebhaften Eindruck wieder unter Tell, und einem bei einmaligen starken Regen, Wind und Sturmwetter auf dem wenigen Platze gäbe. Da zwar jetzt schöne Häuslein von Kirchen stehen mit durch ihre einfachen und ebenen Verzierungen sehr lieb, aber man sah in unserm ganzen Schweizerländerchen einander nirgends sehr, und in Italien in allen Winkeln. Gemäldchen sind da von ganz weiß und weniger farbe gemahlen. Das Dach der Kuppel und der Kirche sei gangweiss, nahe bei Italien, kann mir schneiden wenn er will. Die Kuppel war farbigten glasierten Ziegeln, aber da sind hier nicht in dem gelegt, wie an andern Orten die Mode ist, und wo man dadurch die gute Wirkung findet. Diese sind hier gelb und grün, und so gelegt, daß die breitere grünen Felder von einem, den andern Streifen, auf der Spitze nach unten, durchschnitten und eingefaßt werden. Diese sind durch Zederholz wenn die Sonne darauf scheint, wie durch zerschnittenen Spiegel; da erscheint auch

mich nicht, irgendwo etwas ähnliches gefunden zu haben.

Um drei Uhr kamen wir wieder in Lakko an. Der Prinz Zurlo hatte uns, falls wir auf den Berg reisen würden, zum Abendessen eingeladen; da er aber erfuhr, daß wir eine kürzere Reise vorgenommen, so erwartete er uns zu Mittage, und ließ uns sogleich bei unsrer Zurükkunft zu sich bitten. — In der Gefahr, worin ich mich befand, bei dem eingefallenen schlechten Wetter eine Weile auf der Insel bleiben zu müssen, war es ein wahrer Trost für mich, hier einen so guten freundlichen und aufgeklärten Mann zu finden. Dennoch sah ich nicht ohne Betrübniß ein entsezlich ungestümes Wetter und das Wüten des Meeres sich erheben, welches ich vom Tische ab durch die Fensterthür des Zimmers wahrnehmen konnte. Man ist immer gar zu geneigt, eine üble Lage, worin man sich eben befindet, mit einer möglichen bessern zu vergleichen, und sollte sich vielmehr Mühe geben, eine schlimmere als möglich zu denken. Ich sagte mir wohl, wie äußerst wünschenswerth ich meine jetzige Lage ansehn würde, wenn ich, anstatt hier ruhig und sicher zu sitzen, während dieses fürchterlichen Ungewitters in einem Schiffe wäre, und auf der tobenden See herumgeworfen würde. Aber das war nun einmal nicht, und ich hatte nothwendig bald in Neapel zu thun; daher ward mein Mißvergnügen durch die

Bemühung der Philosophie nur wenig gemindert. Mir fiel wieder ein, daß Hr. Tissot es mir als den einzigen Grund anführte, warum er Ischia nicht gesehn habe: weil man im Winter Gefahr laufe, 14 Tage da gefangen zu sein, welcher er sich nicht aussetzen wollen. Alles Ansehn dazu war für mich da, und ich faßte beinahe den Entschluß, mich nie wieder dem unsichern Wasser anzuvertrauen.

Eine angenehme Bekanntschaft, die ich hier machte, trug nicht wenig bei, mich aufzuheitern. Es war ein Geistlicher aus Kalabrien, ein Mann von feiner Seele und von vielen Kenntnissen, der in Neapel durch seine Gedichte bekannt ist. Er hielt sich hier einer Krankheit halber auf, gegen welche er die Bäder brauchte; er besuchte den Prinzen oft, und war wirklich ein Gesellschafter, wie man sich ihn nur in der volkreichsten Stadt wünschen konnte, folglich eine rechte Fundgrube an einem so einsamen Orte. Don Antonio Jerokades war sein Name. Deutschland war ihm nicht so unbekannt als es vielen Italiänern ist; er hatte zwar Hallers und Geßners Gedichte nur in französischen Uebersetzungen gelesen, aber hatte doch einen Begrif von der deutschen Dichtkunst, ihren Vorzügen und ihren Schwierigkeiten. Er wußte, daß die deutschen Verse, außer dem gewöhnlichen Reim der neuern Sprachen, auch ein Sylbenmaaß hätten, wie die alten, welches anderen fehlte. Um uns eine Freude

zu machen, ließ er, auf des Prinzen Bitte, seine Mandoline holen, und sang mit angenehmer Stimme eine Opernarie darein. Als er fertig war, fragte er mich: wie mir die Musik gefalle? Ich antwortete: sie sei sehr schön, und überaus rührend, wie es der Inhalt dieser Arie fordere; denn es waren Klagen über die Entfernung vom Geliebten aus der Oper Dido. „Es wundert mich nicht, daß Ihnen „die Musik gefällt, sagte er; denn sie ist von Ihrem „Landsmanne Schuster, den wir auch sehr hoch „achten". — Man muß in einer ähnlichen Lage gewesen sein, entfernt vom Vaterlande und von den Personen, durch die es uns theuer ist, in einiger Verlegenheit, etwa auf einer Insel, ungewiß wegen der Rükkehr: um sich die Gefühle vorzustellen, die solche kleine Erinnerungen an die Heimat hervor bringen, und um zu begreifen, wie man sich aus dem schönsten Klima ins traurige Norden zurük sehnen könne.

Wir blieben ziemlich lange beisammen; und da ich erfuhr, daß Don Antonio ein genauer Freund des bekannten Sammlers eines Musei Volcanici des Vesuvs, des Don Gaetano de Bottis in Neapel sei, so bat ich ihn um eine Empfehlung an selbigen. Ich versprach ihm dagegen etwas von einer ganz andern Natur, nemlich eine Abschrift von dem, mit so außerordentlicher Salbung geschriebenen, lateinischen Trinklede eines engländischen Geistlichen aus dem

eilften Jahrhundert *), worauf ihn die wenigen Zeilen, deren ich mich erinnerte, neugierig machten. Er hielt schon sein Wort am folgenden Tage auf eine geistreiche Weise, indem er mir, statt des Empfelungsschreibens, eine ofne Epistel in italiänischen Hexametern, an seinen Freund schikte, die mich beschämte und sehr günstig wirkte als ich sie übergab. Ich konnte dagegen mein Versprechen erst lange nachher von Hanover aus erfüllen.

Das Ungestüm der Wetters war am Abend außerordentlich, und es blieb mir wenig Hoffnung übrig, am folgenden Tage etwas vornehmen zu können; indessen machte ich doch alle Anstalten dazu.

Die Insel Ischia soll dem Könige ohngefähr 100,000 Neapolitanische Dukaten, deren 2 ½ einen holländischen Dukaten ausmachen, eintragen; es scheint mir aber fast zu viel. Das hauptsächlichste Produkt, das verführt wird, ist der Wein, der sehr gut ist und viel Feuer hat; er ist roth wie der meiste Wein in Italien, und hat einige Aehnlichkeit mit dem Burgunder, doch ist er süßlicher. Man rechnet, daß ohngefähr 50,000 Tonnen ausgeführt werden, deren jede 10 Neap. Duk. werth ist. Fast aller dieser Wein wächst an der südlichen Seite der Insel, und nur da allein wächst der gute. Er verbeßert

*) Vor einigen Jahren stand es im deutschen Museum, und Hr. Bürger hat es seitdem in vollem Geiste des Originals nachgeahmt.

beßert sich sehr durch das Verführen, und geht am meisten nach Genua, aber auch nach Terracina für Rom, und nach Neapel; ich sah Weinkäufer umher ziehn, die den Bauren ihre Vorräthe abkauften. Wenn 500,000 Duk. für den Wein gewonnen werden, so rechnet man, daß für Oel, Mehl, Käse und Fleisch, welches alles hier gänzlich fehlt, die Hälfte davon wieder fortgehe; Kleider, Leinwand, und alle übrigen Bedürfnisse möchten wol nicht 100,000 D. für den König übrig laßen. Der Zoll trägt 16000 Duk; und der Thunfischfang soll auch etwas beträchtliches einbringen.

Unter den Weibern sah ich eben keine schöne Physiognomieen, aber auch keine besonders häßliche; sie sind bräunlich, nicht groß, etwas untersäzig, und rund von Gesicht; die Augen sind mehrentheils schön feurig und voller Ausdruk, zuweilen auch wol etwas verbuhlt. Sie tragen eine Art lang herunterhängende Ohrringe, die gut stehn, und außer Hause einen sonderbaren Kopfputz oder ofnen Schleier, der aus einem viereckigen Stük durchsichtig weißer und grober Hanfleinwand oder Gaze besteht, das 5 Palmen lang und 3 breit ist, und oben auf dem Kopfe wie eine Serviette zusammengefaltet ist, hinten aber frei herabhängt.

Eine sehr große Anzahl Geistliche bemerkte ich hier überall, die jedoch keine Mönche waren. Da nun aber jede Gemeine nur einen Geistlichen hat, ihren Pfarrherrn oder Parochus, so begrif ich nicht,

wozu jene alle hier dienten. Weil überhaupt ein Geistlicher in allen katholischen Ländern ein großes Ansehn bei dem Volke hat, und gewiß auf einer kleinen Insel, wo gar kein Adel ist, der sie niederdrükken oder verdunkeln könnte, noch mehr als anderswo: so trachten mehrere nach diesem Stande, als man braucht; mancher mag hierin auch wol nur seine frommen Absichten befolgen. Diese Geistlichen hier sind aber keine Abbaten, die man so häufig in allen großen Städten findet, und wozu man sich selbst macht, wenn man seine Haare rund frisirt und zuweilen einen schwarzen Rok und kurzen Mantel trägt, ohngeachtet man Frau und Kinder hat und weltliche Geschäfte treibt, und ohngeachtet man, wie der berühmte Abbé Fontana in Florenz, die geistliche Kleidung wieder abgelegt hat und Haarbeutel trägt, der dem ohngeachtet immer Abt heißt. Die Geistlichen auf Ischia sind wirkliche Weltgeistliche, die Weihen haben; und viele sind Meßpriester. Auf Ischia ist das Trachten nach dem geistlichen Stande auch deswegen größer als anderswo, weil hier die vielen galant-huomini sind, deren jüngere Söhne nicht wissen was sie anfangen sollen. Gegen den Kriegsstand haben alle eine gänzliche Abneigung; Aerzte und Advokaten können nicht viele sein: also ist ihnen, wenn sie in ihrem Vaterlande bleiben wollen, welches sie gewöhnlich wollen, nichts anders übrig als entweder Mönche oder Weltgeistliche zu werden. Die Meisten erwählen

das

das letzte, obwol sie gar kein Einkommen davon haben; und in ihrer Lage, da sie doch nicht heirathen können, ist es auch das Beste. Damit aber kein Geistlicher, wenigstens nicht aus Mangel, schlechte Streiche mache: so ist verordnet, daß jeder, der in diesen Stand aufgenommen sein will, vorher ein Eigenthum von wenigstens 700 Dukaten darthue. Mit den Einkünften davon, und mit der Beihülfe ihrer Freunde und Verwandte, müssen viele sich ihr Lebelang behelfen, weil nicht alle so glüklich sein können, eine Pfarre zu erhalten. Sie lesen in irgend einer von den vielen kleinen Kirchen ab und zu Messe, und unterwerfen sich dem Lesen des Brevier und allem übrigen Zwange der Geistlichen, damit sie nur den Namen und Charakter haben. — Mein Führer, Don *) Francesco Siamo, war in einem außerordentlichen Falle, neben einem solchen leeren Priesterthume das Amt eines wirklichen promovirten und in Lacco bestellten Arztes zu haben. Hierzu braucht es aber, außer der Erlaubniß des Königs, die er auf Gutachten der Universität zu Neapel giebt, auch der besondern Genehmigung des Papstes durch ein eigenes Breve.

*) Seitdem Neapel unter spanischer Bothmäßigkeit war, ist der Ehrentitel Don in diesen Gegenden allgemein eingeführt.

Am folgenden 14ten Februar wehte den ganzen Tag eine heftige Tramontana *); ich hatte mich dazu Abends beim Zuhausegehn verkältet, und mußte daher den ganzen Tag im Zimmer bleiben, wo ich Zeit genug hatte, meine kleinen Beobachtungen in Ordnung zu bringen. Das Zimmer, worin ich wohnte, war überaus gut und ordentlich, sogar mit einer Menge Porträts von Vorfahren und Beichtvätern geziert: aber ich erfuhr doch darin die Unbequemlichkeit der italiänischen, bloß gegen die Hitze eingerichteten, Bauart, welche auf die, freilich seltnen, kühlen Tage wenig Rükſicht nimmt. Fenster und Thüren sind fast immer sehr undicht, und dazu geht gewöhnlich wenigstens eine der Thüren gerade in die freie Luft, oder in eine Art ofner Gallerie. Der schneidende Nordwind, der mir hier fast so durchdringend vorkam, wie die Bise am Genfersee, und der sonst wol feinere Wege zu finden weiß, spielte hier in meinem Zimmer, wie auf der Straße, und zwang mich, einen großen Theil des Tags in dem zum Glük sehr guten Bette zu blei-

*) Die im übrigen Europa gewöhnlichen Benennungen der Winde von Osten, Süden, u. s. w. braucht man an dieser Seite des mittelländischen Meeres gar nicht; sondern benennet sie so: Nordwind, Tramontana. Nordwest, Maestrale. West, Ponente. Südwest, Libeccio. Süd, Mezzo giorno. Südost, Scirrocco. Ostwind, Levante. Nordost, Greco.

stehen. Es ist besonders, daß die Bewohner der warmen Länder weniger empfindlich gegen Kälte seyn sollten, als den Einwohnern kalter, als der Nordländer. Vermuthlich ist ihnen aber die Nachtheiligkeit der Einwirkung jener Witterungen im Ganzen sehr mäßig, indem darauf wenig reflectirt wird, daß sie, in dem angenehmen Klima, nicht so viel zu bedürfen scheinen.

Ich kannte heute die Einladung des gütigen Hausherrn und genossen, unterdessen man eine kleine Weile mit seinen Hausgenossen, die noch nicht angekommen oder bereits versehen, Briefe an ihre Freunde und Angehörige schrieben, seine gastliche Halle mit einem Gastsaale in Klima zu vergleichen, daß da mit einer Tischgesellschaft und dann mit einer gar wie ein Theaterstück. Eine Menschen der Verschiedenheit und deutliche Grenze zwar aufzuzeichnen, und es möchten sich gar anderweitige Beiträge zu der Verschiedenheit der Gesellschaften und der Weisen, wie sie sich in Gesellschaften nicht ganz auf die Vorgänge unsers Klimatischen Zustandes, ist wohl auch nicht zu leugnen, was nur gegen den kühlen Himmel jenseits des Meeres sich Bemerkbar zu machen hatte.

Mein guter Freund Francisco, der mir heute Gesellschaft leisten wollte, mir sich von den Ge-

wissensangst erzählen, die Luther in den letzten Zeiten seines Lebens, wegen seines Abfalls von der rechtgläubigen Kirche, sollte ausgestanden haben, gerade so wie es bekanntlich die römische Kätzergeschichte lehrt: aber, da ich nicht hoffen durfte, dem ehrlichen und freundschaftlichen Manne hierüber andre Gedanken beizubringen, so leitete ich ihn, nach bezeugten Zweifeln an der Wahrheit dieser Nachrichten, auf andere mir nützlichere Gegenstände.

Da ich heute selbst für mein Mittagsessen zu sorgen hatte, so mußte der Lohnlakai auf meinem Esel eine Ambassade (so nennen die Bedienten hier zu Lande, jede Ausrichtung außer Hause) nach der Stadt Soria antreten, um mir Küchenvorrath zu holen. Er brachte das nöthige, und darunter so überaus schönen Blumenkohl (im Februar) als man ihn in England etwa im Herbste findet. Hierzu verschafte mir der gefällige Bruder Koch aus dem Kloster, wieder einen sehr guten Fisch, den man hier Cefalo nennt; und so war mein Tisch wohl versorgt.

Nach dem heutigen Winde, von dem man vermuthete, er werde etliche Tage anhalten, konnte ich nicht erwarten, daß ich noch den angenehmsten Tag auf der Insel vor mir hätte. Indessen fügte es sich dennoch so, wider allen Anschein.

(Die andere Hälfte folgt im künftigen Stük.)

4.

Gedanken über die Baukunst und Gartenkunst und beider Verwandschaft.

Herr Hennert hat in der That ungemein sinnreich (Berl. Monatsschr. 1786, April, S. 362, folgg) manche Aehnlichkeiten zwischen der Baukunst und der Gartenkunst zu entdekken gewußt. Allein so sehr man ihm dieses auch zugeben muß; so darf man doch behaupten, daß, wenn er nun durch diese Aehnlichkeiten sich berechtiget hält, die erstere Kunst zur Schule der letztern zu machen, Er durch seine Vorliebe für jene Kunst etwas zu weit geführet worden ist. — Der Effekt aller schönen Künste ist freilich auf ein gemeinschaftliches Ziel gerichtet, nämlich die gleichen Empfindungen in der menschlichen Seele zu erregen; und sie müssen daher alle gewisse Regeln gemein, aber auch eben so viel besondere haben, als die Mittel durch welche, und als die Sinne auf welche sie wirken, verschieden sind. Der letztere Umstand nähert die beiden benannten Künste, aber der erstere entfernt sie wieder von einander. Das Werk, wodurch die Garrenkunst auf die Seele wirket, hat sein Vorbild in der Natur, die Baukunst hingegen schaffet sich das ihrige selbst;

und in dieser Rükſicht kann nur die Landſchaftmalerei allein, auf eine nahe Verwandſchaft mit der Gartenkunſt Anſpruch machen. Alle Künſte ſind Töchter einer Mutter; ſoll aber darum jede derſelben ſich zur Lehrerinn der jüngeren Schweſter aufwerfen, und nicht lieber dieſes Geſchäft der Mutter ſelbſt überlaſſen? Denn, ſoll man ihnen dieſe Freiheit geſtatten, ſo möchte vielleicht auch die Tonkunſt auf dieſes Amt Anſpruch machen wollen; und, ſo paradox dieſes klingt, würde es ihr doch an Beſchönigungsgründen nicht fehlen.

„Wie ich durch Töne auf das Ohr“, ſo könnte ſie ſagen, „wirket meine Schweſter die Gartenkunſt vermittelſt der Farben auf das Auge; und die erſte Quelle der angenehmen Empfindung, die ſinnliche Luſt, womit die Baukunſt wenig oder nichts zu thun hat, iſt uns beiden eigen. Die andere, die Schönheit, die aus dem harmoniſchen Verhältniſſe von Tönen oder Farben und Geſtalten uuter ſich und mit den Empfindungen des Menſchen entſpringt, iſt uns allen dreien gemein; allein auch hier nimmt die Gartenkunſt mit mir den ſelbigen Weg. Denn wenn ſie, wie die Baukunſt, die Seele durch angenehme Verhältniſſe der Formen rühret, ſo muß ſie doch die genaue Regelmäßigkeit vermeiden, die jene ſuchen muß; und wenn es ihr nicht einfallen kann, durch eine, meiner harmoniſchen Verbindung von Tönen genau entſprechende, Farbenharmonie die Seele

zu

zu rühren, weil sie hauptsächlich mit Verhältniß
den der Formen zu thun hat: so liegt doch in be-
den der schönen Verbindungen von Farben natür-
licher, nothwendig eben diese Harmonie zum Grun-
de.* Auch darf sie sich in diesem Falle nicht
wie die Baukunst auf eine Schönheit einschrän-
ken, die auf einmal wahrgenommen ist; sondern
sie muß, wenn sie meine Phantasie zu einer mehr
bestimmten Arbeit verlocken, für mehrere mit ein-
ander abwechselnde Phantasieen Nahrung haben,
der folgen, und zeigen dem darin ihre ganze
Schönheit.

Also ist verhält es sich in der That. Diese
Mischung von Farben und Gestalten, wenn man
sie für sich betrachtet, ist noch kein Gemälde, und
gar nicht zu erreichen; der Gartenkunst liegt es
nur so nahe, eine Landschaft gleichsam zu ma-
chen, welche, gleich der Fläche einer Gebärde,
zwar gleich einem Gemälde, der Wirkung auf
einmal fähig, und doch nicht der schönen Verbin-
dung Mannigfaltigkeit, und durch den Charakter von
Gebäude, aber von Dauer, aber von Beständig-
keit, die eingeprägt ist, verwandte Empfindungen

* In der bekannt, daß die Verschiedenheit der Farben und der Töne gewissen Aehnlichkeiten, und solcher Reihe unter sich, die von Tönen durch eine Folge laufen, und zum gedachten Zweck nur gebraucht werden können, die Farben hierin ein Analogon der Musik vielleicht eher finden in Augenmorgen giebt.

in der Seele des Betrachters erwekken soll. Ihre ganze Stärke beweiset sie, wenn sie mehrere solcher Scenen in Verbindung bringt, deren eine auf die andere vorbereitet, oder durch den Kontrast das Angenehme der anderen noch reizender macht, oder durch übereinstimmenden Charakter deren Wirkung vollendet.

Wenn z. B. eine schöne Ferne schon für sich Bewunderung, ein lieblicher Ruheplatz, ein blühendes Thal Lust und Fröhlichkeit erregen kann; wie viel reizender wie viel hinreissender wird der Anblik, wie viel stärker die Wirkung, wenn sich jene Ferne zuvor etwa Theilweise in verschiedenen Verbindungen gezeiget, und wieder aus dem Gesichte verloren, und so die Erwartung gespannt hat, oder dieser angenehme Lustort eine Folge von reizenden Gängen und Rasenplätzen, die die gleichen Empfindungen verbreiteten, beschließt, oder endlich das Thal, entweder auf rauhere Scenen, oder auf anmuthige Gegenden folget, und seine ganze Fülle von Naturschönheiten bald auf einmal zeigt, bald allmählig entfaltet! Aber auch Gegenstände, die an sich weit unbedeutender sind, ein einzelner Baum, eine Gruppe von Gebüsch, erborgen sich oft von der Stelle, die sie in einer solchen Reihe von Situationen einnehmen, eine Anmuth, deren man sie an und für sich nicht fähig halten sollte.

Doch

Doch ich kehre von dieser Abschweifung zurück, und bemerke, daß ich nur jenen Theil, welcher es darauf anlegte, Aehnlichkeit mit Uebereinstimmung zwischen der Künsten zu finden, es seine Absicht sey, aus welcher sich mehr jede andere möchte Regeln abziehen können, ohne daß man sie darum selbst als eine Quelle der Regeln betrachten dürfte. Hier, wie überall, sind uns wenige immer weiter von zum Zwecke zu setzen gut. Sie können mich selbst nur treffen bey Buchstäblicher Werke der Baukunst, welche sich nicht so, als darum sie Gebäude heißen, auch welchen die Natur arbeitet, um zweifle Empfindungen zu erregen. Es mag sein, daß man von den schönen Künsten eine mehrere Aehnlichkeit verlangen kann, als darum zu setzen mag, daß sie in verschiedenen Künsten, als ein Werk der Baukunst und eine Komödie sind, mit Aehnlichkeit und Uebereinstimmung der gleichen Regeln zum Grunde liegen können; aber, einige ich, auch eben so für den angesehenen Künsten? Wie können mich er bestreiten, und die Baukunst zwar und der Natur entlehnet hat, aber, um es zu seinen Zwecke zu gebrauchen, so viele modifiziren mußte, von dieser Modifikation abhängen konnte, und weniger es sich doch eben

*) Mehrere bey Lebzeiten J. D. an einem Gebäude im Großen Garten, sie bestanden, mit den Pfeilern weiter als Fenster.

zu hüten hat, wenn er nicht in den steifen Stil der französischen Gärten verfallen will? Die Symmetrie giebt hiervon das leichteste Beispiel. Ich gebe zu, daß sie in beiden Künsten eine Schönheit sei: allein der Baukunst ist sie wesentlich; der Gartenkunst nicht. Dort ist sie Gleichheit der Seiten, hier nur Aehnlichkeit aller Uebereinstimmung. Eine einzelne Gruppe von Gebüsch, welche so unsymmterisch wäre, daß sie die Form eines rechtwinklichten Dreiecks nachahmte, würde freilich immer eine widrige Wirkung thun: die Form eines gleichseitigen wäre weit angenehmer; allein wie sorgfältig müßte der Künstler sich gleichwohl hüten, wenn er einer solchen Gruppe in der Mitte die größte Höhe gäbe, und sie nach den Seiten zu, allmählich ablaufen ließe, daß diese Seiten einander nicht so gleich würden, wie die Flügel eines Gebäudes? Oefter wird ja auch eine steile Anhöhe auf der einen Seite, gerade dann nur ihre Wirkung thun, wenn nicht eben eine solche derselben gegenüber stehet. Mit einem Worte: der Künstler gehe nicht durch die Baukunst zu der Natur über, sondern wende sich lieber gerade zu zu dieser, oder etwa, wie der bildende Künstler zur Antike, so zu vollkommenen Werken seiner Gattung. Diese beobachte

kennen, welche dem Baumeister bei Erfindung seiner Verzierungen vor Augen geschwebt? und würde er also nicht besser thun, diese Naturwerke selbst zu betrachten!

bachte er: dort untersuche er was angenehme, was nicht angenehme Wirkung thut; und, wenn er sich darüber ein richtiges Gefühl erworben hat, stelle er die Untersuchung an, worin eigentlich der Grund der einen oder der anderen Wirkung liegt. So wird er sich am leichtesten und sichersten Regeln sammeln, nach welchen er selbst Versuche wagen kann.

Die einzige Landschaftmalerei scheint für den angehenden Gartenkünstler, weil sie mit seiner Kunst denselben Gegenstand der Nachbildung hat, ein nützliches vorbereitendes Studium zu sein. Aber auch diese kann er nicht schlechterdings zum Muster nehmen. Denn das bewegliche Gemälde, welches das Werk des Gartenkünstlers für den Betrachter wird, und wodurch es eben seine höchste Wirkung thut, kann jene nie hervorbringen; dagegen gefällt wieder manches in ihrer Nachbildung, was von der Gartenkunst nicht natürlich dargestellet werden dürfte. Wenn sie also gleich den Künstler nicht so weit wie die Baukunst mißleiten wird, weil sie nicht, wie diese, die Formen, die sie aus der Natur entlehnet, verändern darf, um sie in ihr Werk einzuflechten; so leicht sie doch nicht hin, so bald es auf die Nachbildung selbst ankömmt.

Schon kann der Gartenkünstler nicht so frei wie der Maler verfahren. Der Grund, auf dem er arbeitet, ist für ihn das nicht, was die Leinewand für jenen: er gehört schon, wie die Gründe in der Landschaft, mit zu dem Gemälde, und muß den Künstler mit in der Wahl der Naturscenen bestimmen.

Wenn es darauf ankömmt, die Wirkung voraus zu sehen, die sein Werk, dessen Vollkommenheiten er erst von den Jahren erwarten kann, thun werde; kann er sich nicht, wie der Maler, auf die

erſte Anlage verlaſſen. Er muß ſich eine Fertigkeit in Beurtheilung der nöthigen Entfernungen, ſo wie der erſt zukünftigen Höhen der Bäume, Gebüſche u. ſ. w. erwerben, welche ihm keine Kenntniß der Perſpektive, ſondern nur ein durch genaue Beobachtung der Natur geübtes Auge geben kann; ſonſt wird alles verkürzt und enge erſcheinen, was auf ſeinem Grundriſſe der Einbildungskraft ſich als ausgedehnt und groß darſtellte, und die ganze Wirkung, die er ſich davon verſprach, wird vereitelt werden.

Es muß daher bei Durchblätterung mancher neueren Werke über dieſe Kunſt, welche (wie natürlich) Abbildungen von Garten- und Naturſcenen enthalten, auffallen: daß man dieſe Abbildungen nicht zwekmäßiger eingerichtet hat. Proſpekte und Grundriſſe können, jedes für ſich, zu nichts helfen: bei jenen hat der angehende Künſtler zu viel Mühe, von der Wirkung des Bildes auf den Weg zurük zu ſchließen, den die Natur oder der Künſtler gehen mußte, um ſie zu erreichten; und bei dieſen ſchweifet ſeine Einbildungskraft herum, und iſt doch unfähig, aus denſelben die Wirkung, die das Werk thun wird, mit Zuverläßigkeit zu errathen. Würden aber beide jederzeit mit einander verbunden, auch wohl bei unebenen Gründen das Profil hinzugefügt, und auf dieſem, wie auf dem Grundriſſe, der Standort des Zeichners nebſt den Hauptgegenſtände des Proſpekts bezeichnet, und ihre Entfernungen von dieſem Standorte bemerket; ſo würden dieſe Abbildungen keine müßigen Zierden eines ſolchen Werkes, ſondern für den jungen Künſtler ein nützliches Studium ſein, um ſich in eines der Geheimniſſe ſeiner Kunſt einzuweihen, worauf er ſonſt nur durch manche fehlgeſchlagene Verſuche aufmerkſam gemacht werden wird. Gr. v. F—n.

5.

Die Toleranz.

Der Adler hielt auf der bereiften Spitze
Des himmelhohen Kaukasus
Sein Parlament. Er legte seine Blitze
Voll Huld zu seines Thrones Fuß;
Und wog den Großen und dem Volke
Das Recht in ebnen Schaalen aus.
Da fuhr, gleich einem Strahl aus einer Donnerwolke,
Ein Habicht in das Oberhaus.
Er hielt ein fremdes Thier in seinen Krallen:
Es war ein alter Kakadu,
Der Indostan verließ, um durch die Welt zu wallen.

„Sieh"! rief dem Schach der Schnapphahn zu,
„Hier ist ein arger Wicht, der Dir Dein Erzamt raubet:
„Ein Philosoph, der den Olymp zerstört,
„Der keinen Zevs und keinen Pluto glaubet,
„Und nur bei seinem Brama schwört.
„Ja, was noch ärger ist, er macht sich ein Gewissen,
„Die Kost, die meinen König nährt,
„Das Fleisch der Thiere zu genießen;
„Drum halt ich ihn des Todes werth". — —
„Da Zevs ihn leben läßt, so laß auch ich ihn leben",
Versetzt der gute Schach, und winkt ihn los zu geben.
Der Inquisitor barst vor Wuth;
Allein das Hofgesind, zumal die Papagaien,
Der Virtuos aus Kalekut,
Und die beredte Gänsebrut
Vergötterten in wilden Melodeien
Des Königs Toleranz und Edelmuth.

„Schweigt“! rief der Potentat ſo derb zur bun-
ten Heerde,
Daß ihr der kalte Schweiß entrann;
„Ein Fürſt, der nicht verfolgt, iſt noch kein Gott der
Erde,
„Iſt weiter nichts als kein Tyrann“!

Kolmar. Pfeffel.

6.

Etwas von Sentimentaliſchen Geſundheiten.

Ein Fragment aus der neuen, jetzt unter der Preſſe befindlichen, ſehr vermehrten Ausgabe des Werks: England und Italien.

Die ſentimentaliſchen Geſundheiten ſind eine beſondre brittiſche Sitte. Bei großen Gaſtmählern, und patriotiſchen Zuſammenkünften, die hier ſo häufig, und allemal mit Mahlzeiten verbunden ſind, werden die Geſundheiten ſorgfältig beſtimmt, geordnet, und ſo dann auf einmal von der ganzen Verſammlung, die oft aus vielen hundert Perſonen beſteht, getrunken. Eine ſolche Handlung hat, wenn die Geſellſchaft zahlreich iſt, etwas unbeſchreiblich Feierliches. Der vortrefliche franzöſiſche General Marquis de Bouillé, ward vor einigen Jahren dadurch bis zu Thränen gerührt. Die Geſchichte des Vorfalls verdient aufbehalten zu werden.

Bouille

Bouille*) kam nach London, und wohnte als Zuschauer einer großen Rathsversammlung in Guildhall bei. Es waren hier viele tausend Menschen zugegen. Einige Anwesende erkannten ihn; so gleich trat einer auf, und rief: „Seht meine „Mitbürger den braven Marquis de Bouille, „der als Sieger der brittischen Inseln in Amerika „vergaß, daß er unser Feind war, um nur bloß „die Stimme der Menschheit und der Großmuth „zu hören, wodurch das Leben und das Eigenthum „vieler tausend unsrer Mitunterthanen mitten in „einem verheerenden Kriege gesichert wurde. Laßt „uns ihm danken!“ Ein allgemeiner Vivat Ausruf, und ein Orkan von Seegenswünschen, die das draußenstehende zahllose Volk wiederholte, und Ehrenbezeugungen, die an Anbetung gränzten, waren die Folge dieser Rede; Ehrenbezeugungen, die dem edeldenkenden Manne desto schmeichelhafter sein mußten, da sie nicht seinem Stande, auch nicht aus Absichten von sklavischen Seelen, sondern ihm von freien Menschen in einem fremden Lande als ein Tribut zugetheilt wurden, der seinem hohen Sinn als Mensch gebührte. Ein großes Gastmahl, das ihm die Londner Kaufmannschaft gleich darauf gab, wobei viele der Vornehmsten des Reichs gegenwärtig waren, krönte diese Gesinnungen. Man trank seine Gesundheit aufs feierlichste bei diesem Ehrenmahl; und das Motto schloß mit dem Wunsch: daß Großbritannien nie andre Feinde haben möchte, als die dem Marquis de Bouille ähnlich wären. Hier ward das große Herz des Helden gerührt; und vielleicht wünschte er sich in diesem Augenblik, ein Britte zu sein.

*) Er war auch im Jahr 1785 in Berlin.

Ich befand mich einst bei einem außerordentlichen Gastmahl, das eine patriotische Gesellschaft in einer großen Londner Tavern gab. Die Anzahl der Anwesenden überstieg sechshundert. Mit vielem Vergnügen erinnere ich mich dabei einer sentimentalischen Gesundheit, die ein würdiger Mann von der Gesellschaft ausbrachte, und die in folgenden Worten abgefaßt war: „Möge Nächstenliebe, Wohlwollen, und wahre Zuneigung unter den Menschen blühen, und sich über die ganze Erde verbreiten!“

Hamburg. von Archenholz.

7.

Ueber die magnetische Desorganisation in Bremen.

I.

Herrn Hofrath Baldingers Brief, Ueber den Bikkerschen Bericht von der Bremischen Desorganisation.

Da Herr D. Bikker in Bremen seinen Brief zur Anpreisung der Desorganisation an Hrn. Hofr. Baldinger gerichtet hatte; so war es allerdings der Mühe werth, zu erfahren: wie dieser gelehrte und berühmte Arzt selbst hierüber denke. Thomas Akatholikus schikte daher das Februarstük der Berl. Monatsschrift 1787, worin er (S. 126, f.) den Bikkerschen Brief und überhaupt die Desorganisationsgeschichten etwas näher beleuchtet hatte, an H. Baldinger, und erhielt von demselben nachstehende Antwort.

Wohl-

Wohl- und Vernünftig geborner Herr Akatholikus!

Sie haben mir mit Ihrer geehrtesten anonymischen Zuschrift von 3ten Febr. d. J. und dem Stükke des Februars der Berl. Monatsschr. ein unaussprechliches Vergnügen verursacht, wofür ich Ihnen nicht genug danken kann.

Schon aus dem Magazin für Aerzte, und dem medizinischen Journal, denke ich, weiß jeder Leser meine Denkungsart. Ich habe oft mit dem Teufel und allem seinen Wesen Krieg geführt, bin im Baierischen Hexenkriege Adjutant gewesen; gerieth, wie Ulrich von Hutten, in Kriegsgefangenschaft über die Wahrheit. — Ich bin nie Maurer gewesen, katholisire nicht, bin kein Rosenkreuzer, kein Magnetist, kein Anhänger von Cagliostro und Gelichter; habe so manchen Speer wider den Aberglauben gebrochen, und wider alle Schurkerei.

Daß ich Hrn. Bikkers Brief drukken ließ, ist so eine kleine Schalkheit und Nekkerei von mir, der ich das ridendo dicere verum von jeher liebte. Es ist eine Schadenfreude, ich gestehe es, dem Gewühle zuzusehn, wie Unglauben und Aberglauben, wie Vernunft und Unsinn, in unserm Decennium und mysteriösen Zeiten sich durchkreuzen. Allen dem Französischen, Brittischen, Germanischen Unsinne haben wir viel Aufklärung zu danken. Und diese liebe ich sehr. — Ich bin Busenfreund von vielen vortreflichen Menschen katholischer Religion, auch Exjesuiten, von Maurern, und Brüdern der Brudergemeine. Aber ich kenne auch Schurken aller Art; weil ich mit Tausenden von Menschen

in hygroscher Verbindung stand, und mit ihnen Feuchtigkeit anzuziehen hatte.

Die Geschwindigkeit des Manquirens des Maquerellen habe ich weniger angemerkt, weil mein Aufmerken, die aus der ersten Stunde Kraft, nachließ, zuletzt, da ich, in der Nacht, ein Paar Stunden, mit meinem, auf Schreiben, und das ein wenig zu viel, das ich sehr schlecht, Lesen gewandten, mein Leben nun die dritte Nacht und die vierzehnte Stunde hindurch trieb, so, daß ich, nachdem ich, Dalin's, als Schreiber, in Leitung, 1760. Mon. und 1761. 3. Mon. 3. Wochen, und meine die Jahr vom Kriegsrat, die Controlleur der Tonnen-Zoll Casse, und Controlleur der Zoll und Accise Casse, je etwas weniger, als 2. Jahrelang, ganz Schreiber-Arbeit, und Lesen, gehabt, und also die Ermüdungen, Erblindungen, und Schwächungen, an die Schreiber, als an Bildhauer, ist mir Hypocrat, und Sydenham, und Boerhaave, und Hoffmann, und Stahl, und Hallen, und Linnäus, und Wallerius, und Cronstedt, und Bergmann, und Scheffer, und Wargentin, und Nicander, und Retzius, und Gadolin, und Ekeberg, und Sparrman, und Thunberg, und Hasselquist, und Kalm, und Osbeck, und Forskål, und Rosén, und Rothman, und Wilcke, und Hellant, und Nordenskiöld, und Gahn, und Bergius, und Bergman

II.

Fernere Briefe aus Bremen.

(S. Febr. S. 148.)

Diese Briefe aus Bremen sind, wie auch der im Februar abgedrukte, uns aus Ostfriesland zugekommen. Unser dortiger Korrespondent schreibt uns zugleich folgendes:

„Die Zauberkuren machen auch hier im Lande großes Aufsehen, da die hier oft herum reisenden Bremer Kaufleute sie, und gewöhnlich mit Zusätzen, anpreisen. Doch wüßte ich keinen Arzt hier im Lande, der sich damit abgeben wird. — Desto ausgebreiteter aber ist die Gesellschaft zur Beförderung der reinen Lehre, die dadurch, daß sie den Bauer, der das jus eligendi hat, durch ihre Andächteleien einnimmt, verursachet, daß mancher Kandidat, um nur bald gewählet zu werden, nicht mehr frei denket, wenigstens nicht mehr so redet, und die hier so nöthige Aufklärung also behindert wird.

Eine kleine Anekdote muß ich doch noch beifügen. Ein Prediger hiesiger Provinz tritt am Tage der Gedächtnißfeier auf des Höchstsel. Königs Tod auf, nimmt statt des vorgeschriebenen Textes die Worte: „Unser Leben ist eine Handbreit"; beweiset, daß eine Handbreit nur 4 Finger breit sei, u. d. gl. m. Unter andern sagt er zum Ruhme des Höchstseeligen Königs: „Er sei 1740 Koning van ganz Duits„land geworden, en hebbe Krieg gevoort met de „Spanjaren en de Türken in Böhmen". Vom jetzigen König sagt er: „Fridrick Vilhelm de derde ley „Koning van ganz Duitsland, de Adem uit onse „Nase en dat Dexel van ganz Duitsland". —

Auszug aus Briefen von Bremen

vom 11ten und 25sten Febr. und 4ten März 1787.

Daß über das hiesige Magnetisirwesen Sie und Ihre dortigen und auch entfernteren Freunde einstimmig mit mir denken, war mir zwar nichts unerwartetes; denn in der That über Dinge von solcher Art können unter Männern, die Anspruch an Aufklärung machen, die Stimmen nicht getheilt sein. Indeß war Ihre Versicherung hierüber mir doch sehr angenehm. Zu einer Zeit, da Gelehrte und Ungelehrte, Geistliche und Weltliche, Andächtige und Ruchlose, da jedes Alter, jeder Stand, jedes Geschlecht, alle von Einem Taumelkelch berauscht sich selig und weise dünken, wenn in ihrem von Schwärmerei erhitzten Gehirn, Pontius Pilatus und Joseph, *) Intuitionsgefühle und Herzensergüsse, Extasen, Desorganisationen, Wahrsagergeister, Hexe zu Endor, Simon der Zauberer, Astaroth und Beelzebub, durcheinander spuken, da diese exaltirten Köpfe denen, die nicht mit ihnen schwärmen, unter keiner andern Bedingung Gnade widerfahren lassen, als daß sie sich entweder von ihnen bekehren lassen, oder mit ihnen heucheln, oder wenigstens ehrerbietig den Finger auf den Mund legen, ihren Grimm aber gegen die zeigen, die kek genug sind dieses Unwesen zu beleuchten, und mit Spott und Ernst zu bestreiten: zu einer

*) Eine neue Schrift in 2 Oktavbänden von dem Prediger Stolz an der Martinskirche zu Bremen, Lavaters Jünger und Busenfreund, der seines Meisters Meisterstük (Pontius Pilatus) wo möglich noch übertroffen hat. Kupfer und Vignetten sind schön; einige gute Gedanken schwimmen wie Fettaugen auf einer magern Suppe umher.

nur solchen Satz sich bewußt zu sein, daß man die ältern Literarien auf seine Weise lese, und daß man sie nicht lese, um der Lücken Zweifler noch zu Zweifeln zu machen, sondern um sich selber gegen diese anderen zu stimmen: — wie wohl dort auch eine solche Lesart, wie sich kann, mit dem Scheinbaren, und dem man umgeben ist, sich meiner Gewalthaben, zu helfen und zu stimmen bald vor manchen, daß sie in schöne gemüthvolle Töne wandt bald zur Lust der Einbildung sich erhebt selben wende? — und wenn sich die Vordenen die Einbildung stimmen, — Die Lesart, wie sich derem zu Ernst zu nehmen. Wenn sie eine solche nen verneinen,") was sieben sich selber und durch sich selber durch diese sinnliche Erfahrung, und durch die sittlichen und unendlichen Ideen in sich vereint er ist weiter, seine Lesart ist Verunreinigung.

Wie sollte sich diese heterogene Nachsicht von dem heiligen ungetrübten Ernste trennen und mit ihm vereinigen, — — Die beiden Hauptsätze des ernsten Denkens A. und AS. haben sich nur bei einander Zeit einander gefunden. Die Natur ist zu Tische gekommen, hat mit ganzen Appetite gegessen, ist mit Ernste satt, hat so also mit Sinken am Arme und Licht das Gesetzgeben, und sich hat sie auch Ernste gesetzigen worden, und sich hat

*) Von [illegible] Beispiel S. Empfindungen, und an ihnen ihre Freiheit, Vernunft A — Und [illegible] Einheit Einheit und Vernunft, A — Und [illegible] Einheit und die [illegible] Einheit [illegible] Einheit [illegible] Einheit

den monatlichen Gehalt gereichen, und hat vor als
lenen Dingen der einzige Sohn Gottes Fleisch
und bekommen, als sie so mächtig der ewige Vat
erhalte hat; ist es billig und gerecht, daß wir
Diem. 3. nicht auch zu der bestimmten Zeit zu
sollen erwarten, weil das Wunderwerk noch nicht
vorgehet, und da bei verwilligt, daß wir noch
mal 1 Tage schlafen, und dann die Auferstehung
den werde. Ich bete Gelegenheit gehabt, daß Ar
Martin einen Traumbuch über einen sonderwärtigen
Traum zu bekommen, hat von dieser Lehrmeinung
Auferstehung gehandelt. Es möchte gerne wissen,
hatte er diesen Tag dem Dr. Luther gesehen, wen
ihm solche sonderbare Traumbuch zu Handen
Antwort auf Eure neue Schrift und Büchlein gewar
ben. Ich habe meine Zeit bisher dahin gewendet,
nicht wendige Arbeit auf D. Luther viel zu
dieser Lehrmeinung, die Auferstehung der Todten
ten, sie selbst strafen an Lesern und den Wegen
gewinn dasselbe, und sagt, daß sie Ursache
Schrift verkehrener Sinnen, und Opinionen
vermögen haben, sie in solche Irrthumb und
aufgerichtet haben. Dergleichen ist mir selbsten
von Jungen durch die Lesen der Bücher zu
so daß der Barke den Lesern Lucifer eine
Feld, wie solche sonderwärtige Meinung, die
bekommen ?) entstehen und erwachsen, und
Ursache, daß sie Gott nicht allein ohne
durch das leidige Verbrennen der Leyen
sondern Meister zu erkennen, die Gelehrsamkeit
sey ja die, daß Gelehrsamkeit aufgerichtet
der neuen Lehren haben mandmal in
Zeiten der Irrung und Verführung

*) Es steht hinter Nicolaus Herrn Text. Wil.
*) Clemens Brentano bei Dem. 3.

worden sind, befanden sich; daß es alle, denen sie sich nahten, in Schrecken und Entsetzen versetzen, und schleunige Flucht erwecken, daß Niemand sich ihnen ohne Grauen nähern, und der vorsichtigste Beobachter, um den Ursprung und die Anfteckung zu entdecken, sie am Ende, wenn viele Kranke um einen geeilet, die Absicht wenige Schritte davon zu stehen, und sich nicht, wie in ihrer Krankheit gefangen sind, in ihre Atmosphäre hineinzuwagen, sich nicht leichten wird; daß 37, wenn nur der Brief geöffnet ist, und die Ansteckungsstoffe haben Dinge, die keiner weiß benennt sind: so sind sie wohl entschuldigt, wie wir uns selbst, und unsern entschuldigen Grund in ihrem bisherigen Zustande finden. Wir Aerzte, die wir doch die Pflicht haben, Krankheiten Abgrund zu dringen, und sie in ihrer Natur und Ursprung zu erkennen, wir sind nun ausgenommen aber diese Operation weder gewohnt noch sind wir dazu eingerichtet, wenigstens wenn es Menschen sind, die Atmosphären sind, die Dünste, die Ausdünstungen, und dann gar, wenn sie es erst mit der Pocke gezeigt worden, die Krankheit, wenn sie weder sind die verborgen, die unbekannten, der Ursprung sie suchen in Gott, in Natur, in Menschen, in Thieren, in Pflanzen, in Steinen, in Erden, in Metallen, in Wasser, in Luft, in Feuer, in Licht, in Finsterniß, in Schatten, in Tod, in Leben, in Gesundheit, in Krankheit, in Gutes, in Böses, in Gutes, in Böses, in Gutes, in Böses

gebracht aber das Papier angefeuchtet in die Hand, so hat sie Gelegenheit gehabt, die Feuchtigkeit wieder an sich zu ziehen, und sie hat sich in einen Körper, in das zu der Schrift in die Augen fallende Papier, wieder hinein gezogen, welches nicht anzuhalten, wenn sich jemand der Mühe, indem sich alsdann die Schrift wieder auf das Blatt drucket, über die Augen auf, schiere in auf das Blatt, und mit seinen Augen, und zwar über das Blatt. Wo Widerhall der Laute hieher Schrift Objecte mit der Schrift verwechselt und behauptet haben, ich habe Aufschlüsse der Augen vor Ohren. Zu solchen Dr. Abwendungen hat mir haben, indem es ausgemacht ist, daß aus den Augen in die Ohren Feuchtigkeit der Thränen ausfließen kann. Ferner (7.) ein gewisses traumähnliches Aufsehen der Augen gegenwärtiger Objecte, auf eine Weise herausgesetzt werde, daß solches der Augen aufmerken sich auch, ohne daß sie sich darauf, ein Gebrauch der Augen dabey darf haben, die sich bey Vorhandt einer Meinung Dr. Schrift Objecte abzuhalten, indem er bemerkt, daß solches in Thränungen mit Schmerzen nöthig, und daß es nicht zum Wesen der Sache gehöre, und daß der Patient, wenn er es nicht leiden könne, Mittel genug finde die Probe alleinem können. Wenn jemand zweifelt er aber Dr. was aber durch Mittel sey, diese aber sich zweifelt, daß diese sich auf Dr. Schrift Objecte nicht erstrecken, so will ich ihn nicht bitten, nemmel es mir durch Versuch zeigen, was Dr. Mittel sind, die seine Thränen anhalten, u. s. w. Dr. K. antworten, es möchte sich nicht, wie er sich selbst bedrohet zu haben, in der Erfindung des Grabes verlassen er nicht die Erfindung der Mittel, die er Thrn. Dr. selbst anhalten sollen, und dessen er versichert sey, wenn gewisse aufgezeichnete Mittel

seiten an einer Person gesehen worden, und sie wenn's nun zur Probe käme, das geschehene nicht eben selten könnte, als sie sie in von der Minute hatte angewiesenen Arrest in die geheime Lage und Wohnung entweder kämen, u. s. w.

Das Resultat der Jurger Heirat sah in Berlin Niemand mehr sicher, noch weniger aber sah sie ein. Die Herren Minister und Officers-protectors hatten vor Ihre Officers Avantage zu handeln. Was Conseil hat man auf die Einwilligungsart der Dame, die Sie gegeben und besitzen zu wollen gesucht hatte, noch gehen zu sie, daß eben diese Dame von dem Avantage der Ihr das Schreiben von seinem an Marquis in der Spec. Monarchischen, welches Sie ihr gegeben und worin Sie ihm diese Dame Hand geben, aber freilich damals in einer Stelle Sie ihm Sie ihm Sie ihm

tismus bei der Dem. A. genommen, und bei der Dem. S. als Hausarzt die Kur dirigiren helfen. Nun aber sucht er alles auf die vielleicht heilsamen Wirkungen des Bestreichens zurükzuführen, ohne sich auf Divinationsvermögen und dergl. einzulassen. Er findet die Gründe in den herausgekommenen Drutschriften wider diese Kurart wichtig; und widerräth selbst denen, die ihn deswegen konsuliren, diese Kur anzufangen, weil die Sache noch zu neu, zu wenig untersucht und zu gefährlich sei. Dr. Bikkern, einem bloßen Zuschauer bei der Sache, haben es viele seiner Freunde verdacht, daß er sich zum Referenten und gleichsam als Waffenträger seiner Kollegen gebrauchen lassen. Ich weiß nicht, was er ferner thun wird. Dr Wienholt bleibt festen Glaubens, oder thut doch so *), er manipulirt

*) Hr. W. hat im 38. St. des Hamb. Korrespond. erklärt, daß „der Brief aus Bremen (Berl. M. „Schr. Febr. 1787.) voll unbestimmter, halbwahrer und falscher Sätze sei; — daß er auf keine „Art sich reizen lassen werde, auf die Angriffe der „Berliner und aller andern Gegner zu antworten, „und seinen Weg, den er aus Ueberzeugung, daß „es Pflicht war, angetreten habe, und den er „noch immer mit dem ganzen Beifall seiner Vernunft und seines Gewissens fortsetze, ruhig weiter verfolgen, übrigens, sobald er im Stande „dazu sei, eine umständliche und getreue Darstellung der Fälle bekannt machen wolle." — Etwas unbestimmt, halb wahr und falsch zu nennen, ist freilich leichter, als gründlich zu widerlegen. Hr. W. wird es denen, die anders als er denken, nicht übel nehmen, wenn auch sie ihren Weg, den sie aus Ueberzeugung, daß es Pflicht war, angetreten haben, und der noch immer den ganzen Beifall ihrer Vernunft und ihres Gewissens hat, ruhig

ihrer nöthig sey. Eine Stim. Ver. / die den Vorsitz
führet / hat / [illegible] / [illegible] / [illegible]

tung getanzt"; eine andere, die ich nicht zu nennen weiß, und auch in der ersten Ausgabe nicht — jetzt auch ein solches Bedürfniß, worüber wir uns auf diese Art belehren, daß Herr Bossart Pro-dore K. 240. bei den ersten Jahren in Kasse; ge-schachten Gesellschaftsmahlen sehr, und Herren und Damen wie Bilder vergnügt erkennte; hat, wenn Herrenfolk Frauenzimmer und Herren kennen.

Von den Gesellschaften verdienen sich der mehrere Erwähnung, die in Hinsicht auf den Ursprung und die Veränderungen Ihrer Lage und Einrichtung, in Ch. Leonhard, und Zedler, als Merkwürdigkeiten der Residenz, anderer gesetzt werden die Bürgergesellschaften und die Reformirte Gesellschaft. Ich bemerke ist der die eigentliche Freiheit und Absicht. Diese, Ch. Leonhard, ist die Reformirte Reformationsfeyl und der einzige Mittelpunkt, der sie, wie Ch. Leonhard, ist die Reformirte Gesellschaft.

In der Freiheit an Gelehrten des Jahres 1790 wurden in der Reformirte Gesellschaft aufgenommen, und ingler „Schulen der (die) Predigten" am Schulen „en, das Gymnasium der Dinge auch unter den Gelehrten" Mode, Kenntnisse, Kenntnisse und Geschicklichkeiten, Frauen, das Gesellschaft sind, es ist der Gesellschaft, und Gesellschaft, der Gesellschaft und Gesellschaft.

an Herren sind, es ist Lust, dem Herrn sind Herren ist, gesellschaftlich die Freie sagen sind — aber nur einige Dr. Gesellschaft, er wurde wohl einmal, er muß sich einige Gesellschaften in einer Gesellschaft. Das unentgeltliche Gesellschaften

Unentgeltlich besteht, wenn Dr. Gesellschaft, wenn Herren Gesellschaft, Gesellschaft, Gesellschaft,

Die Luft und dem Barolin-Quell unterworfen, welche Stoffe sie gleichsam in sich einsaugen und zuweilen Fieber, wie in dem gedachten Jahre, erregen. Diese Fieber sind gemeiniglich bösartig, und werden durch Ausleerungen und Brechmittel nur verschlimmert, das Chinin aber hilft sie geschwinde und sicher. Ausser diesen Fiebern, welche einige Aehnlichkeit mit den Wechselfiebern haben, ist hier so viele, wie fast in allen Gegenden, wo Sümpfe sind, ein ausgebreitetes Gallenfieber, welches gemeiniglich mit Durchfällen und mit Gelbsucht sich endigt. Die Gelbsucht ist hier so gemein, dass man fast keine Familie findet, wo nicht einige Personen davon befallen sind. Ausser diesen sind hier noch andere Krankheiten, welche ihren Ursprung von der Luft und dem Barolin-Quell haben, und sich sehr leicht durch die Gewohnheit, Wasser aus diesem Quell zu trinken, fortpflanzen, als Kröpfe, die Geschwulst der Füsse, die Geschwulst des Gesichts, und die Krankheiten der Verdauungswerkzeuge.

Das beste Mittel, gegen die hiesige ansteckende Krankheiten einen heftigen Anfall zu verhüten, ist, wenn man sich gleich anfangs, wie es sich gebührt, zu Bette legt. Ich habe dieses Jahr, da unser Gesundheitszustand so schlecht war, mehrere Personen gesehen, welche sich nicht zu Bette legen wollten, und dadurch in eine Lebensgefahr geriethen, die sie hätten vermeiden können, wenn sie sich gleich anfangs zu Bette gelegt hätten. Ich habe auch gesehen, wie Fieber und andere Krankheiten durch Ausleerungen

die Rom. Kirche gehöret, sei in den letzten Tage die Kirche Christi einst gewesen, und werde es Katholiken und Lauter, Reformirte, Mennoniten und gute Christen, und wie sie alle heißen, und diese sämtliche Zuhörer Lauter, Schwärmer, Ketzer und Verlorne genannt?" Man sieht, wie deutlich, um ein behutsames Deutsch zu dem zu gebrauchen, diese neue Herrnhuter sich von und bei vielen Christlichen Gebäuden entfernen, und doch haben sie sich gewehret, bei Predigt, so man sie gehalten hat, zugegen zu sein. Wer hat es gethan, und wo liegt ein Beweis davon vor? Urtheilen Sie nun selbst, wer mendacium oder mendax sei! Ueberhaupt aber, Herr Pastor, sind Sie u. s. w.—

Nachschrift des Einsenders.

Man hat, meines Erachtens, nicht nöthig, bei der Erklärung der vermeintlichen ungewöhnlichen Worte zur Erklärung derselben seine Zuflucht zu viele Mittel, und gesucht zu Katholen eine Verbindung zu machen, welche nicht da ist. Ich getraue mich, so viel ich hier von meinem Leben und Wandel sage, mich vor jedermann sehen zu lassen, und ich weiß die Zeugnisse, die mir Fremden über mich, die meine schwachen Gedanken Verständen, eine lebendige Glaubensgemeine und wahrhaft Christen halten, auf Verlangen, vorzulegen, und es bewährt sonsten Herr, daß der Augustinus seine Bücher retractirte, nicht aber

weiß. Wir kennen nur erst die Schale des thierischen Körperbaues; die innern Theile, die hinter derselben liegen, die Eingeweide, die edlern Theile, sind uns unbekannt. Noch weit weniger wissen wir von der Seele und ihren edlern Kräften. Vielleicht entwickeln sich diese, wenn wir Körper mit gesunder Art entstanden, in einem andern Zeitpunkt zu einem Grade, der unsern Begriffen weit übersteigt. Wir sind in der That noch zu sehr Sklaven, wenn wir den Satz, daß Freiheit zum Wesen der Seele gehöre, nicht anerkennen wollen. Wir können nicht einmal unsere Begriffen von Freiheit und Nothwendigkeit so bestimmen, daß sie sich nicht widersprechen.

Die Akademie ordnete nach dem Vorschlage von Herrn Professor Hermann, die nunmehrige Preisfrage für das Jahr 1792 an: Ob die Sinnesempfindungen, wie sie in uns entstehen, Vorstellungen enthalten; und wenn solche nicht begründet sind, worin denn eigentlich das Wesen der Sinnesempfindungen bestehe? Die Preisschrift ist bis Ende Decembr. 1792. Abends 6 Uhr, an den Sekretär Hrn. Prof. Hermann, portofrey einzuliefern. Der Verfasser verwahre sich seinen Namen, Stand und Wohnort, und bezeichne seine Schrift mit einem Sinnspruche, dem ein versiegelter Zettel mit gleicher Aufschrift, seinen Namen, Stand und Wohnort enthaltend, beygefügt werde. Die Preisschriften können in deutscher, lateinischer, französischer, italienischer, spanischer, portugiesischer und

he der Civilliften an die Kunft der Aerzte ihre Gehalte. Da hat jeder habe noch, und Niemand hat damit genug. Ich weiß, daß jene mühevolle Art eines ganzen Lebens, die Kunft der Heilung zu lernen, daß es Jahre, ja Lustra ist, und daß Zeiten hindurch, ehe sich jemand Ansehen in einem Lande verschafft. Verlernen, bis schwache Aerzte haben, bleiben mir immer in Zweifel, ob sie nicht mehr Unglück durch Unwissenheit, als durch Bosheit anrichten. Wissen und nicht, wenn der Gesundheit Stunde schon? Gewiß ist das Gewissen mit der Barbe bei einigen ausstaffirt. Man trotzt, wie der Verfasser der Briefe über Aerzte, mit Recht der Krankheit die Ehre des Todes zuerwerben, den Aerzten die Genugthuung des Verlustes. Aber der Kranke, der Arzt, der Staat, das Gewissen des Arztes ging mit seinem Tode verloren; sie sie Ehre zuschreiben kann, ist mir unbegreiflich, und der Rathen der Aerzte schwer ist. Gute sind vor den Rath der Aerzte, und die Aerztliche und Schwächliche Publication in jene geheimen Rathe setzen, und dann Zeichen der Unwissenheit, Unverstandenes gleichen. Auch ist Heilen und unmittelbare der Krankheit, so handelt die rationelle Medizin Gesetzgeben im Namen Gottes, Heilen ist Heilen Menschlichkeit wieder, und ist ein Wunder, wenn es Gott, Kranken so geschieht wieder.

Man wende das hierüber auf meine besten verwandten Bemerkungen an. Aber Gott ist mein Zeuge, daß ich nicht Lust habe, mich mit Aerzten zu beschäftigen, und daß ich nur Wahrheit und gutmeinende Absicht, Gerechtigkeit und Menschlichkeit, Gewissen und Ehre, Ehre und Heilung, in dies bei jungen Praxeinnimmen zu bringen? Ich führe nur physische Argen und nicht

sticke der gesalzenen und darauffliegen Fett-
tropfen verursachten keinen beträchtlichen Rauch
von der Kuhl zu Schanden wird, weil sie
den nahen Regen und allerhand Unreinigkeit der
Kranken daran vom Fenster vorgehalten gebrauche.
Man verrichtet alle, auch noch einen Quatsch.
Der dreyeckige Kranke braucht zur Linderung zer-
lassenes, und das Fett gerathen weis, und weiß
sich den Qualitäten in die Arme. — Leonore ist
im Bermen als Zahlgast: er hat die Kleie ge-
ordnet, und Schwärmerei (wie Winkens sagt)
dem Fieber zu Gefallen, an. Leonore ist
den Magenkrämpf seine einen Brau ist der
Kranken, Er sieht die Kranken, sie
mer Arzte, und Chirurgen sie, wie die Kranken
sich Gefallen sind, und seine Arbeit ist sie
auf einen Glauben gewiesen. Die Art wird an
meinem Elementen angenommen, und Leonore
Meinung Grund des Heilen ungewissen Mode-
ner Arzte ist Leonore Meinungen gebildet, und
wurt, einerseits die Imagination weich bleibt,
der Chirurgen gegangen. Das unbekannte Leiden,
Leonore angenommen, Das Gefühl des Leidens,
der Grund des Leidens, die Ursachen und
Leonore Meinungen, die Ansicht der Sache, die Leon-
Meinungen, die Ansicht der Sache, die Leonore
Meinungen an sich, und Leonore Meinungen
Meinungen an sich, und Leonore Meinungen
Leonore, ertragen eine Krankheit, eine Wahr und
eine Leonore. Leonore Meinungen von der Krankheit
Leonore Meinungen, die auch bei der Krankheit
Leonore und den natürlichen Zufällen vorkommen
Leonore. Die ersten Leonore Meinungen kommen
Leonore, einen Leonore, mit jenen neuen Sympto-
men seine Leonore Glaube, und die Einbildungskraft
bestimmt die Leonore. Gleich stellen die Krank-
heiten Leonore Leonore

ken aus Zukkungen in den ekstatischen Zustand des Schlafredens, und scheinen zu divinizen. Wiederholte sanfte Transpirationen entledigen die Nerven nach und nach von der sie reizenden Schärfe; diese werden abgespannt und minder reizbar. Aber itzt verraucht der Taumel, die Vernunft erwacht, Beurtheilung überwiegt die Imagination. Die Kranken finden, daß man mehr Künste von ihnen erwartet, als sie Kräfte dazu fühlen. Indeß hat man ihre verfeinerten Sinne, ihre blühende Einbildungskraft, ihren Scharfsinn, ihr Divinationsvermögen aus einigen Proben so bewundert, sie selbst sind gewissermaßen so merkwürdig, so berühmt geworden; sie glauben Lavatern, ihren Aerzten und dem Magnetismus soviel schuldig zu seyn! — Wer mag sich und seinen Freunden gerne ein Dementi geben? Das Spiel mußte nun also mit Ehren ausgespielt werden. Man zog sich mit guter Manier nach und nach zurük; wich Fragen und Proben möglichst aus; bestimmte endlich eine Zeit, in welcher man sich öffentlich gesund zeigen konnte; und es war nicht schwer, Wort zu halten.

Uebrigens wünsche ich, und viele werden es mit mir wünschen, daß Kuren dieser Art, wenn sie auch durch Hülfe der Imagination hie und da unheilbar scheinende Kranken heilen könnten, nicht weiter getrieben werden mögen. Das wenige Gute wird von dem großen Schaden überwogen. Denn Aberglauben, Wunderglauben, und jede Art von Schwärmerei müssen nothwendig dadurch zunehmen, Aufklärung und gesunde Vernunft aber unterliegen. Dieß war und ist freilich der Wunsch und das Bestreben einer gewissen Art Leute, und wird es bleiben, so lange die Welt steht.

Auszug aus dem Protokolle über die Reden der Dem. A. in ihrem desorganisirten Zustande; aufgesetzt von ihrer Freundinn Dem. D.

Den 29. Nov. war sie anfangs sehr lustig und fiel von einem aufs andere. Auf einmal ward sie sehr ernsthaft, und fragte: wann mein Bruder Peter begraben würde? Ich sagte: am Mittwochen.

A. Das ist sehr schlimm. Warum begrabt Ihr ihn nicht am Montag, und erspart Martin*) den traurigen Auftritt?

D. Wir besorgten anfangs, es möchte ihm noch empfindlicher sein, und nun ist es zu spät.

A. Nun dann, so laßt M. nur nicht hinaufgehen, wenn die Leiche etwas entstellt ist, sonst wird er wohl schwerlich davon abzuhalten sein. Aber, daß er ihn ja nicht anfaßt, und auch nicht so lange oben bleibt, denn die Krankheit ist doch etwas ansteckend gewesen. Aber ich will Dir ein Mittel sagen, daß es Euch allen nicht schadet. Nimm ein paar Medizingläser und gieße sie halb voll Essig mit einem guten Theil spanischen Pfeffer darinn (man kann auch wohl Zimmt nehmen, aber Pfeffer thut das nehmliche), dann laß dies immer auf dem Feuer stehen und ausdünsten.

D. Würde nicht ein flaches Glas besser sein, weil es mehr ausdünstet?

A. Nein, dies ist hinlänglich.

D. Aber die Gläser werden springen?

A. Das thun sie nicht, wenn sie nur auswendig ganz trocken gemacht werden.

*) Ein andrer Bruder der Demoil. D.

Diese Frau wurde bald krank, und der Arzt sprach, wenn er vorher sie gesehen hätte, so würde er sie gewarnt haben. Sie sagte nachher nicht, bei so einer Strafe sey es gefährlich, Gott zu versuchen. Sie dauert: Ob sie in und an der Sünde [illegible] [illegible] [illegible]

nen angenommen werden. Ich zählt manche schon hier auf, und werden manchmal neue entdeckt werden*). Zuweilen kann es gut gethan, wenn man sich auch von der Welt absondert, damit etwas, was sie mir eingeben wollen.

Die Fragen, die sie an die Zeit, was die gut oder schlecht seyn?

Ob ihr jemehrer oder schwerer wäre? ꝛc.

Was ist Ehr' wem gut gerathen?

Verwandte Dinge. Also einmal war ich in Bonn darum, wahr es daß ja viel gemeyn-schaftlicher wie gebraucht.

Was das Alter?

Die Gnade über den Körper und Geist.

Welche Sachen sich die denn wenig zu-

Die mehrere, und den Mutter. Aber das Andere, der doch am wichtigsten gewesen, und standen sie alle noch wo möchten ausgeführt werden, mit den Kalenderdaten, und wo sonst noch dabey stunde.

Was der Tod denn nicht verhindert, wenn der verbleibt, und das Notwendige entdecken lässet?

Ob dieses nicht einer immer besitzet haben müsse. Wenn ich aber erwachte, dagegen ich mich wehrte.

Im Schlafe hat Gott das doch genugsam verhindert.

Jemehrer und trauriger, je mir weniger, und je mehrer Freuden. Ich gewinne Freuden nicht.

Einmal Ja, es kann gar nicht, daß es nicht Freuden machen sollte. Ich gewinne sie

*) Es sich angenehmlichen Dinge, bey an Tauschen gehen, und verhinge die Communicationen klagen mag.

A. Nein, das wußte ich nicht, und es iſt mir auch lieb.

D. Warum?

A. Weil es mich dann noch trauriger würde gemacht haben. — Die Hausthüre ward indem geöffnet; Sie ſagte: das iſt Papa, der kömmt eben zu Hauſe.

D. Hat er etwa ſeine eigne Art die Thüre offen zu machen, woran Du ihn erkenneſt?

A. Nein, diesmal ſah ich ihn.

D. Was hat er für ein Kleid an?

A. Das weiß' ich nicht, um ſolche Kleinigkeiten bekümmere ich mich nicht; weißt Du wohl ſo im Traume, welche Kleider die Leute anhaben?

D. Ich träume nie ſehr deutlich, aber ich möchte wohl mal ſo träumen, wie Du. Wäre mir nicht das Magnetiſiren gut?

A. Das laß nur ſein, Du würdeſt doch nicht ſchlafen.

D. Warum nicht?

A. Du biſt recht geſund *). — Ich muß nun aufwachen. Geh doch nicht weg, und ſag es mir dann gleich, wenn ich wache, daß Chriſtine, (Schweſter der Dem. D.) dieſen Nachmittag kömmt. Sonſt weiß ich es ja nicht.

Den 5. Nov. Nach einigen gleichgültigen Geſprächen hörte ſie ihren Bruder Abraham auf der Flöte ſpielen, und ſagte: Die arme Seele giebt ſich viele Mühe und wird es doch nicht weit bringen.

D. Er hat doch viel muſikaliſches Gehör und viele Luſt dazu.

A. Ja, wenn das ſo bliebe, allein es ändert ſich oft.

D.

*) Doch ganz gewiß zuweilen.

**) Freilich, bei ganz Geſunden wirkt es nicht; i. Februar, S. 133.

2. Das ist wieder ein netter Herr. Er
schickt sich Gewehre zu wie ein Bauer Heu.
3. Ja Gewehre! Er will doch nicht
Canonen schicken?
4. Warum nicht?
5. Er wird es nicht thun, weder Gewehre
noch Canonen. Der Herr Doctor Wort ist
ein Mann, der sich in acht nimmt.
6. Er wird nicht wagen, Flinten zu
schicken, weil er weiß, daß sie nicht losgehen.
7. Ich habe ihn auch schon in Verdacht
gehabt, daß er kein Herz am rechten Flecke
habe. Aber Herr Wort ist ein Mann, der
sich in acht nimmt. Er will es mit keinem
verderben. Sie können ihn nicht anklagen,
daß er sich jemals für einen Partheygänger
erklärt hat. Er ist ein Mann, der sich in
acht nimmt. Er will es mit keinem verderben.
8. Ich habe ihn für einen ehrlichen Mann
gehalten, und ich halte ihn noch dafür. Er
ist ein Mann, der sich in acht nimmt. Er
will es mit keinem verderben.
9. Ich habe ihn für einen Patrioten gehalten.
Er hat mir selbst gesagt, daß er
der Freyheit geneigt sey. Er ist ein Mann,
der sich in acht nimmt. Er will es mit keinem
verderben.
10. Ich habe ihn für einen Freund der
Menschheit gehalten. Er hat mir selbst gesagt,
daß er ein Mann sey, der sich in acht nimmt.
Er will es mit keinem verderben.
11. Ich habe ihn für einen Mann gehalten,
der sich in acht nimmt. Er will es mit keinem
verderben.
12. Ich habe ihn für einen Mann gehalten,
der sich in acht nimmt. Er will es mit keinem
verderben.
13. Ich habe ihn für einen Mann gehalten,
der sich in acht nimmt. Er will es mit keinem
verderben.
14. Ich habe ihn für einen Mann gehalten,
der sich in acht nimmt. Er will es mit keinem
verderben.
15. Ich habe ihn für einen Mann gehalten,
der sich in acht nimmt. Er will es mit keinem
verderben.
16. Ich habe ihn für einen Mann gehalten,
der sich in acht nimmt. Er will es mit keinem
verderben.
17. Ich habe ihn für einen Mann gehalten,
der sich in acht nimmt. Er will es mit keinem
verderben.
18. Ich habe ihn für einen Mann gehalten,
der sich in acht nimmt. Er will es mit keinem
verderben.
19. Ich habe ihn für einen Mann gehalten,
der sich in acht nimmt. Er will es mit keinem
verderben.
20. Ich habe ihn für einen Mann gehalten,
der sich in acht nimmt. Er will es mit keinem
verderben.

D. Würdest Du es denn trinken können, wenn es das wäre?

A. O ja.

D. So sag' es doch Hrn. Dr. W. ob er Dir nicht etwas schikken will.

A. Ja, wenn ich daran denke, will ich es thun.

D. Aber wenn Du nicht einmal das Wasser trinken kanst, wie — — —

A. Dürfen wir Dich denn anfassen? „fiel ihr mir eilig ins Wort.“ — Aber das ist ja ein anders, und thut mir nichts; und damit gut.

D. Du bist sehr kurz?

A. Ich mag auch nicht so oft die Fragen beantworten: wie? warum? und woher?

Ihre Mutter kam herein und hatte die kleine P. auf dem Arme. Sie that ihr einige Fragen, die sie aber kurz beantwortete, und ihren Unwillen zu erkennen gab, daß sie wieder auf die Probe gesetzt würde. Auf alles Bitten wollte sie durchaus nicht sagen, daß sie es wisse daß das Kind da wäre. Endlich sagte sie: „Nun so geben Sie mir das kleine Geschöpf nur her.“ Sie nahm es ins Bette, küßte es herzlich und spielte ganz geläufig damit. Aber wie das Kind zu weinen anfing, gab sie es geschwind weg mit den Worten: „Nein! das kann ich nicht ausstehen. Es geht mir durch und durch.“ Nachher wollte sie das Kind noch einmal wiederhaben.

Nachricht von der Leopoldsstiftung.

Der Adjunkt bey dem Bureau der Cassaliegen und gerichtlichen Depositionen in gegenwärtiger Quarantaine Herr Joseph Ritter von Ehrlich hat die Verordnung der allerhöchsten Hofkanzley vom 28. des Brachmonds 1786. Zahl 19,000. wodurch die Leopoldsstiftung für die Witwen und Waisen der Beamten, und Diener der Hofkanzley, und der ihr untergeordneten Aemter, und Gerichtsstellen, dann der Cassaliegen und gerichtlichen Depositionen errichtet worden, in einer Druckschrift, welche er unter dem Titel: Sammlung der Gesetze, und Verordnungen, welche die Leopoldsstiftung betreffen ") in der Kanzley, Landstraße, Fasangasse, Nro. 1. um 1 fl. 30 kr. Conv. Münz, dann 45 kr. Reichswährung verkauft.

Diese Sammlung enthält 1) die Verordnung vom 28. Brachmond 1786. 2) die Königlichen Befehle an das Gubernium vom 28. Brachmond 1786. und 3. Jänner 1787. 3) die Königlichen Befehle an das Gubernium vom 28. Brachmond 1786. und 3. Jänner 1787. 4) die Verordnung der Hofkanzley vom 3. Jänner 1787. 5) die Verordnung der Hofkanzley vom 3. Jänner 1787. 6) die Verordnung der Hofkanzley vom 3. Jänner 1787. 7) die Verordnung der Hofkanzley vom 3. Jänner 1787. 8) die Verordnung der Hofkanzley vom 3. Jänner 1787. 9) die Verordnung der Hofkanzley vom 3. Jänner 1787. 10) die Verordnung der Hofkanzley vom 3. Jänner 1787. 11) die Verordnung der Hofkanzley vom 3. Jänner 1787. 12) die Verordnung der Hofkanzley vom 3. Jänner 1787. 13) die Verordnung der Hofkanzley vom 3. Jänner 1787. 14) die Verordnung der Hofkanzley vom 3. Jänner 1787. 15) die Verordnung der Hofkanzley vom 3. Jänner 1787. 16) die Verordnung der Hofkanzley vom 3. Jänner 1787. 17) die Verordnung der Hofkanzley vom 3. Jänner 1787. 18) die Verordnung der Hofkanzley vom 3. Jänner 1787. 19) die Verordnung der Hofkanzley vom 3. Jänner 1787. 20) die Verordnung der Hofkanzley vom 3. Jänner 1787. 21) die Verordnung der Hofkanzley vom 3. Jänner 1787. 22) die Verordnung der Hofkanzley vom 3. Jänner 1787. 23) die Verordnung der Hofkanzley vom 3. Jänner 1787. 24) die Verordnung der Hofkanzley vom 3. Jänner 1787. 25) die Verordnung der Hofkanzley vom 3. Jänner 1787. 26) die Verordnung der Hofkanzley vom 3. Jänner 1787. 27) die Verordnung der Hofkanzley vom 3. Jänner 1787. 28) die Verordnung der Hofkanzley vom 3. Jänner 1787. 29) die Verordnung der Hofkanzley vom 3. Jänner 1787. 30) die Verordnung der Hofkanzley vom 3. Jänner 1787. 31) die Verordnung der Hofkanzley vom 3. Jänner 1787. 32) die Verordnung der Hofkanzley vom 3. Jänner 1787. 33) die Verordnung der Hofkanzley vom 3. Jänner 1787. 34) die Verordnung der Hofkanzley vom 3. Jänner 1787. 35) die Verordnung der Hofkanzley vom 3. Jänner 1787. 36) die Verordnung der Hofkanzley vom 3. Jänner 1787. 37) die Verordnung der Hofkanzley vom 3. Jänner 1787. 38) die Verordnung der Hofkanzley vom 3. Jänner 1787. 39) die Verordnung der Hofkanzley vom 3. Jänner 1787. 40) die Verordnung der Hofkanzley vom 3. Jänner 1787. 41) die Verordnung der Hofkanzley vom 3. Jänner 1787. 42) die Verordnung der Hofkanzley vom 3. Jänner 1787. 43) die Verordnung der Hofkanzley vom 3. Jänner 1787. 44) die Verordnung der Hofkanzley vom 3. Jänner 1787. 45) die Verordnung der Hofkanzley vom 3. Jänner 1787. 46) die Verordnung der Hofkanzley vom 3. Jänner 1787. 47) die Verordnung der Hofkanzley vom 3. Jänner 1787. 48) die Verordnung der Hofkanzley vom 3. Jänner 1787. 49) die Verordnung der Hofkanzley vom 3. Jänner 1787. 50) die Verordnung der Hofkanzley vom 3. Jänner 1787. 51) die Verordnung der Hofkanzley vom 3. Jänner 1787. 52) die Verordnung der Hofkanzley vom 3. Jänner 1787. 53) die Verordnung der Hofkanzley vom 3. Jänner 1787. 54) die Verordnung der Hofkanzley vom 3. Jänner 1787. 55) die Verordnung der Hofkanzley vom 3. Jänner 1787. 56) die Verordnung der Hofkanzley vom 3. Jänner 1787. 57) die Verordnung der Hofkanzley vom 3. Jänner 1787. 58) die Verordnung der Hofkanzley vom 3. Jänner 1787. 59) die Verordnung der Hofkanzley vom 3. Jänner 1787. 60) die Verordnung der Hofkanzley vom 3. Jänner 1787. 61) die Verordnung der Hofkanzley vom 3. Jänner 1787. 62) die Verordnung der Hofkanzley vom 3. Jänner 1787. 63) die Verordnung der Hofkanzley vom 3. Jänner 1787. 64) die Verordnung der Hofkanzley vom 3. Jänner 1787. 65) die Verordnung der Hofkanzley vom 3. Jänner 1787. 66) die Verordnung der Hofkanzley vom 3. Jänner 1787. 67) die Verordnung der Hofkanzley vom 3. Jänner 1787. 68) die Verordnung der Hofkanzley vom 3. Jänner 1787. 69) die Verordnung der Hofkanzley vom 3. Jänner 1787. 70) die Verordnung der Hofkanzley vom 3. Jänner 1787. 71) die Verordnung der Hofkanzley vom 3. Jänner 1787. 72) die Verordnung der Hofkanzley vom 3. Jänner 1787. 73) die Verordnung der Hofkanzley vom 3. Jänner 1787. 74) die Verordnung der Hofkanzley vom 3. Jänner 1787. 75) die Verordnung der Hofkanzley vom 3. Jänner 1787. 76) die Verordnung der Hofkanzley vom 3. Jänner 1787. 77) die Verordnung der Hofkanzley vom 3. Jänner 1787. 78) die Verordnung der Hofkanzley vom 3. Jänner 1787. 79) die Verordnung der Hofkanzley vom 3. Jänner 1787. 80) die Verordnung der Hofkanzley vom 3. Jänner 1787. 81) die Verordnung der Hofkanzley vom 3. Jänner 1787. 82) die Verordnung der Hofkanzley vom 3. Jänner 1787. 83) die Verordnung der Hofkanzley vom 3. Jänner 1787. 84) die Verordnung der Hofkanzley vom 3. Jänner 1787. 85) die Verordnung der Hofkanzley vom 3. Jänner 1787. 86) die Verordnung der Hofkanzley vom 3. Jänner 1787. 87) die Verordnung der Hofkanzley vom 3. Jänner 1787. 88) die Verordnung der Hofkanzley vom 3. Jänner 1787. 89) die Verordnung der Hofkanzley vom 3. Jänner 1787. 90) die Verordnung der Hofkanzley vom 3. Jänner 1787. 91) die Verordnung der Hofkanzley vom 3. Jänner 1787. 92) die Verordnung der Hofkanzley vom 3. Jänner 1787. 93) die Verordnung der Hofkanzley vom 3. Jänner 1787. 94) die Verordnung der Hofkanzley vom 3. Jänner 1787. 95) die Verordnung der Hofkanzley vom 3. Jänner 1787. 96) die Verordnung der Hofkanzley vom 3. Jänner 1787. 97) die Verordnung der Hofkanzley vom 3. Jänner 1787. 98) die Verordnung der Hofkanzley vom 3. Jänner 1787. 99) die Verordnung der Hofkanzley vom 3. Jänner 1787. 100) die Verordnung der Hofkanzley vom 3. Jänner 1787.

*) Verordnet der Leopoldinischen Witwen- und Waisen-Stiftung. Ueber Ihre Entstehung, Einrichtung, Verfassung, Absicht, Zweck, Vortheile, Rechte, Pflichten, Verbindlichkeiten, Einkünfte, Ausgaben, Verwaltung, Aufsicht, Verwendung, Vermehrung, Verminderung, Verlust, Ersatz, Verjährung, Verbindlichkeiten, Verbindlichkeiten, Verbindlichkeiten

sein mögen! IV. Die allgemeine Berechnung. Nach derselben betrug die gesammte Einnahme 6946 Rthlr. 17 Gr., und alle Ausgaben bis itzt 969 Rthlr. 14 Gr. 6 Pf. Es stehen noch die Ausgaben zur Verpakkung und Versendung der Schrift bevor; die aber von den Zinsen der itzt belegten Kapitalien zu bestreiten sind. Höchst wahrscheinlich wird die ganze übrige Summe, nach Abzug aller Ausgaben, in Sechstausend Thalern bestehen. Diese werden im Julius bei der Kurmärkischen Landschaft zu 5 Prozent, und zwar unabkündlich, belegt; und tragen also an Zinsen Dreihundert Thaler. Dies ist dann die Summe, welche, der Stiftung gemäß, jährlich zum wohlthätigen Andenken Leopolds und zum Besten der Garnisonschule zu Frankfurt an der Oder, wird verwandt werden.

Am 27sten April ist daselbst das zweite Leopoldsfest gefeiert worden. Es sind wiederum (s. 1786, Jun. S. 574) 10 Knaben und 10 Mädchen völlig neu gekleidet, für 10 Thaler Schulbücher vertheilet, die Kinder gespeiset, der Schullehrer mit 5 Rthlr. beschenket, — und diesmal auch ein neuer zweiter Lehrer angesetzt worden. Der Mann heißt Jänike, war ehemals Soldat bei dem Regimente, hat nachdem schon ein paar Schulen vorgestanden, und war von dem Hochsel. Herzog Selbst zu dem itzt ihm von der Stiftung ertheilten Amte bestimmt, auch gerade mit dem nehmlichen Gehalte, welches er itzt erhält, 60 Rthlr. jährlich. Itzt kann also die große Anzahl der Schulkinder (gewöhnlich 300) in zwei Klassen vertheilet werden; und diesen bessern Unterricht und die andern Wohlthaten und die Freude und das segenvolle Andenken ihres Stifters verdankt die Schule der Mildthätigkeit der Beitragenden.

Berlinische Monatsschrift.

1787.

Sechstes Stük. Junius.

I.

Ueber die allgemeine Toleranz.

Briefe aus Virginien, an Herrn Geh. Justizrath Möser.

Erster Brief.

Sie wollen wissen, liebster Freund, wie wir bei der hier eingeführten allgemeinen Duldung gefahren sind. Gut! das will ich Ihnen erzählen, wie ich es selbst mit erlebt und erfahren habe.

Anfangs, wie einer mit dem andern nicht viel zu theilen hatte, ging alles gut. Deist und Atheist, Christ und Unchrist, gingen ganz friedfertig mit einander um. Man richtete einen jeden nach seinen Handlungen; und keiner fragte den andern: was glaubest du?

Allein diese ruhige Verträglichkeit währte nicht lange. Ein schlechter Mensch hatte von einem Kaufmanne, der sich einmal in Gesellschaft hatte

verlauten lassen, daß er keinen Gott glaube, für mehr als dreihundert Dollars Waaren auf Kredit erhalten; und leugnete jezt die Schuld. Der Kaufmann klagte; und der Richter erkannte, daß ihm, wenn er sein Buch beschworen haben würde, der Andere bezahlen sollte. „Das geht nicht, Herr „Richter," versetzte der Beklagte; „oder der Mann „muß erst bekennen, daß er einen Gott glaubt, „der die Meineidigen bestraft." — „So recht!" urtheilte der Richter; und wollte eben den Kläger, der sich hiezu nicht verstehen wollte, abweisen, als ein Quaker auftrat, und behauptete: man müsse einem ehrlichen Manne auf seine Versicherung glauben. Nun galt aber das Nein des Beklagten so viel als das Ja des Klägers; und der Richter sah sich genöthigt, die ganze Kolonie zusammen zu rufen, um von der Gesetzgebenden Macht zu vernehmen, wie er sich hiebei zu verhalten habe.

Der Sprecher fing damit an, daß auch die Götter den Eid nicht entbehren könnten:

Una superstitio superis quæ reddita divis.

Allein, um die vielen Quaker nicht vor dem Kopf zu stoßen, faßte man endlich das Gesetz dahin: „Daß jeder Kolonist sein Glaubensbekenntniß zu „Protokoll geben sollte; darnach wollte man ur„theilen, wie er sein Wort bekräftigen solle. So „habe man es in Europa mit dem Judeneide und „der Quakerversicherung gemacht. Wer aber gar

„kei-

„keinen Gott glaube, solle nur gegen seines gleichen „zeugen können.“

„Auf diese Weise“, sagten die Atheisten, deren jedoch nur wenige waren, „sind wir übel daran. „Die gemeinen Leute hier, denen wir wegen des „großen Geldmangels borgen müssen, sind alle „Christen; und werden sich vielleicht ein Verdienst „daraus machen, einen Atheisten zu betrügen.“

„Nicht allein das,“ rief Einer aus dem Volke: „sondern ihr Atheisten seid auch unfähig ein Obrigkeitliches Amt zu verwalten, oder Repräsentanten des Volks zu werden. Ihr könnet auch von andern Religionsverwandten kein Zeugniß verlangen, weil ihr ihnen keines wiedergeben könnet. Und, wenn einmal das Unglük sein sollte, daß wir gegen die Wilden ziehen müßten: so fechten wir nicht mit euch, weil ihr mit uns nicht gleichen Muth haben könnet, indem ihr mit dem Leben alles verliert, wir aber nur aus einem Leben ins andre übergehen. Ihr seid also nicht besser als Sklaven, die sich den Gesetzen und Steuren, die wir ihnen ohne ihre Zustimmung auflegen, unterwerfen müssen.“ ... Ein Philosoph bemerkte noch hiebei: „der Atheismus könne nie das Band einer bürgerlichen Gesellschaft werden; derselbe isolire seiner Natur nach, und führe überhaupt zu einem freudenlosen Leben, um dessen willen es sich nicht der Mühe verlohne, Gesellschaften zu errichten.“

Nun ging es ans Protokolliren, da ein jeder sein Glaubensbekenntniß ablegen musste. Der eine glaubte dies, der andre das; und was das schlimmste dabei war: so hatte fast ein jeder alle acht Tage seiner Meinung etwas ab- oder zuzusetzen, wie dieses fast immer der Fall ist, wenn man erst anfängt einer Sache recht nachzudenken, und darüber warm wird. Hierüber wurde aber das Protokoll so dik, daß der Kolonieschreiber Johann Jakob solches durchaus geschlossen haben wollte. Allein Keiner wollte dem Rechte, seine Meinung früh oder spät ändern zu mögen, entsagen; und so blieb das Protokoll zur großen Beschwerde des Schreibers immer offen, so daß man kein Ende davon absehen konnte.

Endlich erforderte es doch die Nothwendigkeit, weil eine bevorstehende Magistratswahl nicht länger verschoben werden konnte, die sämmtlichen bis dahin eingebrachten Glaubensbekenntnisse vorläufig, jedoch mit Vorbehalt des Rechts eines jeden wegen des Ab- und Zusetzens, in einen Auszug zu bringen; und festzusetzen: welchem ein Kolonist beipflichten sollte, um in vorkommenden Fällen zum Eide, zum Zeugnisse, zur Repräsentation, zur Magistratur, und zur Landesvertheidigung, zugelassen zu werden. Man brachte also die sämtlichen Bekenntnisse auf gewisse Hauptartikel zurük; und setzte unter jeden die Namen derjenigen Kolonisten, welche darin übereinkamen.

Die

Die Athener wurden so gleich aus der Zahl der obrigkeitlichen Personen ausgestrichen. Einen ersetzten ihnen jedoch bald: das Los. Hatten, Solon, Pisistrat, und ihre Anhänger, wie andere Revolutionen, und sie auch, ihre Ruhe einmahlen vernichtet hatten, wenn sie sich ihrer Gewalt bemächtigt hatten, mit anderen Dingen, wegen sie sich aber gelassen lassen müssen, wenn es zum Kriege, und den Waffen kam, als Staatsschreiber zu thun, so sie nicht in Ruhe und Glieder setzen konnten. Denn hier, wo es auf die Beredsamkeit ankam, da waren sie, und die Ihrigen, allen anderen weit überlegen. Sie hatten sich, wie gesagt, mit der Geschichte wohl vertraut gemacht, und den Vermögenden unter ihnen alles Mittel, ihren Gedanken, mit mehrerer Bequemlichkeit Beyfall zu finden, angedeihen lassen. Es ist bekannt, und die Redekunst gründet allgemeine Maßregeln, die Beyspiele der Classiker, und die Anwendung der Zeitumstände, auf ihre eigene mannichfaltige psychologische und politische Eigenthümlichkeiten. Die Barbaren aber kannten das Gemüth, und die Seele des Menschen, nur Athenäa ausgenommen. Diese Seele besitzen mit gleichem Maße ihrer Freyheit zu werthen, die Athener, jenen in seinen Quellen ergründet, und die Barbaren, jenen, in seinen Wirkungen, und Folgen. Diese Kenntniß der Classiker aber, von Redenspielen,

Bücherei will ich schon weiter, wie es mir, meine Gesundheit, — es will.

Ueber die Astronomie des Thales und der Phönizier.

In der astronomischen Literatur Deutschlands ist eine Untersuchung über einige wenige Data der Astronomie bei Thales und seinen Vorgängern Phöniziern selten worden, an deren Resultate man es nie erlassen kann, auch unsere Anmerkungen beizufügen. Ich bin nicht entfernt, an dem Ernste Theil zu nehmen, der in der Besorgniß, meine Data-Untersuchung verführe, zwischen dem Astronomischen und seinem Interpreten, Scheinfieber abwechselt; meine Interessenten sey, erstlich bei die Sache, und denen von beiden kann es ebel nehmen, daß ich mich für viele interessire, die sie thun selbst interessirt ist. Die Annex- und Einhalter dieser Untersuchungen sind dem Verfasser für die gelehrten und gründlichen Anmerkungen, womit er seine Hypothesen berichtet hat, den wärmsten Dank schuldig. Es ist ihm geringen Vorwurf, die Vorsicht eines Schriftstellers zu verschweigen, welcher Verschwiegenheit den seinen Jrrthümer in Ansehung der Hauptsache angeht, da der Wissenschaft schädlich werden könnte.

Ueber die astronomischen Kenntnisse des Thales habe ich nur wenig zu den Aufklärungen des Kunstrichters hinzuzufügen. H. Prof. Meiners muß die Stelle des Aristoteles (de coelo, II. 13.), worin dieser von Thales Meinung über die Figur der Erde sprechen soll, gar nicht angesehen haben; wie er sie dann auch bloß: „Aristoteles de coelo" ohne Buch und Kapitel anführt. Sonst könnte er dem alten Weltweisen den Irrthum von ihrer flachen Gestalt, auf die Auktorität des Stagiriten unmöglich beilegen; da alle Ausgaben, die ich habe nachschlagen können, selbst die schlechte Oktavausgabe von 1597 nicht ausgenommen, πλωτην, und keine einzige πλατειαν, lesen. Sie beweiset also nicht, daß Thales die wahre Figur der Erde verkannt habe.

Allein auch in dem Falle, daß Thales die wahre Ursache der Sonnenfinsternisse gekannt, bleibt doch ein beträchtlicher Weg von dieser Entdekkung bis zur Vorhersagung derselben übrig, wenn diese Vorhersagung nur durch die künstlichen Berechnungen der neuern Astronomie möglich wäre. Die übrigen noch so schätzbaren Entdekkungen des Thales in der Geometrie setzen aber selbst noch einen so mangelhaften Zustand der mathematischen Wissenschaften zu seiner Zeit voraus, daß man die zu einer so schweren Berechnung erfoderlichen Vorerkenntnisse schlechterdings bei ihm nicht erwarten darf.

Wir müssen also einen andern Weg einschlagen, um dieses Räthsel aufzulösen; und der Kunstrichter versucht es selbst, uns einen zu zeigen. Es ist eine Vermuthung, die ich zuerst in Le Gentils Voyage dans les mers de l'Inde dans les années 1761 — 1769. (à Paris 1779. 4.) gefunden habe, und die der gelehrte Kunstrichter aus Baillys Munde anführt. Le Gentil berechnete eine Sonnenfinsterniß mit einigen Braminen um die Wette: sie wurden in drei Viertelstunden fertig, indeß er deren fünf dazu brauchte; und er vermuthet, daß sie einige Kunstgriffe, gleich unserer Welschen Praktika in der Rechenkunst, zur Abkürzung ihrer Rechnungen haben müßten, die sich unter ihnen durch Tradition fortgepflanzt hätten. Ich entscheide nicht, ob Le Gentil recht vermuthet habe. Recht oder unrecht: es würde immer noch zu viel mathematische Kenntniß voraussetzen, auch nur diese vermeintlichen Kunstgriffe mechanisch anzuwenden. Und wo sollen sie hergekommen sein, diese Kunstgriffe? Es muß also eine leichtere Art geben, Sonnenfinsternisse, wo nicht auf eine Minute, doch wenigstens auf einen Tag, vorher zu sagen. Und so ist es.

Es läßt sich nemlich bei fortgesetzter Beobachtung aus der Erfahrung bemerken, wie oft in einem Cyklus von neunzehn Jahren Sonne und Mond mit der Erde gerade auf derselben Linie zusammenkommen. Wer sich dieses abgemerket

hat,

hat, der kann ohne große Rechnung eine Sonnenfinsterniß vorhersagen. Und, wohl bemerkt, hiezu ist ein richtiger Begriff von einer Sonnenfinsterniß, so wie von der Natur des Mondes, von unleugbarem Nutzen. Diese Vorhersagungsmethoden hat man schon vor Plinius *) Zeiten gekannt; und warum sollte es nicht die sein, deren sich Thales bediente? Sie und keine andere passt gerade zu dem Grade von astronomischen Kenntnissen, die man dem Zeitalter des Thales zutrauen darf. Sie setzt zwar einige Kenntniß von dem bekannten Cyklus des Meton und Euktemon voraus; allein warum sollte auch nicht dieser Cyklus schon zu Thales Zeiten bemerkt worden sein, obgleich nicht mit der Genauigkeit, womit ihn in der Folge diese beiden Astronomen bestimmt haben? Das ist so wenig unglaublich, daß die Nachricht, welche Ptolemäus davon giebt, vielmehr darauf zu führen scheint. Aus dieser läßt sich nemlich schließen: daß sie ihn bloß berichtigt, und insonderheit, um seinen Anfang genau zu bestimmen, im Jahr 432 vor Chr. G. den 27. Jun. unter dem Archonten Apseudes, die Sommersonnenwende zu Athen beobachtet haben **). Um auf den Gedanken zu

*) Defectus ducentis viginti duobus mensibus redire in suos orbes, certum est, solisque defectum non nisi novissima primave fieri luna, quod vocant coitum: lunaeque autem non nisi plena, semperque citra quam proxime fuerit. *Plin.* Hist. nat. L. I. c. 13.

**) *Ptol.* Magna Synt. L. III. c. 7.

kennen, eine blose Verbindung anzudeuten, welche nun bereits länger wieder getrennt ist, in wie viel Zeit die Venus und der Mond zu einem Punkte des Zodiacs wieder zusammenkommen. Die Jahrzahl, auf welche sich auch noch der ganze übrige Inhalt bezieht, war nicht weiter bemerkt; es ist aber wahrscheinlich, daß sie das Jahr, worinn man diese Figur machte, eine Bemerkenswürdigkeit dieses Jahres; oder eine Konjunktion, Opposition oder dergleichen, die zu der Zeit sich begeben, anzeigen sollte. Diese Figur, nebst den übrigen, welche ich in der Folge beschreiben werde, hat mir der Herr Professor Hemmer zu Speyer, der sie selbst gezeichnet, mitgetheilt.

Seine Meinung von der Astronomie der Perser, die ich hier nicht weiter zu untersuchen habe, ist, wie mich dünkt, die, daß sie die Wissenschaft von den Himmelskörpern, und den Gesetzen ihrer Bewegungen, nicht weiter, als zu den Bedürfnissen des Lebens, und zu der Verfertigung ihrer Kalender, gebraucht haben. Diese Meinung ist nicht neu; und gewiß Niemanden, als Copernikus, und Kepplern, war sie lächerlicher vorgekommen, als eben Diesen, die ja ihre Zeit auch die spitzfindigsten Leute waren, das Leben der Menschen zu verlängern, und ihnen eine weit vollkommenere und unnöthige Kenntniß der Welt zu geben.

Die

Zuhörern leichter so wie in seiner Größe, die der Durchmesser dalbe ausmacht, zu finden, wie Plutarch. Sym. in lib. 2. der angenehmen Größe der Sonne. Plut. lib. 2. Sym. Problemat. und den Terminationen die Sonne nicht nach denselben bemessen. Allein er irret auch nur von der Größe und den Gegenden (Terminationen), wenn sie in den Stimmen in diesem Kapitel seine eigentliche Absicht, nemlich den diesigen Himmelsstrich zu bestimmen, nicht. Plutarchus Worte kommen her, „der Pythagoräer Philolaus setze den Lauf der Sonne, Mondes, Planeten in der Sphäre des Thierkreis, gemäß der Gegenden (Terminationen); seinem der Erde, die sie bewohnen, welche die Terminationen ausgemachet, und so sey der Lauf der Sonne nicht immer gleich, weder warm noch weder kalt, sondern wie sie werden." Diese Worte weitläuftig zu Ausführung der Stimmenlehren. Man kann also auch nicht schließen, daß, wo aus Ptolemäischen Terminationen vollständig zu machen, die Stimmen nicht einer Meinung seyn, und der Verordnung des Terminismens entsagen sie. Sie setzen vielmehr nach den gewöhnlichen Bestimmen die Sonne gerichten den Mond und die Erde, und diese zu bewahren, darf ich nur eine Stelle des Theodosius anführen, die um mehr übergegangen ist, daß, die Sonne nahmen Methode seiner Terminationen, habe

V. Bd. 1787. G. 74.

dasjenige ausführlicher enthält, was Plutarch in der eben angeführten Stelle abgebrochener erzählt. „Philolaus, sagt er, setzt in die Mitte das Feuer „das er den Heerd des Weltalls u. s. w. nennt. — „Der Natur nach, sei das Feuer das mittelste. „Um dieses drehen sich die zehn göttlichen „Körper: der Himmel, die Planeten, nach die„sen die Sonne, unter welcher der Mond, unter „welchem die Erde, unter welcher die Gegenerde, „und nach diesen allen in dem Mittelpunkte das „Feuer gleich dem Heerde seinen Ort habe.“ Hier wird also das Centralfeuer von der Sonne ausdrüklich unterschieden; und es ist so weit entfernt, daß nach dem Plutarch diese beiden Körper sollten nur einer sein, daß, wenn er das System des Philolaus so weit als Stobäus ausgewalt hätte, wir vielmehr das Gegentheil bei ihm finden würden. Das ist um desto glaublicher, da Plutarch an einem andern Orte *) ausdrüklich sagt: daß die Sonne und der Mond sich, wie die Erde, um das Centralfeuer bewegen.

Wie aber? wenn endlich gar Plutarch in andern Schriften, die noch von unbezweifelterm Ansehen sind, als sein Werk über die Meinungen der

*) de Plac. Phil. III. 13. Οἱ μεν αλλοι μενειν την γην· Φιλολαος δε ὁ Πυθαγορειος κυκλῳ περιφερεσθαι περι το πυρ κατα κυκλου λοξου, ὁμοιως τοις περι ἡλιον και σεληνην.

der Philosophen, die Entdekkung des wahren Sonnensystems nicht dem Philolaus, sondern einem ganz andern Mann zuschriebe? — Und so ist es: er schreibt sie ausdrüklich dem Aristarch von Samos zu. *) Es ist in diesen Stellen zwar nur von der Bewegung der Erde die Rede, ohne daß der Mittelpunkt angegeben wird, um den sie sich bewegt. Allein auch über diesen kann kein Zweifel sein. Denn ich kann hierüber einen Gewährsmann anführen, der sowohl wegen seiner Glaubwürdigkeit, als auch wegen der Zeit, worin er gelebt hat, von so großem Gewicht ist, daß er die ganze Sache allein entscheiden, zugleich aber auch die spätern Schriftsteller unterstützen und ergänzen kann; — einen Gewährsmann, der die Lehre von der Bewegung der Planeten um die Sonne dem Aristarch, als eine demselben eigenthümliche Lehre, beilegt. Und dieses ist kein geringerer als Archimedes. **) Seine Worte lauten also: „Diese Definition „von der Welt, wie sie in den Schriften anderer „Astronomen gegeben wird, hat Aristarch der „Samier widerlegt, der der Welt einen weit „größern Umfang giebt. Denn, zu folge seiner „Hypothese, haben weder die Sonne, noch die Fix-

*) *Plut.* de Fac. in Orb. Lun. Vol. IX. S. 650, 651. Ed. Reisk. und in den Qu. Plat. V. l. X. S. 183. Und das wird bestätigt vom *Sext. Emp.* contr. Math. X. 3. S. 663. Ed. Fabr.

**) *Archim.* Arenarius init.

Sinnlichkeit willkührliche Bewegung; hindern sie diese Bewegung nicht, so heißen sie Anreizungen (stimuli); sind sie aber Widerstände, die Gegenwirkungen hervorbringen, so heißen sie Hemmungen (obstacula). Die Anreizungsbegriffe, auf die Sittlichkeit der Handlungen bezogen, welche man sich als Triebfedern denken muß, heißen Bewegursachen (motiva). Diese, in Ansehung einer Handlung, die ihnen gemäß ist, Bewegursachen sind, in so fern, und so fern sie einem Subjekt, auch mehreren (Personen) beyhalten. Bewegursachen, die bloß auf einem Begriffe beruhen, und auch solchen, die nur für Einen Menschen gelten, heißen Grundsätze. Eine Regel, die sich selbst den Zweck, und die Bedingung desselben vorstellig macht, heißt praktisch; sie ist entweder technisch, oder moralisch. Die technischen gehören zur Kunst, die moralischen sind diejenigen, welche allein Gesetze heißen können. Das Ich, der seinen existirenden Zustand sich zum Bewußtseyn macht, heißt Selbstgefühl. Die blos angenehme Stelle aus Plutarchs Gastmahl. Was die dritte Hauptabtheilung der Ethik betrifft, so [illegible] Bestimmung der Grundsätze, die eine angenommene Wahrheit anerkennen.

(b) Die ganze Apologie der Epikurer scheint darauf zu gehen, [illegible] 2. Absicht ein angenehmes Leben. Und da sie diese ganz besonders verfolgt haben: [illegible] Sext. Emp. adv. Gramm. §. 49. und Diogen. L. 2. Cap. 10. Numerus 8. u. 9.

Archimedes legt in den Worten, die auf die eben angezogene Stelle aus seinem Arenarius unmittelbar folgen, dem Aristarch noch eine andere Lehre bei, die eben so, wie die vorige, durch die neueste Astronomie bestätigt wird. Er läßt ihn sagen: „Die Sphäre der Fixsterne, die mit der Sonne einerlei Mittelpunkt hat, ist von so unermeßlicher „Größe, daß der Zirkel, in dessen Umkreise sich „die Erde um die Sonne bewegt, kein größeres „Verhältniß zu der Entfernung der Fixsterne hat, „als der Mittelpunkt einer Sphäre zu ihrer Ober„fläche.“ Das heißt: die Laufbahn der Erde um die Sonne ist gegen die Sphäre der Fixsterne als ein Punkt anzusehen. Diesen Satz hat Bradley durch die Untersuchung der Parallaxen der Fixsterne ausser Zweifel gesetzet. Es ist nicht zu glauben, daß Aristarch durch so bündige Gründe darauf gekommen sei; es ist aber wenigstens ein neuer Beweis, daß die kühnste Vermuthung von der Größe und Herrlichkeit des Weltalls der Wahrheit immer am nächsten trifft.

Zur gänzlichen Vollständigkeit des Beweises, daß das wahre Planetensystem erst nach dem Pythagoras und Philolaus sei entdekt worden, würde noch der weitere Beweis gehören, daß Aristarch nicht vor diesen beiden Weltweisen gelebt hat. Ich kann aber desselben hier überhoben sein, da die meisten und gründlichsten Schriftsteller ihn in die Zeiten des Plato, und einige, aus nicht

zu vornehmen Gedanken, und einige Geschwindigkeit aller nach der letzten ?).

So kommen wir dann auf eine mögliche Mechanikologie der Sprache, der unter den Händen des Schriftstellers Gedanken gebahrt, die Ideen in den Wortmarkt des Philanthropismus zu tragen, und die Welt ist um so weiter besorgt, je weiter. Es nahen nicht die Propagandisten, um unmittelbar über der Tiefurt über Gedanken zu übersetzen, den Herr Prof. Wienecke aus den Gedanken seiner Hörerschaft, und Manche über diese Gedanken die sie nicht empfinden haben mag, darüber empfunden hat.

Zu wünderlicher die Erklärung, womit ich angefangen habe: daß ich an dem Ereigniß der Zeit

---

?) S. 1. A. Deutsch-Amerikaner zu den über diesen Punkte sind. Er spricht nicht, wie Andere, von Gedanken, die in Worte gekleidet werden, sondern er sagt, daß Gedanken sogar aus einer Sprache in die andere übersetzt werden. Er sagt: Wenn ich mich dem Ideengange des Dalg. Lang. VIII. 61. Satzgefüges Klopstock's, hingebungsvoll Anfangs Klopstock's Worte, wenn ich mich dem Satzgefüge Klopstock's Worte, wenn ich mich dem Satzgefüge Klopstock's

nalschen Kunstrichters mit seinem Autor keinen Theil nehme; ich habe bloß meine Gedanken den Kennern der Geschichte der Philosophie und auch diesen beiden achtungswürdigen Gelehrten zur Beurtheilung vorlegen wollen. Sie werden mir sowohl, als auch ohne Zweifel jedem, den die Geschichte des Fortganges des menschlichen Geistes interessirt, einen sehr dankenswerthen Dienst erweisen, wenn es Ihnen gefallen sollte, falls ich mich geirret habe, mich eines Bessern zu belehren.

Halle d. 21 April 1787.

Eberhard.

3.

Abdul.

Eine Erzählung.

Der mächtige Schach Abdul saß
Auf Kores Thron, als in dem Reiche
Das Feuer einer faulen Seuche
Das Volk bei Myriaden fraß.
Der Heilkunst emsigstes Bestreben
Erhielt nicht Eines Kranken Leben:
Sie welkten alle, wie das Gras.

Um dieses Ungemach zu heben,
Lud einst der Schach den Divan vor;
Allein man schwieg zu seinen Fragen.
Der Mufti kratzte sich das Ohr;
Der Kanzler glaubte viel zu sagen,
Und sagte — nichts. Zuletzt ward auch
Der Arzt gefragt.

„Wir wissens alle,
Sprach er mit vorgestrecktem Bauch,
„Der Sitz des Uebels ist die Galle,
„Die zeugt die Krankheit und den Tod;
„Doch wer kann die Natur beschwören?“ — —
„Freund, damit hat es keine Noth,“
Rief der Monarch: „das sollst du hören!“ —
Sogleich erscheinet ein Mandat:
Das jedem Herrn und jedem Sklaven,
Bei martervollen Lebensstrafen,
Ein Kind, das eine Galle hat,
Zu zeugen, förmlich untersagte.

„Ihr Abdul war ein wildes Thier,
„Ein Satan, den die Mordlust plagte!“
So fiel mir unser Pfarrer hier,

Er:

Ergrimmt, ins Wort. — Ich mußte lachen.
Dem guten Mann kam nicht in Sinn,
Daß er und sein Sankt Augustin
Den lieben Gott zum Abdul machen.

Kolmar. Pfeffel.

4.

Ueber den freien Gold- und Silberhandel.

Friedrich Wilhelm II. hat Seinen Unterthanen durch das Patent vom 21. Februar 1787 einen neuen Beweis Seiner edeln Denkungsart und Seiner wolthätigen Gesinnungen gegeben. Der Monarch ertheilet durch dasselbe seinem Volk eine dreifache Freiheit, die es vorher entweder gar nicht oder doch nicht gesetzmäßig hatte: die Freiheit nehmlich, mit Gold und Silber einen vollkommen uneingeschränkten Ein- und Ausfuhrhandel zu treiben; die Freiheit, das Verhältniß des Wehrtes des Goldes zum Wehrte des Silbers nach der jedesmaligen Konkurrenz zu bestimmen; und die Freiheit, die in Gold zu entrichtenden landesherrlichen Abgaben mit einem festgesetzten Aufgeld von Fünf vom Hundert mit Silberkurrent zu berichtigen.

Da wenig Menschen Zeit und Gelegenheit haben, sich von den Gegenständen dieser Verordnung

richtige, deutliche und vollständige Kenntniſſe zu verſchaffen; ſo wird wahrſcheinlich die dadurch dem Lande widerfahrne Wohlthat vom Publikum eher gefühlet als begriffen werden. Und dis iſt für den groſſen Haufen genug. Da aber doch auch hier und da Einwendungen gegen die wolthätigen Wirkungen dieſes Geſetzes gemacht ſind, ja da manche ſogar nachtheilige Folgen daraus prophezeihet haben; ſo iſt es vielleicht nicht undienlich, das Publikum über den Ungrund dieſer Einwendungen zu belehren, und die vorgeſpiegelten Schrekbilder durch die Fakkel der Vernunft zu verſcheuchen.

Ich will zuvörderſt von dem freien Gold- und Silberhandel reden; und ich hoffe, jeden unbefangenen Leſer zu überzeugen, daß wir aus der ganz unbedingten Freiheit, Gold und Silber auszuführen, keinen Nachtheil für die Nation zu beſorgen haben. Soviel wird mir jedermann wol zugeben, daß wir deswegen noch nicht unſer Gold und Silber ausführen werden, weil wir die Erlaubniß dazu haben; ſondern es müſſen Gründe da ſein, die uns beſtimmen, unſer Gold und Silber fortzuſchikken. Ich kann auch wohl ohne Streit annehmen, daß wir unſer metalliſches Vermögen nicht an auswärtige Nationen verſchenken werden; und ſo läßt ſich nur ein doppelter Grund zur Ausfuhr der edlen Metalle gedenken. Nemlich: entweder wir ſind einer andern Nation einen Saldo ſchuldig, den wir mit Ueberſchikkung unſers

fers Goldes und Silbers tilgen wollen; oder wir spekuliren mit unsern Metallen auf einen auswärtigen Marktplatz.

Sind wir schuldig, so müssen wir bezahlen; und dadurch daß wir unsre Schulden tilgen, verbessern wir unsre Umstände. Wenn eine Nation einen auswärtigen Saldo zu bezahlen hat, so berechnet sie gewiß, wie sie diese ihre Schuld am wolfeilsten abführen kann. Ist nun der Weg, durch Gold und Silber zu bezahlen, der wolfeilste; so erwählet sie diese Methode gewiß, und führet Gold und Silber aus. Ist eine andre Methode vortheilhafter, so führet sie diese Metalle gewiß nicht aus. Wie kann also in diesem Fall ein Nachtheil aus der Gold, und Silberausfuhr erwachsen? Die Absicht davon ist: die Bezahlung unsrer Schulden; und das ist nichts nachtheiliges. Der Grund, warum wir mit Gold und Silber bezahlen, ist: weil wir bei dieser Art zu bezahlen, die grösten Vortheile entdekken; und das kann wohl auch nichts nachtheiliges sein.

Wir zahlen jährlich eine große Menge von Dukaten und eine nicht unbedeutende Summe von unserm Silbergeld an die Polen, die uns ihre Produkte zubringen. Sollte dies wohl für unsern Staat nachtheilig sein? Unstreitig ist bis jetzt der Wehrt aller aus Polen uns zugeführten Produkte grösser, als die Summen aller polnischen Bedürfnisse von unsern Waaren. Wir bleiben also, nach gänzlich vollendetem Tausch, den Polen einen Sal-

do schuldig; und da wir berechnen können, daß wir diesen Saldo am wolfeilsten berichtigen, wenn wir sie mit Dukaten und unserm Silbergelde bezahlen, so erwählen wir diese Methode. Hieraus hat noch niemand einen Nachtheil für unsern Staat ersehen. Fehlt es uns auch etwa wegen dieser Ausfuhr an Gold und Silber? Oder würde unser Verkehr mit Polen vergrößert und erleichtert werden, wenn wir andre, das heißt, kostbarere Mittel zum Bezahlen erwählen wollten? Denn eine vieljährige Erfahrung hat es uns gelehrt, daß wir bei Bezahlung der Polen am besten abkommen, wenn wir ihnen Gold und Silber geben; sonst würden wir unsre Metalle dahin nicht ausführen. — Umgekehrt, haben wir gleichfalls alle Jahre einen ansehnlichen Saldo an Frankreich zu bezahlen; noch weiß ich aber nicht, (ich nehme die Zeit der letzten Golderhöhung in Frankreich aus), daß es irgend jemanden von unsern Kaufleuten eingefallen wäre, Gold und Silber nach Frankreich zu schikken. Und warum nicht? Weil diese Baarsendung nicht die wohlfeilste Art ist, wie wir Frankreich bezahlen können.

Man kann sich also wohl ganz sicher darauf verlassen, daß eine Nation ihr Gold und Silber zu Bezahlung ihrer Schulden nicht eher ausführen wird, als wenn sie in dieser Art zu bezahlen überwiegende Vortheile findet. Soll man sie nun aber wohl in diesem Geschäfte stören? ... Ich wenigstens finde

finde es grauſam und ungerecht, einer Nation zu verwehren, ihre Schulden auf die wolfeilſte Art abzumachen. Auch hat ein ſolches Verbot die nachtheiligſten Folgen. Erſtlich wird die Nation dadurch zum Schleichhandel gereizt. Der Gewinn, der in dieſem Fall durch die Metallausfuhr erhalten wird, iſt ſo reizend, daß ſelbſt Feſtungs- Galeeren- und Lebensſtrafen den Schleichhandel nicht hemmen werden. Welche ſchrekliche Folgen aber entſtehen nicht aus dem Hang einer Nation zum Schleichhandel? Das dadurch bewirkte Uebel iſt ſo groß und ſo um ſich greifend, daß ich ohne alle Ausnahme eine jede Finanzoperation tadle, die dieſen Reiz giebt; den Schleichhandel aber ſelbſt kann hernach der Staat mit allen dagegen zu treffenden Maaßregeln nicht verhindern. Aber zweitens, geſetzt auch, daß die heimliche Ausfuhr der Metalle ganz verwehret werden könnte; ſo wird das Verbot doch die nachtheiligſten Folgen für die Nation haben, die auswärtige Schulden hat. Denn bezahlen muß ſie doch einmal; und ſie wird nun dazu koſtbarere und ſchwindelnde Operationen erwählen. Wenn wir nach Polen nicht mehr Gold oder Silber hinſchikken dürften; ſo würden wir vielleicht unſre dortigen Schulden mit unſern Anweiſungen auf England, Holland, und Spanien bezahlen wollen. Würde aber wohl der Pole dieſe unſre Forderungen umſonſt einziehen wollen? Würden wir ihm nicht vielmehr alle Koſten, die er

uns bei der Einziehung in Rechnung brächte, vergütigen müssen? und würden wir ihm also am Ende nicht mehr bezahlen, als jezt, da wir ihm Dukaten und Silbergeld geben? Diese Bezahlung wäre indessen noch immer reell. Gesezt aber, daß wir zwar Gold und Silber hätten, aber keine auswärtige Forderungen; wie würden wir dann den Polen bezahlen, wenn wir ihm unser Gold und Silber nicht geben dürften? Ich weiß hier keinen andern Ausweg, als: mit Kredit, der Keinen reellen Grund hätte, das heißt, mit Schwindel. Ob nun dis doch vortheilhafter sein soll, als Gold und Silberausfuhr, überlasse ich eines jeden eigener Beurtheilung.

Selbst also in dem traurigen Fall, wenn eine Nation im Ganzen Schuldnerin der übrigen Nationen ist, darf die Gold und Silberausfuhr nicht verboten werden. Denn man macht dadurch die Lage der Nation noch elender, und beschleuniget dadurch ihren Untergang. Die Lage wird schlechter, weil man die Abbezahlung der Schulden erschweret; und der Untergang der Nation wird beschleuniget, weil man sie zwingt, zu schwindelnden und wucherischen Operationen ihre Zuflucht zu nehmen. — Soll aber der Staatsmann in diesem Fall ruhig zusehen, daß alles Gold und Silber aus dem Lande gehet, und daß zulezt gar kein Geld im Lande übrig bleibt, womit sich die Einwohner des Staats ausgleichen können? Keinesweges.

Er

Er muß vielmehr dem Uebel vorbauen, er muß alle Kräfte anwenden, um den Zustand der Nation zu verbessern; — aber niemals muß er die Gold- und Silberausfuhr verbieten. Denn theils kann er sie mit aller Macht in diesem Fall doch nicht verwehren, theils macht er mit diesem Verbot nur Uebel ärger. Wie aber der Staatsmann in dieser traurigen Lage zu Werke gehen soll, und was für Maaßregeln er zu ergreifen hat, um den Zustand der Nation zu verbessern: das gehört nicht hieher.

Zum Glük für uns sind wir gar nicht in diesem kritischen Fall. Wir sind nicht im Ganzen Schuldner der übrigen Nationen; und wenn wir fleißig bleiben, und Frieden behalten, so läßt uns die physische Lage unsers Landes nicht leicht befürchten, daß wir jemals in diesen Fall kommen sollten. Mithin verlieren wir durch unsere Schulden weder unser Gold noch unser Silber. Wir bezahlen die einzelnen Nationen, denen wir schuldig sind, nur dann baar, wenn wir unsern Vortheil dabei finden; und unser anderweitiges erweisliches Vermögen setzt uns in den Stand, das ausgeführte Metall sogleich, als es uns beliebt, zu ersetzen. Warum sollte also wohl bei uns die Gold- und Silberausfuhr verboten sein? Haben wir denn bisher unsre Thaler verloren, weil die Ausfuhr davon erlaubt war? Sind die Dukaten bei uns verschwunden, weil wir sie hinschikken konnten, wohin wir wollten? Haben unsre Münzen bisher

kein ander Silber zum Ausprägen gehabt, als das im Lande aufgesammlete Bruchsilber, dessen Ausfuhr verboten war?

Aber wie wird es mit der Spekulationsausfuhr aussehen? .. Meiner Meinung nach recht gut. Wer Gold auf Spekulation ausführt, erhält doch dafür einen Werth; und weil er dabei gewinnen will, so muß ja der Werth, den er erhält, größer sein, als der Werth des von ihm ausgeführten Goldes. Wo ist denn also hier Verlust? Gesetzt, daß einer unsrer Nachbarn, es sei aus welchem Grunde es wolle, das Gold über seinen Marktpreis bezahlen wollte; so würde ich es gar nicht bedenklich finden, wenn wir ihm das ganze Gold unsrer Nation zuführten. Wir erhielten ja dafür einen größern Werth, als wir ihm zugeführet hätten; und das Vermögen unsrer Nation wäre wirklich auf diese Art vergrößert worden. Wenn wir selbst nun wieder Gold brauchen, können wir es denn mit unserm Vermögen nicht überall kaufen? So lange als noch alle Jahre Gold aus der Erde gegraben und auf den öffentlichen Markt Europens zum Verkauf gebracht wird, soll es wohl niemals fehlen, Gold zu kaufen, wenn man nur Vermögen hat. — Eben dies Räsonnement gilt von der Silberausfuhr auf Spekulation; und warum sollte man diese also verwehren wollen?

Dergleichen Spekulation wird uns aber auch nicht all unser Gold und Silber entziehen. Denn

wenn wir auf irgend einen Marktplatz mehr Gold und Silber führen, als daselbst begehrt wird, und bezahlt werden kann; so fallen daselbst diese Metalle im Wehrt, ihr Verkauf bringt uns also keinen Nutzen, und wir geben die Spekulation, mithin auch die Ausfuhr, auf. Hätten ja unwissende Spekulanten zu viel ausgeführt, und ist dadurch der auswärtige Preis niedriger geworden, als der einländische; so stehen sogleich andere Spekulanten auf, die diese vorher ausgeführten Metalle wieder ins Land mit Vortheil einführen. So kann also diese Spekulationsausfuhr nie nachtheilig sein; wohl aber das Verbot derselben. Es reizt die Nation zum Schleichhandel, und es verwehrt ihr, ihr Gold und Silber auf vortheilhafte Art zu vertauschen.

Soll indessen der freie Gold- und Silberhandel gar keine nachtheilige Stokkung verursachen; so gehört, als eine nothwendige Bedingung, dazu: daß der Staat sich niemals herausnehme, das Verhältniß von dem Wehrte des Goldes gegen den Wehrt des Silbers durch ein Gesetz zu bestimmen. So einleuchtend dieser Satz ist: daß der Preis des Goldes durch keinen Machtspruch in ein unveränderliches Verhältniß gegen den Preis des Silbers gebracht werden kann; so begehen dennoch die meisten Staaten diesen Fehler; und ich müsste mich sehr irren, wenn hierin nicht gerade der Grund zu den vielen unvernünftigen

Verordnungen läge, die man über Geld, über Münzen, über Gold- und Silberhandel noch bis auf den jetzigen Tag fast allenthalben in Europa erscheinen sieht. Jeder patriotische Bürger unsers Landes muß sich daher freuen, daß die Verordnung vom 21. Februar uns völlige Freiheit ertheilt, den relativen Wehrt des Goldes und des Silbers nach der jedesmaligen Konkurenz zu bestimmen. Wir besaßen zwar bis jetzt in der That schon diese Freiheit; die Verordnungen aber, die das Gegentheil besagten, waren noch nicht aufgehoben, und wir hatten also kein gegründetes Recht darauf. Wohl uns, daß unser wohlthätiger König uns diese so wichtige Freiheit durch ein öffentliches Gesetz bestätiget hat!

Will ein Monarch sich herans nehmen, ein festes Verhältniß des Wehrtes zwischen Gold und Silber durch ein Gesetz zu bestimmen; so trift er entweder das wahre jetzt Statt habende Verhältniß, oder er bestimmt ein anderes. Im ersten Fall war kein Gesetz darüber nöthig; denn der Marktpreis gab schon dis Verhältniß. Im andern Fall bestimmt der Gesetzgeber den Wehrt des Goldes entweder zu hoch, oder zu niedrig; und in beiden Fällen entstehen Spekulanten, die auf Kosten des unwissenden Theils vom Publikum gewinnen. Ist nemlich das Gold zu hoch im Wehrt angesetzt, so strömet von allen Orten Gold herzu, und das Silber verschwindet. Ist das Gold zu niedrig angesetzt,

gesetzt, so gehet es weg, und man siehet nichts als Silber. Es geschehe von beiden Fällen welcher wolle, so fühlet man bald das Elend im Staat. Man will dann helfen; statt aber die einzige wahre auf Vernunft und Erfahrung sich gründende Kur zu erwählen, das heißt, die Bestimmung des relativen Wehrts von Gold und Silber der Konkurrenz zu überlassen, — verfällt man auf Auswege, die das Elend noch immer vergrößern. Bald verbietet man die Ausfuhr des einen Metalls, und erlaubt die Ausfuhr des andern; bald verändert man den bisher beobachteten Münzfuß; bald läßt man geschärfte Verordnungen gegen das Wuchern und Agiotiren ergehen: lauter Hülfsmittel bei denen am Ende die Unordnung noch größer wird als sie vorher war!

Ich breche ab, um meine Leser nicht zu ermüden. Nur will ich zum Beschluß die Hauptsätze noch zusammenfassen, die Licht über die ganze Materie verbreiten.

1) Durch die erlaubte Gold- und Silberausfuhr werden wir Unterthanen Friedrich Wilhelms unser Gold und Silber nicht verlieren. Denn wir sind im ganzen nicht Schuldner andrer Nationen; und wenn wir auf Spekulation ausführen: so erhalten wir für unser Gold und Silber einen Wehrt, den wir wieder anwenden können, um Gold und Silber zu kaufen.

2) So lange wir Vermögen behalten, können wir Gold und Silber kaufen. 3)

3) Wenn wir kein Vermögen haben, können wir auch kein Gold und Silber kaufen. Wir verlieren in diesem Fall so gar unser ganzes Gold und Silber. Daran ist aber nicht die Erlaubniß der Ausfuhr, sondern unser Unvermögen, Schuld.

4) Wenn wir unvernünftige Spekulationen machen, und auf einen gewissen Marktplatz zu viel Gold oder Silber ausführen; so, ich will es zugeben, kann dadurch bei uns der relative Wehrt dieser Metalle auf eine kurze Zeit aus den wahren Gränzen gebracht werden. Aber an dem überführten Marktplatz tritt alsdann der entgegengesetzte Fall ein; und so wird das zuviel ausgeführte Metall bald wieder zurükgebracht, und das wahre Verhältniß bei uns bald wieder hergestellt. Ich vermuthe, daß in der vorliegenden Verordnung auf diesen Fall Rüksicht genommen ist, und daß eben daher den Unterthanen frei gegeben worden, ihre landesherrlichen Abgaben, die sie in Gold zu entrichten haben, entweder in Gold, oder in Silberkurrent mit einem für die Kassen festgesetzten Aufgeld, abzuführen. Und auch in diesem Punkt entdekke ich das gütige Herz unsers besten Königs. Denn gesetzt, wir führten anfangs, weil die Erlaubniß dazu neu ist, zu viel Gold aus; so könnte es kommen, daß bei uns das Agio vom Gold in die Höhe ginge. Dis wird zwar nicht lange dauern; aber die einzelnen Unterthanen, die eben jetzt ihre Abgaben in Gold zu bezahlen hätten

ten, würden dabei leiden. Der König hingegen kann die Wiederherstellung des Gleichgewichts ohne Verlust abwarten; Er erleichtert also dem Unterthan seine Last, ohne Selbst dadurch einen Verlust zu leiden.

5) Der Wuchergeist bei dem Agiotiren von Gold gegen Silber wird durch diese Verordnung ganz ausgerottet. Denn der Unterthan braucht nunmehr zu Abführung seiner Abgaben kein Gold zu kaufen; und niemand kann ihn zwingen, Gold zu einem festgesetzten Werth in unsrer Rechnungsmünze anzunehmen. Die einzige Schwierigkeit, die bei uns in Absicht auf diesen Punkt übrig bleibet, ist: die Rükbezahlung der auf Friedrichsd'or ausgestellten Schuldverschreibungen, und die deshalb in eben dieser Münze zu leistenden Zinszahlungen. Hier kann es allerdings sich zutragen, daß bald der Gläubiger, bald der Schuldner über Verlust und Wucher klagt. Es liegt aber nicht in dem Vermögen des Gesetzgebers, dieser Schwierigkeit abzuhelfen; wol aber können einzelne Parteien, wenn sie wollen, allen Schwankungen in dem wahren Werth ihrer Forderungen und Schulden vorbeugen: wenn sie nehmlich ihre Obligationen, die bisher auf Gold gelautet haben, auf Silbergeld setzen, und sich das Agio berechnen, welches am Tage der Umschreibung Statt findet.

5.

Beschluß der Reise nach der Insel Ischia, ohnweit Neapel; im Februar 1786.

(S. Mai, S. 425.)

Am 15ten Febr. des Morgens wekte mich meine Wirthin, die wol wußte, mit welcher Sehnsucht ich nach gutem Wetter aussah, indem sie mir auf ihr Neapolitanisch durch die Thüre zurief: fa buon tiemp. Es war zwar wol etwas kühl; allein als Don Francesco kam und das Wetter für gut zu unsern Unternehmungen erklärte, auch hinzufügte, wir würden den Berg von der Mittagsseite besteigen, also gegen den Nordwind geschützt sein, da es zudem gegen Mittag ziemlich warm sein werde: so wagte ich mich ohne Bedenken auf den Weg, obwohl ich noch nicht ganz hergestellt war.

Wir ritten gegen 10 Uhr aus. Um den besten Weg auf den Berg zu nehmen, und um zugleich ein großes mir noch unbekanntes Theil der Insel zu sehen, zogen wir westlich von lo Lacco aus. Die Gegend hier heraus ist sehr merkwürdig, und übertrift darinn die andere Seite. Die Natur hat hier andre Formen und schnellere Abwechselungen: das Allerrauheste und das Allerfreundlichste nebeneinander. Es kam mir hier zuweilen ganz schweizerisch vor, aber in Miniatur. Wir ritten durch verschiedene kleine Thäler, die sehr fruchtbar und sorg-

sorgfältig bebauet, und denn wieder auf steile felsigte Anhöhen, allenthalben zur Seite einzelne Wohnungen, und links den Monte Corvo, der an dieser Seite die Façade des Epopeo ausmacht. Ganz unerwartet befanden wir uns auf einmal auf einer beträchtlichen Anhöhe, von der ich durch eine der reizendsten und interessantesten Aussichten überrascht wurde, die ich je sah, und die das herrliche Wetter nicht wenig beitrug, zu verschönern. Wir übersahen hier gänzlich zu unsern Füßen: eine sehr fruchtbare durch lauter Dörfer kultivirte kleine Ebene am Raude des Meeres, an deren linken Seite, zu den Füßen einer andern Anhöhe, die größte und hübscheste Stadt dieser Insel, am Ufer, mit einer beträchtlichen Anzahl Schiffe, sich darstellte. Die Stadt selbst, durch ihre Bauart, durch die vielen bunten Kuppeln auf den Kirchen, durch ihre Lage und durch die Landschaft umher, gab mir einen Eindruk von etwas ganz fremdem und ungesehenen aus einem andern Welttheile, der die Schönheit dieses Gemaldes noch auffallender machte. Alsdann trägt auch zur Erhöhung dieser Aussicht, der Anblik des an dieser Seite gränzenlosen Meeres vieles bei, in welchem man nur allein die kleine, 20 italiänische Meilen von hier in Westen gelegene, Insel Ventotiene erblikt.

Man nähert sich der Stadt Foria mit Vergnügen, wegen der umher sichtbaren Industrie, und wegen der artigen Gebäude, welche die Nähe

der Stadt ankündigen. Hier sah ich in den Gärten die schönsten Gemüse, eben den großen Blumenkohl in freier Luft, den ich Tags zuvor von da hatte. Weil auf dieser Insel ein Mangel an gutem Gartenlande ist, so weiß man es zu nutzen, wie in Savoyen und Tirol; da hingegen der Ueberfluß solches Landes um Rom völlig vernachläßigt wird.

Bevor man in die Stadt kömmt, findet man einen breiten in Fels gesprengten Weg, der gewiß der breiteste auf der ganzen Insel ist, und dem Eingange ins Thor ein gutes Ansehen giebt. Die Stadt selbst ist reinlich, hat artige Häuser und Gebäude, und 8000 Einwohner. Hier wohnen auch die meisten und begütertsten Galant-huomini, vielleicht unter andern deswegen, weil hier weder der Gouverneur noch der Bischof, folglich niemand vornehmers als sie selbst, lebt. An der Seite wo wir heraus ritten, um uns links nach dem Berge hinauf zu schlagen, sind die Häuser schon stark an die Anhöhe gebauet, und die Straßen sehr steil; auch gaben unsere Esel deutlich zu verstehen, daß sie lieber in Foria blieben, vermuthlich, weil sie selten weiter als hieher gehen. Aber die Stekken unsrer Treiber wurden ihrer bald Meister. Die größten Schiffe welche hier liegen, dienen dem Weinhandel, der hauptsächlich aus dieser Stadt betrieben wird. — Die Insel Ventotiene hat 6 Meilen im Umfange, ist ebenfalls volkanischen Ursprungs, und war lange unbewohnt, bis man

erst

erst vor etlichen Jahren eine Kolonie da angestellt hat.

Von Forla weg fängt man an beständig zu steigen. Man läßt rechts eine Spitze der Insel, Punta del Imperadore, liegen, welches ein einzelner kleiner Volkan ist, an dessen Fuße sich eine berühmte Quelle, Bagni di Citara befindet, die von unfruchtbaren Weibern sehr besucht wird. Ich hatte nicht Zeit zu ihr hinab zu steigen, und ich konnte es auch füglich unterlassen, da Herr Andria sie mit den dabei gelegenen Stufe hinlänglich beschrieben hat. Er läßt ihnen die angegebene Kraft in manchen Fällen wirklich zu, und glaubt, daß dieser Ruf schon sehr alt sei, da der Name Citara wohl nichts anders wäre, als eine Korruption des Worts Cythere.

Viele einzelne Wohnungen sieht man hier allerwärts, und viele Landhäuser; wir kamen neben dem Dörfchen Panza her. Aber Dörfer, Häuser, Wege, und die ganze Landschaft, hat hier einen ganz andern Schnitt und Anblik, als an allen andern Orten. Ein Land, das voller Menschen stekt, und wo doch keine Kuh, kein Pferd, kein Wagen, kein Pflug und kein Karrn ist, muß wohl etwas Besonderes haben. Die äußerst schmalen Wege, oder vielmehr Steige, sind zu beiden Seiten mit nicht gar zu hohen Mauren eingeschlossen, deren ohngeachtet man dennoch, wegen der jähen Abhängigkeit des Bodens, Aus-

ſicht hat. Bäume, Aekker und Wieſen, ſieht man hier gar nicht, alles ſind Weingärten, die denn an den ſteilen Orten, wie gewöhnlich, in Terraſſen gearbeitet ſind. Links vor uns war die kahle Spitze des hohen Berges, und wo man ſonſt weit hinaus ſehen konnte, das unabſehbare Meer. Die mir ungewohnte Form der Gebäude, die große Stille, welche allenthalben herrſchte, mitten zwiſchen ſo vielen Spuren von Menſchenhänden, das Ganze zuſammengenommen, verurſachte auf mich den Eindruk von einer ganz fremden, ganz anders geſtalteten Welt, und von großer Entfernung aus der mir bekannten. Eben war einmal dieſes dunkele nicht ganz angenehme Gefühl betäubend ſtark, als mich plötzlich das Geſchrei eines Huhns, das ich hier noch nicht gehört hatte, aus meiner etwas melancholiſchen Träumerei aufwekte, mich freuete, und, ich weiß ſelbſt nicht, durch welche Ideenverbindung, mit angenehmen und rührenden Empfindungen, in mein ſonſt eben nicht ſehr reizendes Vaterland, die Lüneburger Heide, verſetzte, in eine bekanntere Welt, und ganz nahe bei allem was mir theuer und werth iſt, und eben ſo fern ſchien. So kleine äußere Eindrükke und an ſich unbedeutende Ideen, wenn ſie auf den rechten Flek treffen, geben oft unſerer Einbildungskraft eine ganz andre Richtung; und wohl dem, der dieſes weiß und die Kunſt verſteht, durch

kleine

kleine Mittel wohlthätig auf die Imagination und dadurch auf Gefühl und Laune zu wirken!

Ich hatte geglaubt, daß es an diesen ganz gegen Süden gekehrten Stellen, zumal zwischen den vielen Mauren, im Sommer sehr heiß sein müßte: aber man sagte mir, daß es bei aller Wärme mehrentheils sehr luftig auf Ischia sei, und daß sonderlich in dieser Höhe die Luft schon kühler sei. Ueberhaupt reiset man häufig in der heißesten Zeit von Neapel nach Ischia, um der frischern Luft zu genießen. — Wir mußten mehr als den halben Zirkel um den Berg machen, ehe wir gerade gegen die Spitze aufsteigen konnten. Zur Rechten bemerkte ich einen kleinen Volkan mitten in der See nahe an der Insel: Torre del Imperatore genannt, auf welchem ein Wachtthurm angebracht ist, um von da auf die Barbaresken zu wachen; man findet sie allerwärts an der Küste von Italien, und giebt davon bei Annäherung ihrer Fahrzeuge gewisse Zeichen. Unser Weg führte uns so weit um den Berg herum, daß wir die 30 ital. Meilen von hier gelegene, durch Tiberius bekannte Insel Capri sehen konnten. Wir kamen an das kleine Dorf Ciglio, das schon ziemlich hoch liegt; mein Begleiter erzählte mir davon als eine Merkwürdigkeit, daß jedes darin geborne Mädchen, einem uralten Gebrauche zu Folge, Marie getauft werde, welchem Namen alsdenn immer noch ein anderer

beigefügt ist, um alle diese Marien von einander zu unterscheiden.

Das Wetter wurde wirklich um Mittag so warm, daß ich einen dikken Ueberrok, den ich umgehangen hatte, ablegen mußte, ohngeachtet des fortwehenden Nordwindes und der Höhe. Weiter hinauf am Berge verlohren sich die Mauren um die Weingärten, und wir hatten einigemal gefährliche Stellen an fürchterlichen Abgründen zu passiren, in deren Tiefe unten Bäche flossen. Sonst ist hier noch alles mit Wein bebauet, und man wundert sich, je höher, desto größere Dörfer anzutreffen. Aber gerade in dieser Gegend ist der stärkste Weinbau, folglich auch viele Menschen; das Dorf Serrano, durch welches wir kamen, zählet nicht weniger als 500 Einwohner.

Die Oberfläche des Bodens hat hier allenthalben ein thonartiges Ansehen, aber der Grund ist Felsen; nun weiß man, daß überhaupt der Wein auf Felsengrund am besten gedeiht. Der Felsen ist von der dichtern volkanischen Tofsteinart, wie um Neapel, in welchen sich leicht arbeiten läßt. Man hat sich dessen hier sehr nützlich bedient, indem man überaus große Grotten hinein gehöhlt hat, in welchen der Wein aufbewahrt wird, und ohne die man ihn schwerlich hier gut erhalten könnte. Wenn es die Beschaffenheit des Felsens erlaubt, der zuweilen, als eine Klippe, rund umher, oder doch an ein Paar

Seiten

Seiten ganz frei steht: so hat man ihn so weit ausgehöhlt, daß an der andern Seite desselben Luftlöcher oder Fenster angebracht werden können, und dadurch erhält man in dieser Höhe die vortreflichsten Weinkeller. Gewöhnlich sind diese hinteren oder Seitenöfnungen an den abschüßigsten Seiten des Felsens angebracht, damit nicht jemand hinein steige. Wenn man nun an der hintern Seite eines solchen steilen Felsens, der an einem tiefen Abgrunde steht, vorbeireitet, und eine solche künstlich vergitterte Oefnung an der Mitte desselben wahrnimmt, ohne den Zusammenhang davon zu wissen, wie das mein Fall war, so begreift man nicht, wie das möglich war.

Man macht auch in der Nähe der Häuser kleine Felsengrotten, die zu Ställen für die Esel dienen. Aber indem ich durch das Dorf Serrano ritt, ward ich gewahr, daß aus einer solchen Grotte, nahe bei den andern Häusern, aus einem Luftloche über der Thür Rauch auszog. Ich erkundigte mich was dieses bedeute, und erfuhr, daß es eine Wohnung sei. Eine solche Wohnung aus dem ersten Alter der Welt, war ich sehr begierig von innen zu sehn. Sie war zwar verschlossen, aber man konnte mir bald die Frau rufen, die mit einem kleinen Kinde auf dem Arme ankam, sie mir zu öfnen. Eine armselige Wohnung, war es freilich und sie schloß wenig Eigenthum in sich. Sie war in zwei Gemächer abgetheilt, wovon das eine größere, der

Vorplatz und eigentliche Wohnung war, das andere zugleich Schlafkammer und Küche abgab. Gewölbt sind alle solche Grotten; und unter diesem Gewölbe war von kleinen queergelegten Stangen, die man mit Kräutern bedeckt hatte, eine Art Boden zum Aufenthalt für eine Menge Kaninchen angebracht, die sie hier erzogen und dann verkauften. Ich sah einen Korb voll allerlei grüner Kräuter stehn, wovon ich mich nur des Korianders erinnere; ich vermuthete, dieses sei Futter für die Thierchen, allein ich erfuhr, daß es zu einem Kräuterkohl für die Familie dienen sollte. Das einzige Luft- Licht- und Rauch-Loch war übrigens das über der Thür. Wiewohl das ist im untern Italien weniger auffallend, wo die ganze Wohnung armer Leute gewöhnlich nur in einem einzigen Gemache besteht, das aber allemal einen Schornstein hat, worin hingegen für Licht und Luft keine andere Oefnung ist, als die Thür, und nicht immer ein Loch mit einer Klappe über derselben. Ich fand auch unterhalb Neapel zuweilen sehr gute Zimmer, die weiter kein Licht hatten, als durch die Thür, die alsdann in die freie Luft oder in eine offne Galerie geht. Daß schon die Alten auf ähnliche Weise baueten, sieht man in ihren verschütteten Städten. — Ich verließ die gute Frau mit einer Erkenntlichkeit für ihre Mühe, und dachte: wie vieles ist nicht kompensirt in dieser Welt! Wenn diese Leute unbequemer wohnen als andere, so haben sie dafür auch keine

Feuers-

Finsternisse zu beherrschen, und brauchen nicht viel Wahrscheinlichkeit zu haben. Man sieht also, wie Cäsarius seine kleine Abhandlung macht, die Gunst der Leute, und wie immer in jenen Zeiten eine so nichtswürdige und ungereimte sich alle in wichtigen Geschäften.

Der Titel selbst sagt durch die Art, wie er gesetzt ist, wie wenig bei der Abfassung seine eigene Meinung und gute Gründe Antheil hatten. Er lautet: Dialogus de Astris, sphaera, arte, mensibus, annis, aetatibus, et aliis quibusdam. Nun, wer diese Dinge alle endlich sieht, sieht und gehört, kommt, wer in solchen Dingen so bewandert ist, wie Cäsarius. Er endigt nicht mit 1000 Seiten. — Wenn Bayerus nur der Bibliothek, die mir jetzt nicht offen ist, wenig erfreulichen Schein, und weiß indem von ihr bei sich selbst nun ferner nichts zu haben ist, und die Geschichte eben nun nicht viel verspricht hätte. Alle meine Lehrer in einer Analogie ab, die zugleich das Gesetzliche, die Ordnung, die Grenzen, Ziele und Extreme der Handlung des Orts war. Dieser soll nie in solch an einem Werke weniger, setzen wir noch zunächst Verwirrung. Wer sich nun mehrerer Schriftsteller bedient, wie, wenn sie sich nicht so gut, als sie sollen, Bücher und Bücher Citate, bei Cousins. Dieses ist der Kürze von dem Ursprünge, der gegeben wer-

sandt, und so aus der Tonne mit Oel und Pfeffer gegessen wird. Man sagte mir, dieser Fisch komme aus Sicilien, vielleicht um ihm dadurch mehr Kredit zu verschaffen; denn sonst ist bei Ischia selbst eine sehr beträchtliche Thunfischerei, die ganz sonderbar anzusehn sein soll, die ich aber nicht sah, weil sie erst im Mai angeht. Man gab uns von dem besten Weine, der hauptsächlich hier herum wächst: er war von lieblichem Geschmak, und hätte mich dadurch bald betrogen, weil ich so viel Feuer darunter nicht vermuthete, und ihn wie andre italiänische Weine trank, die meistens leicht sind. — Um auch ein kleines Andenken von diesem Berge mitzunehmen, kaufte ich in dieser Boutique eine Tabaksdose nach hiesiger Art. Sie ist zwar nur von schlechtem Holze und höchst einfach, kostet auch nur wenige Grane; aber der Erinnerung halber möchte ich sie doch nicht für eine viel bessere wegegeben.

Wir hatten von hier noch eine bis anderthalb Stunden Weges, bis auf die Spitze des Berges, und durften daher keine Zeit verlieren um Abends wieder zu Hause zu sein. Wir eilten daher von dannen. Man hatte unsern Eseln zum Desert Brodt mit Wein gegeben, wodurch man diesen Thieren aber einen Rausch verursachte, der sie so muthwillig machte, daß sie fast nicht zu bändigen waren, mit allen vieren ausschlugen, und mehr

liefen,

liefen, als wir wünschten, weil sie uns an manchen Stellen fast in Gefahr brachten.

Es ist sonderbar, daß mit dem größten Dorfe auf einmal die Bevölkerung dieses Berges aufhört. Wenig oberhalb Fontana ist alles wüste und kein Haus mehr zu sehen, obgleich der Boden dem äußern Ansehn nach immer noch derselbige bleibt, nemlich ein guter gelbgrauer Thon. Es ist ein Glük, oder vielmehr eine weise Einrichtung, daß die feuerspeienden Berge gern damit aufhören, solche Materien auszuwerfen, aus denen die Erdbewohner zu ihrem Unterhalt Nutzen ziehen könnten; wären es harte Schlakken und verglasete Lava, so würden weder auf Ischia Menschen leben, noch am Fusse des Vesuvs der schöne, unter dem Namen Lakrymä Christi bekannte Wein gezogen werden können. Die thonichte Erde welche hier oben liegt verbreitet ihren Nutzen tief hinunter, indem sie mit dem Wasser hinabgespült wird, das also keinen schädlichen Sand, sondern eine brauchbare Materie auf die tiefern Gegenden bringt. — Oft habe ich gedacht, wie es die Gestalt mancher Gegenden und die Lage vieler Menschen darin verändert haben würde, wenn es der Vorsehung gefallen hätte, und es so weit vom Meere möglich wäre, vor etlichen tausend Jahren in den dürren Sandgegenden der Lüneburger Heide oder des Brandenburgischen, hin und wieder einen Volkan entstehn zu lassen, der die guten und fruchtbringenden Erdarten,

den freien Thon der allerreinsten in der Tiefe hat. Ohne die Gewächse gewinnen, und ohne sie bleiben sie nicht selten leere. Aber es sind der Thon- ungeschickten selten nur allein die, denen es noch hier und in fernwehrden Zeiten, wenn jener noch nicht viele Generationen durchlaufen hat, an Thon mangelhafte Erde, und Natur anbauen, und Thonleere jener Erden, die Natur noch gelassen hat und nur Sand hervorgetragen, den einzelnen darunter verlegt liegen. Gruben wir doch in sie nach Gold, das eigentlich mit den freien Thonerdeerden nichts zu schaffen hat, warum sollten wir nicht auch Thon graben, und dann was Noth wäre in manche einzelne Bauernwirthe hier zu Lehne schicken? Und aber der schlechte Thon, der schon unter dem Sande liegt, ist nicht selten schon klüger, habe ich in dem Grunewalde gesehen in tiefen Gruben gesehen, als der, der noch hoch vor diesen. Also auf dem Gesetz wieder zurück zur freiwilligen Thon-Anlegung.

Anmerk.

Da hatte unlängst Gelegenheit, einen Versuch eines der wirthschaftlichsten Landwirthe in der Gegend, der ungeschickte Mittelmäßigkeit auf dem Landwirthe mit einer Gesellschaft in einem Jahre durch Thonanlegung zu Gute machte, zu machen. Gewiß, wo einzelne Wirthschaften ein solches Beispiel nicht aufzuweisen haben, da ist es Zeit, daß sie sich einer Gesellschaft für die Verbesserung des Landes anschließen.

Zwischen Fontana und dem Gipfel des Berges ist eine etwas abhängige Fläche, auf welcher endlich der höchste Gipfel des Berges steht. Man hat noch ziemlich viel zu steigen, und auf steilen Wegen, bis man hinauf kommt; aber man kann doch beständig reiten. Außer der Aussicht, die sich bei jedem Schritte weiter ausbreitet, findet man auf diesem Wege sonst nichts interessantes. Einige Kräuter und kleines niedriges Buschwerk, bedekte an wenigen Stellen die mehrentheils nakte und ausgeflossene unebene Erde. — Es war halb 5 Uhr Nachmittags, als wir auf der kleinen Fläche ankamen, die grossentheils durch Kunst, gleich einer Plateforme, gemacht ist, und von welcher man in die Einsiedelei eingeht, die ganz in die oberste Felsspitze des Berges eingehauen ist. Das erste was mich zu thun verlangte, war: vollends hinauf zu steigen, auf die höchste Spitze des Berges über die Einsiedelei, um von da die schöne Aussicht zu betrachten, von der man mir soviel gerühmt hatte; und kein schöner heiterer Wetter wäre dazu möglich gewesen, obwohl der Wind oben noch etwas frisch zog.

Die ganze Insel Ischia nicht allein, sondern auch Procita, übersieht man hier völlig von oben und zu seinen Füßen, so daß man ihre Gestalten genau in ein Modell bringen könnte. Von hier sieht man die Ursachen deutlich und mit einem

Blik,

Blik, warum Ischia nur an der einen Seite recht bewohnt sein kann, nemlich wegen der vielen kleinen Volkane an der Mittagsseite. Wenn man sich auf einem Fuße umdreht, so hat man die ganze Insel gesehn, wie sie an drei Seiten im unabsehbaren Meere liegt. Mir deuchte, ich erhielte hier einen kleinen Begrif von der Aussicht des Aetna, von dem man auf eben die Weise ganz Sicilien übersieht. Die Luft war überdies klar und durchsichtig, daher konnte ich unten auf der Insel alles deutlich erkennen, und die bewohnten Theile derselben von den nicht bewohnten wohl unterscheiden. Klein ist alles, was die Menschen auf der Erde machen, wenn man es neben den Werken der Natur sieht und damit vergleicht; daher sahen, neben diesem Berge und seinen Felsen, alle Arbeiten von Menschenhänden, die ich unten bemerkte, die Mauren, die Einfassungen, die Gärten, die Wohnungen, unsäglich klein wie Spielwerk aus, und an einer gewissen Regelmäßigkeit erkannte man bald, daß sie nicht Werke der Natur waren.

Ich ließ mir hier den Weg zeigen, den ich per terra über Procita machen könnte, und beschloß ihn zurük zu nehmen, wenn es auch nicht des schlechten Wetters halber nöthig wäre.

Die Aussicht, welche man von diesem Berge nach dem festen Lande hat, ist überaus schön und groß; sie umfasset die ganze Küste von den Höhen jenseit Terracina, der letzten Stadt im Kirchenstaat, bis

zu den Kampanellen oder der äußersten Landspitze des neapolitanischen Meerbusens. Ganz frei sieht man ein großes Theil von der Gebirgskette der Appenninen, und den Vesuv von Grund auf, der hier zimlich nahe scheint. Von Portici an sieht man die ganze Küste des Golfs abwärts von Neapel; aber von der Stadt Neapel selbst sieht man nichts von allem was unten am Wasser liegt, wohl aber den Pallast Capo di monte, die Karthause, das Fort St. Elmo, und die noch höher überaus schön gelegenen Kamaldulenser. Durch ein gutes Fernglas konnte ich dieses alles so ziemlich erkennen. Die Insel Capri scheint von dieser Höhe sehr nahe, obwohl sie doch über 20 Miglien entfernt ist. Außer dieser, Procita und Ventotiene sieht man denn auch noch die Inseln Palmerole, Vivara, Nisita, Lazarette, und die entfernte Insel Ponza.

Der Ritter Hamilton hält den Epopeo eben so hoch und noch eher höher als den Vesuv; die Insulaner aber meinen nach dem Augenmaaß, der Vesuv sei höher, den man, wenn ich nicht irre, auf 3 bis 4000 Fuß über die Meeresfläche schätzt. Dem Anscheine nach käme mir auch der Vesuv höher vor; aber man kann sich darin leicht irren, wegen der viel breitern Basis des Epopeo, und vielleicht auch deshalb, weil man viel leichter und bequemer auf den letztern kommt, als auf den Vesuv. Welche aber von den beiden Aussichten vorzuziehn

zuzlehn sei, das ist schwer zu entscheiden. Der Vesuv hat freilich die Merkwürdigkeit voraus, daß man von seiner Höhe eine der größten und volkreichsten Städte von Europa ganz nahe übersieht, alsdenn das reiche und schöne Kampanien um sich her, und die Bai von Neapel. Die weitere Aussicht ins Land ist durch die nicht sehr entfernten Appenninen eingeschränkt. Vom Epopeo hingegen hat man den Blik über die beiden Inseln, die Uebersicht des schönen und nahen Golfs von Bajä, und eine größere Strekke der Küste, unter einem ganz andern Winkel, voraus. Beide Aussichten sind unstreitig ausnehmend schön: aber gewiß war mir hier, über dem ruhigen Gewölbe des Eremiten, wohler und behaglicher, als über jenem fürchterlichen, bronzefarbenen, hökkerigen, allenthalben gerissenen und auf den Rändern mit Schwefel angelaufnen Gewölbe des alten Kraters, unter dem ich häufige Kanonenschläge in weiten Hölen donnern hörte, und wo ich glaubte mit jedem Athemzuge vor Hitze und Schwefeldampf zu erstikken.

Es sei nun eine Wirkung des Vergnügens über die schöne Aussicht vom Epopeo, oder über die Erfüllung meines Wunsches diese Höhe zu besteigen, oder eine physische Wirkung der bessern und leichtern Luft in dieser Region: ich fühlte mich hier so wohl, so leicht, so heiter, so ruhig, als ein Mensch nur fähig ist zu sein. Da ich mich sonst vor steilen

Oertern

Oertern und gefährlichen Abgründen scheue, und nicht gern nur von einem Thurm gerade herunterſehe: ſo empfand ich hier eine mir ganz unbekannte Kühnheit; ich wagte mich auf dieſer ſchmalen Spitze an wirklich gefährliche Oerter, ſo daß die Leute, welche bei mir waren, mich am Rokſchooß faßten, aus Furcht ich möchte einmal bei einem Fehltritte in den Abgrund hinabſtürzen. — Ein beneidenswerther Zuſtand wäre es, wenn man ſich dieſe Heiterkeit der Seele und dieſes Gefühl von Wohlſein für jeden übrigen Augenblik des Lebens verſchaffen, und es ſo zu ſagen fixiren könnte, zumal wenn man vorher entgegengeſetzte Empfindungen hat kennen gelernt. Man wäre wohl in der größten Verſuchung, für dieſen Preis, die Welt und was wir darin lieben, zu verlaſſen und ein Einſiedler auf einem ſolchen Berge zu werden. Aber auf Erden iſt kein ſolcher daurender Zuſtand für Menſchen beſtimmt, weder auf den Bergen noch in den Thälern. Ueber die ſchöne Ausſicht hier würde ich vermuthlich bald eben das gedacht haben, was mir ein feiner und ſchöner Kamaldulenſer Mönch antwortete, als ich die reizende Lage ihres einſamen Kloſters über Neapel pries: wir ſehn aber, ſagte er, immer daſſelbige.

Ich mußte noch an dem Abend einen guten Weg machen, um wieder nach Lacco zu kommen, und daher war es Zeit, wenn ich die Eremitage noch beſehn wollte, die Höhe zu verlaſſen; es ſind ohnge-

fähr nur ein Paar hundert Schritte zu derselben hinabzusteigen. — Von einem ehemaligen Krater ist auf der Höhe nichts mehr zu sehn, vielmehr spitzt sich der Berg oben völlig zu. Wahrscheinlich ist er hier so wie auf andern Bergen eingestürzt, und eine Seite davon ist stehn geblieben, die den jetzigen Gipfel ausmacht.

Die ganze Wohnung der Einsiedler samt der sehr hübschen und hellen kleinen Kirche, ist in den Felsen gehauen. Die Wohnung hat Raum genug für 10 Personen. Man hat eine Gallerie durch den ganzen Felsen von Süden nach Norden durchgehauen, die in Norden wieder einen Ausgang auf eine Art natürlicher vom Felsen gebildeten Altane hat, von welcher man über eine Brustlehne zu einer fürchterlichen Tiefe, gegen das feste Land zu, herunter sieht. Diese Einrichtung schaft der Wohnung einen Luftzug, der bei starkem Winde, wenn man die Thüren öfnet, sehr heftig und also gewissermaaßen beschwerlich ist, der denn aber auch wieder die Eremitage trokken und gesund erhält. Auf der westlichen Seite, oder links vom Eingange, sind die Zimmer oder Zellen angebracht, deren Fenster im freistehenden Felsen eine weite Aussicht über das Meer haben. An der rechten Seite neben dem Eingange zur Einsiedelei, liegt die dem heil. Nikolaus gewidmete Kirche oder Kapelle, zu der man auch von der Gallerie eine Seitenthür hat. Die Kirche ist nur eine Grotte, und hat hinten keine

Oef-

Oefnung, ist aber inwendig mit vielem Marmor artig verziert, und hat weiter zur Rechten eine helle kleine Sakristei. Hinter der Kirche sind alsdann noch Keller und Kammern. Ueber dem Eingange in die Kirche, gleich neben der Thür zur Einsiedelei, ist eine Art von Glokkenstuhl angebracht, und man hat alles so eingerichtet, daß das Ganze eine kleine Façade bildet.

Ein Einsiedler hatte auf diesem Berge schon von langen Zeiten her gewohnt. Aber erst vor ohngefähr vierzig Jahren war die Einsiedelei zu großem Ansehn gekommen, durch einen Niederländer, der zuerst Kastellan zu Ischia war, alsdann die Welt verließ, sich hieher begab und einen großen Ruf von Heiligkeit erwarb. Damals lebten hier zu St. Nikola neun Personen, und die Einwohner der Insel machten sich ein großes Verdienst daraus, sie zu unterhalten, und ihnen alle Bedürfnisse zuzuschikken. Seitdem der heilige Flamländer vor acht Jahren gestorben, ist das Institut sehr gesunken. Mit dem Kapellan, der täglich Messe lesen muß, sind nur noch vier Personen oben, davon gewöhnlich einer aufs Betteln ausgeht, weil man keine freiwillige Gaben mehr hinaufbringt. Der Nachfolger des Heiligen, das jetzige Oberhaupt, ist ein Deutscher aus Mainz, der sich Valentin Oberle nennt. Ob er gleich schon über dreissig Jahre hier wohnt, alt und kümmerlich ist: so hat er gleichwol die Achtung der Ischianer für das Ins-

ſtitut nicht unterhalten können, und das zwar aus der guten Urſach, weil man ihn unten für einen Weinſäufer hält; und das will ich auch wol glauben. Er hat das Podagra; vielleicht der einzige Eremit, der das Podagra jemals hatte. In den Kammern ſah es allerwärts ziemlich ärmlich aus, und, was ich für Bruder Valentin herzlich bedauerte, der Weinkeller war ſehr ſchlecht verſehn. Mit Entzükken ſprach der alte Mann von vorigen Zeiten, und verglich ſie dann traurig mit den gegenwärtigen. Jetzt, ſagte er, müſſen wir unſern Unterhalt mühſam zuſammen bitten, ſonſt brachte man ihn uns freiwillig und im Ueberfluß; ganze Eſel mit Lebensmitteln beladen, brachte man uns; wir haben gut gelebt, ſetzte er hinzu, aber wir haben auch dafür gebetet, und rechtſchaffen Gott gedient.

Man erſchrikt doch immer ein wenig, wenn man ſo äußerſt rohe Begriffe von der Verehrung des höchſten Weſens bei Menſchen findet, die ganz und gar für die Religion zu leben meinen. Doch dieſes hier war nicht ſowohl Unwiſſenheit des Einſiedlers, als vielmehr eine Folge der Gebräuche ſeiner Kirche. Nach dieſen kann Gottesdienſt und Gebet, bloße äußerliche Handlung, eine Art von Handwerk ſein, das der Einſiedler gegen Erkenntlichkeit für mich mit übernehmen mag, das allemal ein wahrer Herrendienſt bleibt, welcher mit den Geſinnungen nichts zu ſchaffen, nichts von

Geiſt

Geist und Wahrheit an sich hat, sondern allenfalls auch mit blutigen Händen und mit einem Herzen voll Gräuel zu verrichten steht. Und so wird es allemal sein, wo man die Religion mehr zu einer öffentlichen Sache, als zur innern Angelegenheit der Gemüther macht, wozu doch eigentlich dieses Geschenk des Himmels den Menschen gegeben ist.

Wer aber einen Beruf fühlte zum wahren Anachoreten, wessen Seele Schwung genug hätte, den sublimen Gedanken eines genauern und ununterbrochenern Umgangs mit dem höchsten Wesen zu fassen, und Beharrlichkeit genug ihn zu nähren und durchzusetzen: der sollte warlich keinen andern Wohnort suchen als den St. Nikola. Nirgends könnte ein Enthusiasmus der Art besser gedeihen und unterhalten werden, als in dieser schönen reinern und geistigern Luft, so viel näher beim Himmel, so hoch erhaben über das Geräusch der Erde und das eitle unruhige Gewühl der Menschen, und wo so viele herrliche Werke des Schöpfers ausgebreitet liegen: schöne Länder, hohe Eisberge, das gränzenlose Meer und der wüthende Vesuv. Eine schöne Sommernacht muß in dieser Region der Atmosphäre und auf dem unbeschränkten Horizont dieses Berges sehr prächtig sein.

Ich wollte etwas in dieser Art zu Bruder Valentin sagen, von der vorzüglichen Lage dieser Einsiedelei; aber er antwortete mir nicht so psychologisch und fein als der Kamaldulenser Mönch, son-

dern schnitt mir meine Worte kurz ab, indem er sehr unenthusiastisch und materiell einfiel: es ist aber droben oft verzweifelt kalt.

Es ist denn doch nicht so kalt oben, daß hier in dem Gärtchen der Eremitage und im Februar nicht Küchenkräuter wachsen sollten; ich brachte selbst einen Strauß Rosmarin zum Andenken von da mit herunter.

Ich empfahl mich sodann meinem Landsmanne, der noch ganz gut deutsch sprach, durch einen kleinen Beitrag für die Gesellschaft, und nahm Abschied von ihm für beständig, weil er nicht weiter daran dachte, noch jemals vom Berge wieder hinabzusteigen, und ich vermuthlich ihn da nie wieder besuchen würde.

Wir hatten uns ein paar Stunden oben aufgehalten, und suchten itzt, weil es spät wurde, und der Schatten dieses Berges sich schon auf der Insel Procida zeichnete, durch einen andern nähern aber beschwerlichern Weg, nach Hause zu kommen. Dieser Weg ging bald von dem vorigen links ab, und führte an der Ost- und Nordseite herunter, so, daß ich hiedurch zugleich die Tour rund um den Berg machte. Wir gingen mehrentheils zu Fuße, weil er sehr steil war. Ich fand diese Seite des Berges gänzlich von der Mittagsseite verschieden. Hier war keine Spur von Kultur oder Wohnung, bis auf eine große Tiefe hinab. Erst ziemlich tief, fand ich etwas

Busch-

Buschwerk, und dabei eine kleine gemauerte Wasser-Leitung, die zum Besten der Wanderer an einigen Stellen offen war; wir tranken auch von diesem Krisstallhellen Wasser, aber in Ermangelung alles Geräthes mußten wirs in Diogenes letzter Manier thun.

Mir schien diese nordöstliche Seite des Berges, des Bodens wegen, eben so gut, als die so sehr bewohnte südliche, und doch lebt hier keine Seele; und man sieht daraus, wie viel selbst in einem solchen Klima von der Exposition abhänge, und welchen Vorzug auch in heißen Ländern die Sonnenseite habe. Sehr tief unten fanden wir neben einem kleinen Kastanienwalde ein artiges Landhäuschen mit einem Garten und vielen Bäumen, in einer sonst wilden und einsamen Gegend, fast in einem Kessel von unfruchtbaren Anhöhen, die ohne Zweifel Reste von einem Krater waren. Ich hätte gern die innere Einrichtung des Hauses gesehn, das einem Manne gehörte, der sich damals, im Karneval, zu Neapel aufhielt, aber die Leute konnten uns die Thüren nicht öfnen. Dieses war ohngefähr das erste Gebäude, das wir antrafen. Alsdann waren wir auch nicht sehr fern mehr von den bewohnten Theilen der Insel, und kamen bald wieder auf den Weg, welchen ich vor drei Tagen hatte kennen gelernt: der uns über Casa Micciola, an einem schönen sternhellen Abend, und mich herzlich vergnügt von meiner Tagreise nach Lacco

zurük führte. Im Vorbeireiten bat ich meinen Begleiter mir seine Wohnung zu zeigen, welches auch der gute freundliche Mann sogleich bereit war zu thun. Er führte mich durch einen Garten zu seinem Häuschen, worin er ganz still mit seiner Mutter lebte. In seinem Wohn- und Schlafzimmer fand ich alles von gröſter Simplizität, aber äußerst reinlich und ordentlich. Seine Sammlung medizinischer Bücher war nur klein, aber es waren manche gute darunter, insonderheit einige von den Werken des Hrn. Tissot. In einer Nische an der weißen Wand fand ich die griechische Inschrift, welche auf dem Monte di Vico zu sehn ist, mit groſen Buchstaben angemalt; aber ich schrieb sie nicht ab, theils wegen der mir fast ganz unbekannten alten Charaktere, theils weil man wirklich in Italien, vor der groſen Menge von Inschriften, die selten etwas wichtiges enthalten, ziemlich gleichgültig vorbeigehen lernt. Itzt bedaure ich, daß ich nicht diesesmal eine Ausnahme machte, wofern sie etwa nicht schon irgendwo gedrukt ist.

Gern hätte ich noch mögen den folgenden 16ten Febr. auf Ischia bleiben, theils um zu Wasser die Insel zu umfahren, theils aber um noch einige Merkwürdigkeiten zu sehn. Zu den letztern gehören die Venzarole, deren der Ritter Hamilton erwähnt. Dieses sind Hölen am Fuße einer Anhöhe, in welchen eine äußerst empfindliche Kälte herrscht, und ohne allen Wind herausdringt; man

bedient

bedient sich ihrer, um Sachen darin aufzubewahren, und im Sommer Getränke darin abzukühlen. Da mir aber, so wie auch dem Ritter, das Thermometer zerbrochen war, so wäre ich doch nicht im Stande gewesen, etwas wichtiges dabei zu beobachten. Ferner die Quelle des Olmitello, welches Wasser das Eigene hat, daß eine Eisenauflösung sogleich Berlinerblau daraus niederschlägt. Herr Andria hat hieraus den Schluß gemacht: daß dieses Wasser dephlogistisirtes Alkali enthalte. Es könnte aber wohl sein, daß der vortrefliche, mir durch viele Gefälligkeiten schätzbare Mann, in seinem Schlusse vielleicht um einen Schritt zu weit gegangen sei. Endlich wäre mir auch noch eine merkwürdige Stelle zu sehn übrig gewesen, die il Catrico heißt: wo die ausdünstende reine Vitriolsäure alle Lava umher in einen feinen, weißen, lokkern Thon verwandelt. Jedoch dieses letztere reizte mich am wenigsten, weil ich in den campis phlegraeis dieselbe Operation der Natur schon mehr im Großen gesehn hatte.

Der Abend versprach zwar einen schönen Tag, und Don Francesco wollte mir nach seinen Zeichen für zwei folgende bürgen; aber ich mochte mich keiner Verlegenheit weiter aussetzen. Daher beschloß ich, folgenden Morgens über Procita meine Rükreise anzutreten.

Nachdem ich von meinen Gönnern Abschied genommen hatte, stieg ich am 16ten Febr. in eine Feluke mit 10 Mann, und fuhr damit Morgens um 8 Uhr bei dem herrlichsten Wetter von Lacco ab. Wir blieben an der Küste bis zur Stadt Ischia. Von da stachen wir gerade nach Procita hinüber, und gingen zu Fuße durch die Insel. Ich hatte auf diesem Wege einen nützlichen Begleiter: ein Galant-huomo von Ischia erfuhr, daß ich verreisen wollte, und bat sich eine Stelle in meinem Schiffe aus, die ich ihm auch gern einräumte, um so mehr, da Don Davide di Monte, so hieß er, ein verständiger und wohlunterrichteter Mann war, der mir über manche Dinge gute Nachricht zu geben wußte.

Ich glaube kaum, daß es auf dem ganzen Erdboden noch eine Insel gebe, die in Absicht auf Bevölkerung mit Procita könnte verglichen werden. Sie hat nur $5\frac{1}{2}$ Miglien, also weniger als anderthalb deutsche Meilen im Umkreise, und zählt weniger nicht als 14000 Einwohner. Ich überzeugte mich auch völlig, daß daß da gar nichts hinzugesetzt sein möchte. Die Insel ist zwar, wie es der Boden ergiebt, auch volkanischen Ursprungs; aber außer kleinen Erhebungen und Senkungen ihrer Fläche ist sie völlig eben, ohne Berge und Felsen. Der Boden ist gut, und Gar-

tenge-

tengewächse gedeien sehr wohl; aber um so viele Menschen zu ernähren, wäre er doch zu klein.

Ich hatte geglaubt, indem ich über Procita ging, durch ein Land zu reisen; aber ich hatte geirrt: wir wanderten durch eine Stadt. Nicht zweimal hatte ich eine einigermaaßen, ich will nicht sagen ländliche, nur dörfliche Aussicht. Beständig blieben wir in Straßen, die zu beiden Seiten Häuser hatten, und zwischen welchen der Raum, wenn welcher da war, allemal durch hohe Mauren eingeschlossen wurde und Gärten anzeigte. So wie wir uns der andern Seite der Insel näherten, wo die eigentliche Marina oder Schiffplatz ist: so wurden die Häuser besser und größer, auch zwischen durch recht schön; und dieses endigte sich in eine völlige sehr belebte und bevölkerte Seestadt, mit einer Kaje (Quai), mit hohen Häusern, engen Straßen, und schönem Pflaster.

Die vielen Menschen auf dieser Insel leben von der See: theils vom Fischfang, theils durch Schiffarth. Die meisten Schiffe welche man hier herum sieht, die von Neapel, von Ischia und der Gegend umher ausgehn, gehören nach Procita. Es giebt hier sehr reiche Leute; aber die meisten sind sehr arm, und leben erbärmlich enge beisammen: „wie Sardellen im Faße so dicht," sagte mein Begleiter, und er kannte Procita wol, denn er hatte selbst hier Besitzungen. Die Menschen sahen hier viel ärmer, viel schmutziger und viel

weniger

weniger gesund aus, als auf dem heitern lieblichen Ischia. Eine wichtige Ursach der großen Population auf dieser Insel, scheint in einem Nationalvorurtheile zu liegen. Ein Mädchen, das 14 Jahr erreicht hat, ohne einen Mann zu finden, wird für alt angesehn, und ist verachtet; um sich zu retten, heirathen sie daher schon vor dem eilften Jahre. Eben so jeder Bursch von 16 bis 17 Jahren hat schon seine Frau. Das ist die Sitte des Landes, auf welche eifrig gehalten wird. — Ich sah hier viele Frauenspersonen in einer Art geistlichen Kleidung umher gehn, und hörte daß man sie Bizocche oder Monache di casa (Haus-Nonnen) benannte. Diese sind ohngefähr was die selbstgemachten Abbés in ihrer Art sind, mit dem Unterschiede, daß diese Nonnen sich nur mit Vorwissen des Parochus geistlich tragen dürfen, und sich eines ehrbaren Lebens zu befleißigen haben; übrigens können sie die geistliche Kleidung ohne Umstände wieder ablegen, und auch heirathen, thun es aber selten. Vermuthlich liegt die Ursache, warum man diese Kleidung hier so viel sieht, in der Verachtung des ehelosen Standes: denn die übrig gebliebenen Jungfrauen stekken sich da hinein, um ihre Schande zu heiligen.

Wir suchten von Procita ab das feste Land, wo es am nächsten war, und kamen nach etwa einer guten halben Stunde an einem Orte an, der Mure nuovo heißt; und so war ich nunmehro sicher, daß

ich

ich in der Stadt Neapel sein könnte um welche Zeit ich wollte. Nicht weit von da fanden wir ein Wirthshaus, Taverna di Pozzillo genannt, wo wir Esel nahmen, und indessen etwas aßen. Wir fanden hier ausserordentlich schönen Wein, welches mir um des willen merkwürdig war, weil ganz nahe dabei der Berg Gaurus, eine mäßige Anhöhe, liegt, der an der einen Seite vor Alters Falernus hieß, und, so wie die Landschaft darunter, durch schönen Wein berühmt genug ist. Der Berg selbst hat seinen Ruhm völlig verloren, es soll jezt da nur schlechter Wein und sehr wenig wachsen; sein jetziger Namen ist Monte barbaro, und giebt eben keinen reizenden Begrif von ihm, wie denn auch sein Ansehn wild und unkultivirt ist.

Ich nuzte den Rest dieses Tages, noch einige Merkwürdigkeiten dieser Gegend, die mir noch übrig waren, zu besehn. Bei den Elysäischen Feldern ist es ziemlich deutlich, welchen Weg die Fiktion da genommen hat. Oberhalb der sogenannten Elysäischen Felder, die jezt nichts weiter sind als ein kleiner Busch in einer Vertiefung, waren viele Gräber; man erkennt noch jezt eine Menge Kolumbaria da. Ehe man zu diesen Grabmählern kam, mußte man, wenigstens von einer Seite, über das Mare morto: also ging es über das Wasser (den Styx) in die Unterwelt. Nun mochte vielleicht der Ort unterhalb den Gräbern damals ein schattiger anmuthiger Ort sein, von dem man sich

dachte

dachte, daß die Schatten wol darin luſtwandeln könnten: ſo war die Sache fertig, und jeder konnte in ſeiner Imagination die Idee erweitern und den Ort ausſchmükken.

Daß Bajä nicht ein Ort geblieben iſt wo Menſchen wohnen, iſt wegen ſeiner ſchönen Luft und über alle Maaßen reizenden Lage, zu bedauren. Freilich hätte man da nicht in Kutſchen von einem Hauſe zum andern fahren können, wenigſtens nicht an vielen Orten: denn die Häuſer waren häufig ſo an das hohe Ufer mit der Hinterſeite gehängt, wie die Ruinen zeigen, und mußten vorn ſo weit über dem Waſſer ſtehn, daß ich noch nicht begreife wie man anders als mit Schiffen hat dazu kommen können. Unter manchen andern Merkwürdigkeiten, wovon dieſe Gegend ſo voll iſt, beſah ich heute auch den erſtaunlichen Waſſerbehälter, der insgemein Piſcina mirabilis heißt, und den Ueberzug ſeiner Wände, welchen man für einen Niederſchlag aus dem Waſſer hält, und der mir doch eher ein Tünch zu ſein ſcheint. Mit dem Lacus Avernus und der Grotte der Sibylle, die ſehenswürdig iſt, machte ich den Beſchluß; und kehrte über Puzzuoli, wo ich ſchon vorher geweſen war, am Abend ſpät nach Neapel zurük.

Hannover. H. M. Marcard.

6.

Vorläufige Erklärung über Schlossers Brief an Leuchsenring; nebst einem Mährchen *).

Es hat dem Herrn geheimen Hofrath Schlosser gefallen, einen weitläuftigen Brief, den er mir im September vorigen Jahrs geschrieben, in dem ersten Stükke des deutschen Museums dieses Jahrs drukken zu lassen **). Ich hatte diesen Brief nicht beantwortet. Herr Schlosser sagt: er habe mein Stillschweigen nicht anders als für eine Misbilligung seines Vorschlags ansehen können. Ein so kluger Mann hätte doch noch andre Ursachen dieses Stillschweigens vermuthen können; und ein so guter Mann hätte vielleicht überlegen sollen, daß er durch die Bekanntmachung seines Briefes zu sehr schädlichen Mißverständnissen Gelegen-

*) Hrn. Schlossers Brief an Hrn. Leuchsenring ist, weil er auch die Berl. Monatsschrift betraf, von uns bei Gelegenheit einer Vertheidigung gegen mehrere Gegner, angeführt worden, im April d. J. S. 354 – 363. Es wird also unsern Lesern um desto willkommner sein, auch bei uns die Erklärung des Mannes, an welchen der Brief eigentlich gerichtet war, zu lesen.

Die Herausgeber.

**) Dieses Stük des Museums ist mir erst zu Anfang des Märzmonats zu Gesicht gekommen, da ich von einer Reise zurük kam. L.

legenheit gebe, und Gefahr laufe, einem Manne, den er doch seinen Freund nennt, eine unangenehme Stunde zu machen. War es Herrn Schlosser bloß darum zu thun, seinen Vorschlag der Beurtheilung des Journalen- und Kaffeepublikums, welches er doch so sehr verachtet, zu unterwerfen; so konnte dieses ja ohne Nennung meines Namens geschehen, und ohne daß er sich der Indiskretion schuldig machte, öffentlich zu erzählen, was ich ihm in einem vertrauten Gespräche über gewisse delikate Materien soll gesagt haben.

Doch würde ich weniger unzufrieden mit Herrn Schlosser sein, wenn er nur meine Meinung richtiger vorgestellt, und mir nicht Gesinnungen geliehen hätte, die ich nie für die meinigen erkennen kann. Ich soll z. B. gesagt haben, alle unsre Großen hätten den Despotismus im Aug und Herzen. Solche übertriebene Gemeinsprüche überlasse ich gern den Genieen und Kraftmännern: ich meines Theils freue mich, daß ich das Glük habe, mehr als Einen Großen Deutschlands zu kennen, der weniger Despotismus im Aug und Herzen hat, als viele unsrer Weisen, Heiligen und Propheten. Dieses sage ich wahrhaftig nicht, um den Großen meines Vaterlandes zu schmeicheln. Alle die mich kennen, wissen es, daß ich lieber durch Wahrheit zu nutzen, als durch Schmeichelei zu gefallen suche.

Herr Schlosser beschuldigt mich auch, daß ich den Umgang eines Protestanten mit Katholiken

mißbillige. Ich begreife nicht, wie Herr Schlosser einen Mann seinen Freund nennen kann, dem er eine so elende Denkungsart zutraut. Die Wahrheit ist: daß ich vielleicht mehr Freunde unter Katholiken als unter Protestanten habe, und daß ich dem Umgange mit diesen edlen Menschen viele der seligsten Stunden meines Lebens verdanke. Ich muß sogar sagen, daß meine Meinungen über den politischen Gebrauch der Religion, über Priesterregiment, Proselytenmacherei und Jesuiterintriguen, die ich bei Katholiken eben nicht verheele, von diesen nicht so ungünstig sind beurtheilt worden, als von Schlosser, dem protestantischen Philosophen. Der redliche Katholik, der die Religion nicht zu kaufmännischen Absichten mißbraucht, sondern zu seiner moralischen Besserung anwendet, ist mir höchst schätzbar; so wie ich den Protestanten gern meide, der aus der Frömmigkeit ein Gewerbe macht, und seine Religion bloß dazu gebraucht, sich Einfluß zu verschaffen, seinen Gegnern zu schaden, und das liebe Publikum an der Nase herum zu führen.

So bald es mir die Zeit erlaubt, werde ich umständlicher zeigen, daß Herr Schlosser meine Meinungen und Gesinnungen in einem ganz falschen Lichte vorgestellt hat. Ich will gern glauben, daß er nicht zur Absicht gehabt habe, mich wider Wissen und Gewissen zu verläumden. Aber der Erfolg bleibt doch immer eben derselbe; und es er-

hellet auch hieraus, daß Herr Schlosser besserwürde gethan haben, abzuwarten, bis ich es für nützlich gehalten hätte, dem Publikum meine eigentliche Meinung über die neuen Propheten selbst mitzutheilen.

Ich weiß kein anderes Mittel, Herrn Schlosser zu entschuldigen, als wenn ich voraussetze: er habe von Leuten, die er für redlich hält, falsche Nachrichten von mir aufgenommen. Er erzählt manches als meine Meinung, was er gewiß nicht von mir gehört hat; und ich darf nicht vermuthen, daß er es aus boshaften Absichten erdichtet habe. Herr Schlosser wird also wohl thun, wenn er denen, die ihm dergleichen Anekdoten mittheilen, in Zukunft nicht mehr so leicht Glauben beimißt. Du mußt gar viele Vorsicht anwenden, wenn du jemand tadeln willst oder loben; damit du nicht etwa anders redest als du solltest; deßwegen muß man die Guten von den Bösen wohl unterscheiden lernen.*)

Es ist mir leid, daß mich Herr Schlosser gezwungen hat, den Lesern mit meiner Erklärung beschwerlich zu fallen. Um sie ein wenig zu entschädigen, erzähle ich ihnen das folgende lehrreiche Mährchen aus einem berühmten Schriftsteller.

Der Dalai-Lama versammlete einst seine geheimen Staatsräthe, und hielt folgende Rede:

„Meine

*) Dieses Motto hat H. Schlosser selbst seinem Briefe vorgesetzt. D. Her.

„Meine ehrwürdigen Brüder! Ihr und ich wissen sehr wohl, daß ich nicht unsterblich bin; aber es ist gut, daß die Völker es glauben. Die Tataren von Groß und Klein Thibet sind ein hartnäckiges Volk, das ein schweres Joch und kräftige Irrthümer nöthig hat. Versäumet ja nichts, ehrwürdige Brüder, sie zu überreden, ich sei unsterblich. Ihr theilet mit mir den Ruhm dieser Unsterblichkeit; sie verschafft euch Ehre und Reichthümer.“

„So lang unsre Tataren von Groß und Klein Thibet weder lesen noch schreiben können, so lange sie eine barbarische Erziehung erhalten; könnet ihr herzhaft ihr Geld nehmen, ihre Weiber und Töchter beschlafen, und ihnen den Zorn des Gottes Fo ankündigen, wenn sie sich unterstehen, sich nur im geringsten darüber zu beklagen.“

„Kömmt aber die Zeit, daß wir die Tataren nicht länger verhindern können, ihre Vernunft zu gebrauchen (denn immer können wir das doch nicht verhindern); so müßt ihr euer Verhalten völlig ändern. Ihr könnt alsdann versichern, daß euch die Aufklärung und das wahre Wohl der Tataren am Herzen liege, und von Zeit zu Zeit das Gegentheil von dem lehren was eure Vorfahren behauptet haben. Aber ihr müßt eure Worte auf Schrauben stellen, immer eine Hinterthüre offen behalten, euch eine Fertigkeit erwerben, unbestimmt zu reden als wenn es bestimmt wäre, und allen alles zu werden suchen. Wenn ein Pferd sich nicht will

meistern lassen, so muß man oft den Zügel verändern. Ihr könnt sogar Toleranz und Denkfreiheit empfehlen; doch müßt ihr nie vergessen, mit der einen Hand mehr zurük zu nehmen, als ihr mit der andern gegeben habt, und ja nicht versäumen, recht oft und beweglich über den einreißenden Unglauben zu seufzen. Ihr müßt Unwissenheit Genie und Sophisterei Weisheit nennen, alle Arten der Schwärmerei begünstigen, Empfindelei für hohe Frömmigkeit ausgeben, von Schönheit, Liebe und Herzensergießung predigen, glänzende Antithesen machen, viel von Wundern und geheimen Wissenschaften erzählen, den Leidenschaften schmeicheln, die Einbildungskraft verwirren, euch von schönen Frauen und Töchtern die Hände küssen lassen, und durch allerlei Gaukeleien den gesunden Menschenverstand und die moralische Religion verdrängen. Wer sich nicht sanft von uns will berühren und leiten lassen, den müßt ihr drükken. Alle diejenigen, welche die Kniee nicht vor uns beugen, und den geringsten Zweifel in unsre Weisheit und Heiligkeit setzen, oder sich gar unterstehen über unsre Narrheiten zu lachen: sollt ihr Atheisten nennen, und sie, so oft es thunlich ist, ins Feuer oder ins Wasser werfen, oder im Gefängnisse verschmachten lassen."

„Wenn unter den mächtigen Fürsten Asiens, die uns bisher unterworfen waren, unglüklicher Weise einer oder der andere zu viel Verstand hätte;

so

so müßt ihr euch sorgfältig hüten, weit aussehende Streitigkeiten mit demselben anzufangen. Ihr könnt ihn unter der Hand verhaßt zu machen suchen; aber öffentlich müßt ihr immer mit tiefem Respekt von demselben reden, und von Zeit zu Zeit sagen: ihr hofftet, ein so einsichtsvoller und frommer Regent werde endlich die gute Sache siegen lassen. Was aber einzelne Staatsbürger betrifft, die sich unterstehen vernünftig zu sein, die müßt ihr nie verschonen; je rechtschaffener sie sind, desto mehr müßt ihr Sorge tragen sie auszurotten, denn die rechtschaffenen Leute sind uns von je her gefährlich gewesen."

„Habet Taubeneinfalt, Schlangenklugheit, und Löwenklauen, nach den Erfordernissen des Orts und der Zeit."

Kaum hatte der Dalai-Lama die letztern Worte gesprochen, als die Erde zu zittern anfing, der ganze Horizont sich mit Blitzen bedekte, der Donner von allen Seiten brüllte, und eine himmlische Stimme sich hören ließ: Betet Gott an und nicht den großen Lama.

Alle kleinen Lama's behaupteten, die Stimme habe gesagt: Betet Gott an und auch den grossen Lama. Dieser Glaube herrschte lange Zeit in dem Königreiche Thibet.

So weit das Mährchen, welches ich mit einiger Freiheit übersetzt habe. Ich glaube, es sei ei-

nem Christen wohl erlaubt, die Maximen des Dalai-Lama zu mißbilligen.

Zürich. Leuchsenring.

7.

Nachricht über das von Herrn D. Semler hieher gesandte Luftgold.

Die Sache mit den Universalmitteln des Herrn Baron von Hirschen, wovon öfter in der Monatsschrift geredet worden, scheint sich, dem Himmel sei Dank! itzt ziemlich ihrem Ende zu nähern. Das Luftsalzwasser war eine unkräftige und freilich auch unschädliche Mischung von Glaubersalz und Urinmagma, deren geringe Wirksamkeit itzt anerkannt ist. Nun bereitet der Herr Baron ein viel kräftigeres Luftsalz, das aber so überkräftig aus Antimonium verfertigt wird, daß Patienten, nach der Erzählung in Hrn. D. Oppenheimers „Gedanken über Universalmittel und Luftsalz," (Berlin, 1787. 8.) sich darnach zu Tode brechen. Nur H. Semler behauptet noch immer die Goldhaltigkeit jenes Luftsalzwassers, wovon der Verfertiger doch selbst nichts weiß. Der Streit darüber ist jetzt an das rechte Forum gekommen; und wen der nachstehende genaue und gründliche Bericht unsers vortreflichen Chemikers Klaproth nicht überzeugt, der mag dann noch ferner — um mit Herrn Semler die hermetische Sprache zu reden — das Stinkgold über der Erde in ekelhaften Mischungen suchen. B.

Da Herr D. Semler für gut gefunden hat, einen Aufsatz zur Berl. Monatsschrift (März 1787, S. 302) einzusenden, worin er das Publikum von der

der an mich geschehenen Uebersendung seines künstlich erzeugten Goldes benachrichtiget, auch aus meiner Antwort an ihn einen Auszug mittheilet; so halte ich mich zu einer kurzen Erzählung von dem fernern Verlauf verbunden, um sowohl der rege gemachten Neugierde des Publikums einige Befriedigung zu gewähren, als auch dem eigenen Wunsche des Hrn. D. Semler dadurch Genüge zu leisten.

Die Veranlassung, welche Hrn. D. Semler bewogen hat, mich mit seinem Zutrauen zu beehren, und zum Schiedsrichter, wenigstens zum Zeugen, im Punkte seiner Kunst der willkührlichen Golderzeugung, als einer Frucht seines Studiums der geheimen Chemie, aufzufordern, war des Thomas Akatholikus Unglauben an diese hermetische Kunst, und dessen Wunsch, daß Herr D. Semler sein Kunstgold an einen oder andern bekannten Chemiker zur Prüfung einsenden möchte.

Herr D. Semler that hierauf mir die Ehre an, etwas von diesem Kunstgolde an mich zu senden. Wie fest er aber bei sich selbst von der Richtigkeit dieser seiner Golderzeugungskunst überzeugt sei, davon belehrten mich mehrere Stellen seines Briefes. Er schrieb mir z. B.: „Bei der heiligen „Asche des der Menschenwelt so respektablen Fried„richs schwöre ich Ihnen es zu, und bei allem was „ich groß und theuer halte: daß Sie, hier Goldsalz

„von mir in die Hände bekommen, worunter das „generirte Gold sichtbar genug ist. Ich habe also „durch einen Eid allem vorgebeuget, was man „nur ersinnen mag; ich habe kein Gold eingethan, „es ist entstanden aus dem salzartigen Stoffe, „u. s. w.“ Ferner: „Sie sehen, daß ich ehrlich „handle, und ich bin davon ganz gewiß, daß „dieses Gold in dem Glase sich erst erzeuget hat. „Wenn alle Chemiker in Paris, London u. s. w. „mir widersprechen, so hoch ich sie alle über mich „setze: so hilft es nichts; es ist und bleibt factum „physice verum; und ich kann also durch gar nichts „in der Welt dahin gebracht werden, meine Be„schreibung zurükzunehmen. Lebten wir auch un„ter einem Tyrannen, der mich einsperren, mar„tern, tödten ließe: so muß ich alles ebenso beja„hen, als ich es Ihnen hier erzähle.“ —

Diesem Schreiben hatte Herr D. Semler zwei kleine Gläschen beigefügt, in welchen von außen schon die, einer bräunlichen feuchten Salzmasse eingemengten, häufigen Goldflitterchen deutlich zu erkennen waren; ohngefähr von der Art, wie zerstüktes Blättchengold in einer stark damit beladenen Confectio Alkermes aussiehet. Bei Eröfnung dieser Gläschen verbreitete sich ein eigener fäuliger Geruch, der das ganze Zimmer anfüllte. — Die Reihe von Versuchen, denen ich dieses Gemenge unterwarf, bestätigte: daß diese glänzenden Flittern wahres Gold waren. Das

salinis

ſaliniſche Magma aber beſtand aus Bitterſalz, mit empyrevmatiſch öligten Theilchen und flüchtigem Alkali verbunden, und mit erdigem Schlamm und gröbern Sandkörnern verunreinigt. Ein Theil des davon abgeſonderten Goldes, zu Kügelchen gebracht, durch Umſchmelzen mit Borax gereinigt und plattgeſchlagen, zeigte eine bläſſere Farbe; und mit Königswaſſer digerirt blieb ein weißlicher Rükſtand — Hornſilber vielleicht, — dergleichen ich aber doch nicht antraf, als ich gewöhnliches Blattgold vom Goldſchläger eben ſo behandelte. In dem ſalzigen Stoffe hingegen fand ſich, nachdem jene mechaniſch damit vermengt geweſenen Goldblättchen abgeſondert waren, keine weitere Spur von aufgelöſtem Golde; und noch weniger eine Kraft, Queckſilber oder andere Metalle goldhaltig zu machen, oder nur auf irgend eine Weiſe zu verändern.

Dieſes meldete ich Herrn D. Semler, und er hat ſelbſt einen Auszug meines damaligen Briefes im März S. 303. abdrukken laſſen. Gold war es alſo allerdings, was Hr. S. mir zugeſandt hatte; nur blieb der Zweifel übrig: wie war es entſtanden? wie war es in das Magma gekommen? Dieſe Fragen that ich damals an H. Semler. (ſ. März, S. 303.). Der würdige Mann hat meine Zweifel über die in ſeinen überſandten Gläſern erſt geſchehen

seinsollende Entstehung des Goldes, und meine Erklärung: daß ich von der physischen Wahrheit dieser paradoxen Sache lediglich nur durch eigene Erfahrung zu überzeugen sei, nicht ungütig aufgenommen. Er versprach: mich, so viel ihm möglich sei, in den Stand zu setzen, die ganze Erscheinung mit eigenen Händen und Augen nach Belieben zu bewerkstelligen; worüber er jedoch folgendes äußerte. „Was aber die vor„hergehende Probe betrift, wodurch Sie Sich „erst Selbst sichern wollen, daß kein Gold wes„der in dem Troknen noch Nassen ist, so erlau„ben Sie mir erst meine Erklärung. Die Probe „müßte doch eigentlich auf eben das metallische „Gold gehen, welches die Herren Chymici vom „großen Range bisher bloß unter der Erde su„chen und annehmen; die geheime Chymie aber, „die ich für mich selbst etwas erlernt habe, kennt „auch Mineralien über der Erde. Es heißt da„her Luftgold, Stinkgold, (schon vor 100—150 „Jahren), weil es nach Putrefaktion, wie man „es nennt, eben erst sichtbar wird als metalli„sche Form. Vorher ist es Saamen, Aurum po„tentiale. Wenn Sie nun den Liquor z. B. mit „Zinnsolution probiren, so glaube ich, es wird „das Zeichen wenigstens matt entstehen. Sie „wüßten also, es wäre Goldsamen in dem Liquor; „aber das metallische Gold war noch nicht ge„nerirt. Also begreife ich durch Generation nur

„aurum

„aurum visibile; denn alles mögliche Gold ist freilich actu primo schon in der ganzen materiellen „Masse unserer Atmosphäre, wie alles Obst u. s. w. „in den Kernen. Diese hypothesis ist das Eigenthum der geheimen Chymie bisher; die ganze „Mineralogia externa weiß nichts hievon. Es wird „also alles auf den Begriff, generatio auri, ankommen, welche alsdann fast augenblicklich entsteht, „sobald liquidum zur terra oder sal gethan wird. „Daß in diesem Liquor Semen oder Spiritus auri „enthalten ist, macht das objectum aus, das der „gelernten Chymie oder von öffentlicher Profeßion, „nothwendig ganz unbekannt ist.“ —

Wider meine Besorgniß, ob nicht etwa eine fremde Hand, aus Leichtfertigkeit oder Bosheit, hinter seinem Rükken das Gold eingemischt haben könnte, verwahrt sich Hr. S. folgendermaßen. „Dieser Fall ist geradehin ganz unmöglich; 1) „habe ich allein den Schlüssel zum Gartenhause, „das ohnehin im Winter niemand besucht, als ich, „um völlig allein zu seln. 2) Habe ich nicht nur „6 große Glaskugeln, sondern mehr als 20 bis 30 „Gläser groß und klein; und in allen ist einerlei „Erfolg. Wie könnte ich sonst in einen Enthusiasmus gerathen sein bei der Entdekkung?“

Ich erhielt hieranf vom Hrn. D. S. die versprochenen Materien, an welchen ich die Entstehung des Goldes selbst sehen sollte. Auf meine Bedingung, unter welcher ich an diese hermetische Ausgeburt

gebaut und Gräben zu graben verschwenden hatte, nehmlich: durch eigentlich-literarische Mittel wirken zu wollen, sich in Schriften Autorität suchen und von ihrer Unentbehrlichkeit Beweis zu geben. Wie Sr. Hr. bey dem Literaturstreite: „Man mögte Sie als „Bauer ansehen, wie sie wollten, so müsten sie „erst sich zu überzeugen, daß Leute existirten „Welche sie sprä, weder in dem Hause, noch in dem „Stalle ic. ic. ic." Doch mehrere sind hier zu hoch: „Wenn aber ja in der langen Zeit den „Zeile" und nach der Meinung des Literaturstreites die wissenden Schweine nachlis so wenig Nahrung hätte, und Sie in die Ställe gehörten, den stören sie es nicht, wenn Sie, wie einer sagte, einen halbstarrigen Esel vor sich hätten, der mehr Ochse als Esel wäre, und Sie ihn anpeitschen, wie Sie gar wohl thäten, aber in wenig Jahren, bey Sie das Anpeitschen der Ochsen

*) Zeile ist bekanntlich nur so Metzen von Beiten, als wir Dolmetsch für Glossator, als wir Literatur für Literatur, Ehre für Ehre, Gnade für Gnade, Schrift für Schrift, Freiheit für Freiheit übersetzen, das heißt so gar wenig der Sprachgeist leidet. Z. B. Bürgerrecht heißt Bürgerrecht, das Universum gewinnt Recht ausübendes." Gewinnt, das heißt: es bekommt, es erhält, es erlangt. Wenn Sr. Hr. in D. Semlers Streitschrift gesucht hat, Gnade zu finden, und der Recensent in D. Klotzens Zeitschrift sie gefunden hat: Gnade zu finden, das heißt: Gnade zu finden, in D. Klotzens Zeitschrift sie gefunden hat. Wenn es das gelehrte Publicum und Jahrbücher sagen etc., und Sr. Hr. Zeile, Zeile und Zeile, als so gute Meinung in sich haben.

„Quanti in der folgenden Erscheinung sicherlich „Selbst anwenden können. Es ist mir unmöglich, „die Fermentation ganz zu entfernen, weil sonst „der Erfolg fehlen müßte; genug, Sie sehen auch „mit Lupen kein metallisches Gold.“ — Und doch meldet Hr. S. am Ende des Briefes selbst: „Im „Salze ist schon hie und da Gold sichtbar worden, „weil ohnedas Liquor darüber stand.“ —

Die übersandten Materien bestanden nun: 1) in einer Flüssigkeit, welche, nach Hrn. S. Versicherung, den Saamen des Goldes enthalten sollte; und 2) in einer kristallinischen Salzmasse, in welcher das zu erzeugende jungfräuliche Gold als in einer Matrix ausgeboren werden sollte. Der Liquor war in 3 verschiedenen Gläsern enthalten. Im Ganzen war der Geruch sich ziemlich ähnlich, und zwar empyreumatisch; doch prädominirte in einem derselben eine Säure, in den beiden andern Gläsern aber stach flüchtiges Harnsalz hervor. Die aus braunen, schmierigen Salzkristallen bestehende Matrix hingegen, fand ich an mehrern Stellen bereits deutlich mit Goldflitterchen vermengt; welche ich aber nicht, wie Hr. D. S. verlangte, gänzlich aussondern konnte, weil sie dazu meistens gar zu klein, auch in dem schmierigen öligten Wesen, womit das Salz vermenget ist, zu sehr verstekt waren.

Von diesem Salze that ich in 4 verschiedene Gläschen, eine gleiche, ohngefähr ½ Drachme betragende,

tragende, Menge. In drei dieser Gläser übergoß ich das Salz mit den 3 mir von Hr. S. zugesandten (Goldsamen enthalten sollenden) Flüssigkeiten; im 4ten Glase aber mit simplem distillirten Wasser. Das Salz zerging ziemlich bald, und ließ viele Sandkörner fallen. Zugleich kamen in allen vier Gläsern *) die Goldflimmerchen zum Vorschein; deren Menge jedoch, in Vergleichung der in den beiden ersten von Hrn. D. S. erhaltenen Gläschen befindlichen Menge nur gering war, auch seitdem sich nicht weiter vermehrt hat.

Den noch übrigen Theil der salinischen Masse ließ ich in destillirtem Wasser zergehen, sammelte die damit vermischt gewesenen und nun zu Boden fallenden kleinen Steine und Sandkörner, indem ich die leichtern heterogenen Substanzen davon abschlämmte; troknete den Sand, und fand nun, mit Hülfe des Augenglases, hie und da äußerst kleine Quekſilberkügelchen darunter, wovon ich eins der größten mit einer Messerspitze ausheben, und auf ein Papier bringen konnte. Daß es wirkliches Quekſilber war, bestätigte sich dadurch, daß ein gelinder Druk es in mehrere Kügelchen zertheilte, die sich bei ihrer Berührung leicht wieder vereinig-

ten,

*) Daß also auch simples Wasser dieselbe Kraft hat, das jungfräuliche Gold zu schwängern! So braucht es ja der künstlichen Flüssigkeiten nicht, die den Saamen des Goldes enthalten sollen!

ten, und daß es an Gold gebracht, dieses verquikte, durchs Anwärmen aber auch davon wieder abrauchte. Hr. D. S. ist der Meinung, daß diese Steinchen in dem Moment des Uebergiessens per congelationem erst entstünden, und daß Bleistüffchen darunter sich mit erzeugten. — In der von diesem sandigen Rükstand abgegossnen wässrigten Auflösung des Salzes schwammen die Goldflimmern deutlich herum, in Gesellschaft einer feinen Schlammerde, und mehrerer Brokken von verrottetem Holze; auch einer kenntlichen Beere vom Nachtschatten (Solanum nigrum L.). *) — Die durch Filtriren von gedachten heterogenen Körpern befreiete Salzauflösung lieferte, nach gelinder Abdünstung, größtentheils Kristallen von Bittersalz; und die Mutterlauge enthielt noch ein, mit branstig-öligen Theilchen gemengtes, flüchtiges Harnsalz.

Ich habe demnach bei dieser, nach Hrn. D. Semlers eigener Vorschrift genau befolgten, Prozedur das Gold nicht erstlich entstehen sehen; sondern

*) Man erstaunt billig, daß H. Semler eine so herrliche und kostbare Masse, welche das aurum potentiale, Luft- oder Stinkgold enthält, nicht sorgsamer vor aller fremden Verunreinigung in Acht nimmt. Noch mehr aber erstaunt man, daß H. S. so genau auf ein Haar anzugeben weiß: was von diesen heterogenen Dingen durch Zufall in das aurum potentiale hineingekommen, und was sich darin kongelirt hat. Man s. Herrn S. Anmerkungen, März, S. 306 und 308.

dern dieses hat derselbe Unrecht, in der Sache selbst erklärt, und ist darum sich durchaus Autorität einräumen wollen. Ich kann daher auch in der Liquorice seiner Anonym Sale, sein Spectre Solaire, so wie seine Lichtstrahlen, weil sie nicht Sonnenstrahlen, und Sonnen sind, der Wahrheit nicht näher bringen, als wenn ein Irrer einem weisen Manne, in das klare Wasser sieht, leuchtet.

Das Verlangen des Hr. D. D. um meine Belehrung, aus gütlichen Gründen, Respekte eines Gelds entschieden zu lehren, hat mich so sehr noch verwirrt, und meine wohlmeinende Bestrebungen, daß Hr. D. selbst wissen einen Unterschied zwischen zu Falsch zu dem Gelde zu seiner Bildung gelangen, so daß Hr. Hofrath bey dem Thema: Unvollständigkeit der Sonnenstrahlen in Zeitungen gesteht, meine, darum noch sehr.")

Hr.

*) Wie so gar oft, in — ich entscheide mir nicht, ob sie gar — wie unvermeidlich, Irrthum das Resultat mühsamer Untersuchungen ist, scheint mir keines Beweises. Aber auch Theorien von solchen Männern werden nicht — in einer Gesellschaft, wenigstens nicht in einer solchen, wie die unsrige, ohne Prüfung ist, — Sonnenstrahlen Ehrgeiz ist, — Sonnenstrahlen Ehrgeiz ist, — Sonnenstrahlen Ehrgeiz

Hr. D. G. ist, in seiner Antwort auf meinen 3ten Antikritischen Versuch, dem ich nichts zu antworten weiß, nur bis an den Weg zu gehen, wo er die Kapitale Wegweiser, die ihn dahin bringen, sehe. Er thue nur also fort, das Ich, das Absolute zu handeln, hervorbringen, Handeln, das heißt nicht Leiden sein, genug ich in der Dunkelheit, und das

Ende. Er bedenke sich hiernach einen grünen Strauch von gedachten Eigenschaften, und sage mir, ob er sich einen solchen denken könne, ohne sich ihn als ein Leidendes, Bestimmtes, Gesetzen Unterthan zu denken? Ob er sich ihn denken könne, ohne Materie — Masse? Und ob materielle und gesetzliche Bestimmung beisammen sind, und sich zu Einheiten, — Dingen, Körpern zusammenfassen, ohne Anziehung, ohne Kraft, ohne Bewegung, ohne Gesetze, ohne Leiden? Ob er sich ihn denken könne, ohne Leiden, ohne Bestimmung und materielle Elemente. Und wenn Materien zu Massen, Massen zu Körpern, Körper zusammengesetzt sind, ohne Leiden? Ob er sich ihn denken könne, ohne Leiden, ohne Materie, ohne Masse. Und wenn ohne alle diese Voraussetzungen Leidendem zu denken Nonsense ist, ohne Handeln, ohne das Wort Handeln, Leiden, Leidendes, ohne Leiden, ohne Materie, ohne Masse, ohne Körper, ohne Kraft, ohne Bewegung, ohne Gesetze, ohne Leiden? Ob er Gesetzen, Gesetzlichkeit, Gesetzmäßigkeit, Gesetzwidrigkeit, Gesetzlosigkeit, Gesetzen unterthan, und nicht unterthan, ohne Leiden, ohne Materie, ohne Masse, ohne Körper, ohne Kraft, ohne Bewegung, ohne Gesetze, ohne Leiden? Ob er

Gott Zuschauer ein wahrhaft künstlich erzogenes Kind ist, wie man sich nicht einvollkommen ein. Ich möchte mich der guten Aebtissin, Frau Charl. S. G. gegen mich und meine unkritischen Kinder schreiben zu dürfen die Gnade bat, nimmerh mehr, wenn sie über, als sie sich nach Ehrfurcht mehr, auf eine Weise treten möchte. — Eine von den sehr seine schönen Partien seines Lesens und die einen hat auch meine Augen aufgethan. Indem Jesus Christus sagte: „sie an den verlorenen, heiligen Gottesfrieden, aber in noch geringerer Weise; und der Heiland that allerdings nicht so, als hab er noch wenigen Gottsinnen auch sinnlichen, und heutiges zu Tage Gottsinnen.

Auf meine kommentarische Beispiele, daß die ganzen als Jesuiten in Spanien das Gleichnis von verlorenen Groschen, mit der ihm gewöhnlichen, und seinen Charakter ihre wiederum sehr nachgiebig, wunderbarlichen Art, Gott Vaterlich.

Meinung sie einmal „Gnade Er mir, wollte ich sie sicherlich lassen: ich habe mich gerne; wollte ihr nur Jesuiten spielen, um andere zu bekehren; er mir eben so gnädig Wohlthat und unrechtliche Thre bei allen verständigen Menschen. Aber ich habe es schon bedauert, daß ich Johann so bei mir nicht da ist, und man sie freilich sie große Freude gewinnen Physikerinnen, Chemikerinnen und Seelenkennerinnen Christen, und meine Pedantin der Zudringlichkeit eben lange sie erwarten, aber doch zur rechten Zeit angewandt. Denn

„hat man gespottet; (ich weiß es, daß manche es „eben darum thun oder thaten, damit ja die „Wahrheit nicht so leicht gerettet und beschützt „würde). Aus diesem gleichsam erblichen Spott „zurük zu kommen, und aus reiner Liebe zur „Wahrheit sich zu revociren: das ist für viele, uns „edle, feile, kriechende Menschen viel zu schwer, „zu erhaben, zu groß.“

Bei dieser Lage der Sache wird der wahre Ursprung des Goldes in den Gläsern des Hrn. D. S. unmöglich anders und eher können ausgemittelt werden, als bis es diesem gelehrten Manne gefällig sein wird, einen genauen und verständlichen Unterricht von der Bereitungs oder Gewinnungsart des Liquors sowohl, als vorzüglich des Salzes, mitzutheilen. Will aber Hr. S. dieses als ein Geheimniß bewahren, wovon weder das Publikum, noch ein einzelnes Individuum, außer ihm, unterrichtet sein soll: so bleibt die Sache unentschieden; und dann wird alles weitere Disputiren darüber unnütz *).

Berlin. Klaproth

*) Außer dem Hirschenschen Luftsalzwasser giebt es noch ein andres dieses Namens, das jedoch noch niemand weder für eine Universalarznei noch für eine Goldquelle erklärt hat. In den Gothaischen gel. Zeitungen St. 69. vom 30 Aug. 1786. steht folgende Nachricht: ”Man hat zu Bocklet bei Kissingen in Franken eine Quelle von fixer Luft entdekt, welche unter andern zur Verfertigung eines Luftsalzwassers gebraucht wird, wovon man eine Bouteille zu 2 Purganzen für 24 Kreuzer verkauft.

Herr

8.

Deſorganiſation und Manipuliren.

Da die magnetiſche Deſorganiſation und der Somnambulism von Frankreich ausgegangen ſind, ſo iſt es immer der Mühe wehrt, ihren itzigen Zuſtand daſelbſt zu kennen. Zwar hat Mesmer ſelbſt ſich in Paris nicht länger halten können; doch macht die Sache dort noch außerordentliches Glük, und vorzüglich in zwei großen Provinzialſtädten, aus welchen die Wunderkur noch leichter nach Deutſchland und der Schweiz kommen konnte: in Straßburg und Lyon. Ein neues franzöſiſches Werk, welches allerlei zum Theil ſehr unwichtige Anekdoten und ziemlich unwitzige Bonmots, als große Merkwürdigkeiten aus der erſten Hauptſtadt der Welt erzählt,*) giebt auch umſtändliche Nachrichten von dem Magnetiſirweſen in Paris und Lyon. Mesmer ſtiftete eine Art von Loge, geziert mit allegoriſchen Bildern, wo er dem Neuaufgenommenen, für die mäßige Summe von 100 Louis, ſeine hohen Geheimniſſe entdekte, unter dem feierlichſten Eide, nichts davon den Profanen kund zu machen. Er initiirte gleich Anfangs hundert Perſonen. Mit ſo

Herr Prof. Pickel zu Würzburg hat ſchon eine umſtändlichere Nachricht von dieſer ſonderbaren Quelle drukken laſſen."

*) Tableau mouvant de Paris ou variétés amuſantes — par M. *Nougaret*. Tome ſecond. à Londres, & ſe trouve à Paris, 1787, 8.

so leicht erworbenem Gelde tröstete er sich, als er Paris verließ. Anfangs ging er nach London, wo es ihm aber minder glükte; und darauf nach Italien. Im Dezemb. 1785 erschien er noch einmal in Frankreich, an der italiänischen Gränze: in Grenoble, wo er mit den ausschweifendsten Ehrenbezeugungen empfangen ward; aber bald darauf wieder zurük ging. — Merkwürdig ist, daß er, wie sein Bewunderer und Nachfolger, Lavater, auch den elenden Gaukler Gassner besucht hat und noch lobt; er sagt (in s. Mém. sur la découv. du Magn. Anim.): „Meine „eigne Erfahrung hat mich überzeugt, daß dieser „Mann (Gassner) das Werkzeug der Natur „ist". O Natur, Natur! wie mußt du dich herabsetzen lassen! Nun soll gar ein Exjesuit, ein unwissender Pfaffe, ein plumper Teufelsbanner dein Werkzeug sein!

Der Versammlungsort der Mesmerschen Initiation zu Paris hieß Societé de l'Harmonie. Die Societät bestand, auch nach Mesmers Abschiede, und besteht noch; und in den meisten großen Städten Frankreichs giebt es itzt solche Logen der Harmonie. Die zu Grenoble veranstaltete eben die feierliche Einholung des ersten Wundermeisters. Die zu Lyon ist vorzüglich thätig; und auch vornehme Deutsche reisen hin, um dort durch Glauben Gesundheit zu holen. Ein berühmter Magnetisirer daselbst ist Herr Rich. Ja gar ein Apotheker, dessen Gewerbe ganz fal-

ten und, wenn dein Universalsinn mehr ist, diese sah du damit ab: Herr Andreä. Auch Wetten gar Heyden der, wie du sie nennst, das ist (um dich kalten Leute *) Ja, man hat — dem Kanzler! chinesischen Wettermessern, ganz gewiss — in Rom auch Thürme magnetisirt, unter andern ein Pferd, das während der Operation [illegible] Lustwirbeln, und Fliegen zu fischen, und ins Netz (natürlich, weil es sehr ist und Land war) **).

Hingegen hat, wie bei allen Ordensgeschichten, sich auch der Zweifelsucht Schwindelsucht, und es sind — ungeachtet des schönen Namens Harmonie — mehrere Sekten entstanden, die giebt Memoristen, Dualisten, Mormonen, Barbarianen, Jonathanen, Spottmalen, u.

*) Der es hat Verbrechen sind nicht, werden sich Ihr Gnaden, Herr Kanzler, nicht verdrießen lassen, mir Ihre eigene Meinung, dem Weisen, meinen treuen Rath anzuhören, und auch die Sache sich auf Ihren Theil zu nehmen. Denn Sie sind ja den Intriguanten einer solchen Sekte vorzüglich. Dürfen sich nun Leute von Einsicht, wie Sie sind, einen Augenblick besinnen, und nicht sogleich Ihren Beistand anbieten, um sich [illegible] Ihre eine Seite mit [illegible] Ihnen zu [illegible] Ihnen [illegible] Ihnen [illegible] Ihnen

§. 11. Dieses war der Schüler und Anhänger ein großer Freund der Minor Asiaten. Er ob Perfide, seines Lavoir die Königl. Kommissarien unterhalten (D. Monatsschr. 1797. S. 272) mit Dessen, als Einziges die unbegränzten Lo Perfide, den Kommissarien seine Lavoir machte, wenn Monsieur, als Fremder und zu seinem Königreiche gehörig, nicht so verbunden hat. Hannal vor seinem Monsieur seinen ehemaligen Fremden Lavoir nur nicht mehr für ihn besitzt. Der Thronfolger St. Simon-Allemand, französischer Gesandter, der sie in Dresdenland leben sah, ist Verfasser, aber wiederhohe eine Antwort der Kaiserlichen Minister des Krieges & de la Vendée, um welchem Hofe in der Sache. Die Antwort ist nicht bekannt. Aus dem Schlachtfeld-scheerspitzchen Kaiserlichen sie und der andern damit zusammenhängenden Kaiserlichen Minister, was in einem Schreiben, sehr ehe schriftliche Minister verfaßte sind, haben einige Minister merkten Dinge genommen, und eine eigene Schrift gestiftet. Der Thronfolger Barbarin, ein Antiker einfasser, der sie zu jener Zeit, daß durch eigne ses Buchstaben das Monopolie System entwickelt haben; das aber weiter hingegangen. Andere Fo ge, er hätte Dem vom Monopole die Privilegie in Strasburg (Novemb. 1797. S. 421) genom men. — Der Thronfolger ist schon so beleg. daß jede Sache nur bis die einzig richtige Wen schaft gerkannt, und der andere das wahre Ver

Affenbild"); nur gegen die Perfonen, das heißt gegen die geliebte Dornrose, machte sie sich ein unbedenkliches Gewissen.

Indessen schien der Mannsperson nur die Idee, meiner Heilung beizuwohnen zu gefallen; sie that weiter nie, als daß sie Grimassen, und dann jedesmal viel Schmutzwasser. "Frauen und Mädchen in der Nähe, das ist selten gut," sagte Dornrose, indem sie mißbilligend lächelte. "Frauen und Mädchen sind nicht dazu da, um Grimassen zu machen, und Schmutzwasser zu verbreiten." Die Mannsperson, welche man ihnen vorstellte, schien so ernsthaft nicht zu sein, als Dornrose, also sah man bald Dornrose, also sah man bald Beide, beisammen — Mutter Hexine, Dornrose, Herzlichkeit mit den Fingern leben (Leonore Prick, St. Petersburg, 1776), Alles in einem Athem. Beides Beisammensein schien gar Manche, welche in mancherlei Gestalt, Frauen und Mädchen, Dornrose Mariel, Frederike de Fouque, Adelheit, Jo. Baptista, Jo. Paul, wen sie sonst noch alle Namenstheilen, der sie zuerst in Bezug auf

wie Bekkers deutsche Zeitung *) erzählt, aus einer Lesegesellschaft in Straßburg herausballotirt worden. Daß auch in Deutschland Societés harmoniques sind, ist bekannt. Die Zeitungen **) melden, daß zu Mainz, zu Frankfurt am Main, zu Karlsruhe, zu Manheim sich viele initiiren lassen; die Aufnahmegebühren bei Dr. Pichler aus Straßburg, der zu dem Ende herumreiset, kosten 2 Karolinen. Er magnetisirt Frauen, und initiirt vornehme und reiche Männer. Was Hr. Hofrath Bökmann zu Karlsruhe, Professor der Mathematik und Physik! nächstens zu Gunsten des Magnetismus, und zum Unterrichte der Hausmütter in dieser neuen simpeln Kurart bekannt machen wird, wie Er es selbst in Posselts Magazin angekündiget hat, muß man erwarten. Von einem solchen Mann kann man vermuthen, daß er die eigentlichen physischen oder medizinischen Wirkungen des Reibens genau beobachten und angeben wird. Allein, diese kannte man schon lange: bei uns, und im Oriente, von wannen, wie einige glauben, die Jesuiten die itzige neumodische Manipulation sollen zu uns gebracht haben ***). Hr. Bökmann wird aber gewiß nicht behaupten, daß man nervensiechen Mädchen und unerfahrnen Menschen medizinische Kenntniß anstreichen kann; dann wäre ja alles mühsame Studiren, und die ganze

*) St. 17, den 27. Apr. 1787, S. 142. die Note.

**) Z. B. Hamburg. Korrespond. Nr. 77. Beilage, den 15. Mai 1787.

***) Alle Reisende, z. B. Sonnerat, Le Gentil, erzählen von dem Gebrauche des Reibens bei Krankheiten in Ostindien, China, u. s. w. Auch erzählt Herr Georg Forster, die bei sich selbst verspürte heilsame Wirkung des Reibens von Mädchen in Otaheiti, bei einer Kraftlosigkeit.

Wirklichkeit der wesentlichen Zukalitäten, un-
terstützt. Der unmittelbare Beweis besteht sich nur
beizusetzen zu können, in der Kraft der Ueberzeu-
gungsmittel. Ein einzig unerkanntes Kunstwerk ver-
gehen und das Zeitalter hat sich selbst gerichtet, es
verdiene wieder Zu Schimmen bekommen, und
bei dem nur die Verwirklichung von, und seiner
Vorzeit der Wärme zur neue verdient, ist
Zukunft, vor den Ohren einer unempfindlichen
Neue einer Jungfrau seiner Liebe, Lieb ihren
ja nur, weniger die Frage ist, ob sie Ver-
Verführung einer Ehre Lage dieses
Seiten der Meine. Das alle wird
Meinen bei Publikum Thaten, bei
Ehre Lage dieses Seiten der Meine. Das
Zu Meinen Ohren Meinen Ohren
zu? Aber bei dieser Kunstgattung eine Linie
vorherzusehen ist, der Verwirklichung
Verwirklichung Verwirklichung, bei
gleich bemerkt haben, wie Verwirklichung
der Meine zeitlose, jene objective, der noch nicht
systematisch genug Kunst, ein kühn gedachtes, nur
zu umfassen zu wollen.

Ein unserer Mitglieder Beschlusses Meinen
Meinen ist Herr von Jeanne, ehemals franzö-
sischer Husarenoffizier, vor ist in Frankfurt a.
M. lebt. Er invitirt, mit wagemuthig in der
Gesellschaft Meinen. Er hat zwei Meinen
Meinen Meinen Meinen Meinen Meinen
Meinen Meinen Meinen Meinen Meinen
Meinen Meinen Meinen Meinen

der Vorsehung, wenn er einen frommen und gerechten Lebenswandel führt, theilhaftig wird. — Ueberhaupt können in diese, wie in mehrere geheime Gesellschaften, nur ganz gute moralische Menschen aufgenommen werden, deren Herz rein und unverdorben ist (und die wenigstens 2 Karolinen bezahlen können). Es ist sonderbar, daß bei einer Naturkraft das Herz mit in Betrachtung kömmt. Mit der Elektrisirmaschine kann wenigstens Jeder wirken; und selbst der Nachtmahlsvergifter in Zürch würde Lavatern einen Schlag damit haben beibringen können. Oder soll dies wirklich eine Wunderkraft sein? Ist es eine apostolische Kur, wie die neuen Heiligen und Propheten uns bereden wollen? eine Kraft, die durch Handauflegen und durch den Glauben wirkt? Παντα δυνατα τω πιστευοντι, steht seit kurzem auf Lavaters Petschaft; und dis soll vermuthlich eine Empfelung seiner magnetischen Wunderkraft sein. Wozu dann aber alle die weitläuftigen, mühsamen, und für die profane Welt etwas anstößigen Operationen des Manipulirens? kann Gott itzt nur Wunder auf diese Art thun?

Ueber eine Kur des Hrn. von Inarre und sein Betragen dabei hat der Bischöflich Speiersche Physikus Hr. D. Birnstiel ein lesenswürdiges Büchlein *) herausgegeben, das aber mit manchen Fehlern des Stils geschrieben und mit ganz entstellenden Druckfehlern gedruckt ist. Hr. Birnstiel zeigt vortreflich, daß auf die Patienten durch

*) „Gesammelte Aktenstükke zu Aufdekkung des Geheimnisses des sogenannten thierischen Magnetismus, in einigen freundschaftlichen Briefen dem Herrn Leibarzt und Hofrath Baldinger mitgetheilt von F. H. Birnstiel. Marburg in der neuen akademischen Buchhandlung. 1787. 8.

durch Einbildung und Glauben gründet sich, der Gemeinwohler Interessen und Rechte, einer ewigen unauflöslichen Verpflichtung, von einer Nachkommenschaft zu der andern, ohne Ende der Zeiten, bestand einig und kräftig zu verbinden, zu Wirkungen, die nur durch Einbildung und Glauben, durch Vorstellungen und Begriffe, die nur durch Einbildung und Glauben entstehen können, und so bestand hat, gedacht werden können. Einig! Einbildung, Meinung, Interesse, Sache, Recht, ist das ein Einigen, das so beständig sein soll, wie die unwandelbare Wirkungen? Wenn Zufälligkeit, Willkühr, Leidenschaft, Irrthum, Eigennutz, Vorurtheil,

bei denen nicht wirke, die ohne es zu wissen, oder ohne sich von der möglichen Wirksamkeit desselben lebhaft zu überzeugen, magnetisirt würden.“ Und nun setzt er S. 79 hinzu: „Hier verfiel ich auf eine Aehnlichkeit, worauf Sie als Protestant nicht so bald würden verfallen sein. Mir fiel nemlich das Exorcisten-Handwerk ein, wobei, wie beim Magnetisiren, der Schild und die Stärke des Glaubens unentbehrlich ist, wenn der Ausgang gesegnet sein soll.“ Man denke hier, wie selbst protestantische Geistlichen sich nicht schämen, eine Aehnlichkeit dieser Kur mit dem Handauflegen, mit der Wunderkraft der Apostel vorzuspiegeln. Man denke an den katholischen Exorzisten Gassner, den Lavater und Mesmer verehren! Und man überlege, bis zu welchem rohem Aberglauben der römischen Kirche wir durch diese neue Wunderlehre sinken können!

Herr D. Bicker hat einen zweiten Brief über die Bremischen Desorganisationsgeschichten drukken lassen *). Man kennt das Seichte seines Berichtes aus dem ersten Briefe **); und wenn die Herren Wienholt und Olbers glauben, ihre neue Kurart vertheidigen zu müssen, so sollten sie wenigstens einen andern Sachwalter annehmen. Itzt nimmt er sogar Fakta, die er selbst zuerst erzählt hatte, und deren auffallende Seltsamkeit gezeigt ward, zurük ***); wie ist mit einem solchen Mann

*) Hannöverisches Magazin, St. 19, den 5. März 1787.

**) Berl. Monatsschr. Februar d. J. S. 135 — 147.

***) Seine eigene Erzählung: daß bei der einen Patientin die Einbildungskraft rege gemacht und zur Unterstützung der gehofften Wirkung gebraucht worden, nennt er itzt, aus Mißverständniß entstan-

Wann werden sie disputiren? — Er scheint auch gar nicht einmal zu wissen, worauf es ankommt. Man frage nicht: ob vernünftige Politiker, oder einsichtsvolle Juristen, oder gelehrte Theologen, oder Menschenfreunde? mein unwissender Gott! Um den Unglücklichen und Sterbenden seinen Trostspruch aus zu sprechen, muß er ganz andere Fragen thun wollen.

Ist es wahr, daß bei D. Bodes Vorlesungen jetzo, als Herr A. wirklich eine für studierende Lehrer durch das Gesetz erzwungen haben, (siehe, St. 117.) vermehrter worden? Ich glaube es nicht, da sein D. Bodens die so beschriebenen Leute wenig Lehrer in der Stadt gab, die Bodens Lehrart billigt, und wenn sie dann das Wort aussprach (Matth. 20. 28.) Er ist nicht gekommen, daß er sich dienen ließe, sondern daß er diente, solche Lehrer gab es auch Mittwochens vormittags nicht. Ich bin in meiner kleinen Akademie, Morgen zu morgenstehen, indem man das Gebet um Heil Jesum anrufet, und mit den ersten Strahlen der ersten Sonne zu eben bethen, und mit den Worten schließt:

entlassen. Und doch sagt er selbst dabei, daß man die Gebethen über den Morgensegen zu lesen pflegen. — Herr Bode sagt: der Gebethen müssen in der Kirche nicht zwo Gebethe, noch weniger drei, sondern nur eins gebethet werden. Anmerkungen zu Sprüche mit Erläuterungen gedruckt und die Morgenandacht einer Gott weiter bedürfe. Dies heißt ja: die Leute sollen vernünftig und einsichtsvoll, lehren und bei gehöriger Belehrung bethen und gebethet sein. Doch wird der Herr gewiß nicht verlangen, daß die Worte, eine Gemeinde, — und Jesum, — Amen, Jesus, Jesus ist es nur

schreibung S. 291 weiter davon lautet? Man könnte ja die Beobachtung genau anstellen, indem man einen Umstand nach dem andern bei diesem Magnetisiren wegließe, um zu finden, in welchem die wahre Kraft stekt. — Ist es für die guten Sitten gleichgültig, daß man junge Frauenzimmer tagtäglich mehrere Monate lang fast am ganzen Körper bestreicht, und sie in der Gegend der Schultern, der Herzgrube, des Nabels, und der Knie, sanft drükt? wie H. B. das Manipuliren S. 292, f. beschreibt. Selbst ein Franzose (Tabl. mouvant, p. 159) sagt über die öffentlichen Manipulationen und deren Wirkungen: Comment une jolie femme peut-elle se résoudre à éprouver volontairement des convulsions & des crises? Il est bien vilain de faire la grimace en bonne compagnie. Noch mehr ist zu hoffen, daß in unserm deutschen Vaterlande die Sache schimpflich werde: damit die Nervenkrankheiten so wenig als diese Kuren einreißen. Denn auch diese Aehnlichkeit mit dem Exorzisiren hat die Sache. Je mehr man an Teufeleien glaubt, und je mehr Teufelsbanner es giebt, desto mehr Besessene sind auch da. — Ist es ferner nicht höchst gefährlich, durch diese Kur die Einbildung und das Nervensystem so sehr anzuspannen? Der schrekliche Fall ist bekannt, daß am Ende vorigen Jahres, in einer der ansehnlichsten Provinzen unsers Landes, die Gemohlin eines angesehenen verständigen und wohldenkenden Edelmanns, der jedoch eine zu große Meinung von den neuern Wunderkräften zu haben scheint, dieser Kur unterworfen ward, wodurch sie heftige epileptische Zufälle bekam, und endlich in wahre Raserei verfiel. Sie sprang Nachts plötzlich aus dem Bette, faßte ihren schlafenden Gemahl beim Leibe, warf ihn zur Erde, riß darauf das Fenster auf,

und wollte sich herunterstürzen; drei starke Menschen hatten genug zu thun, um diese von so vielen Krankheiten entkräftete Dame zu halten. Dergleichen wirkten doch die wohlthätigen Apostel nicht durch Gebet und Handaufliegen; wohl aber der schändliche Gassner. — Kann man sicher sein, daß eine auf diese angreifende Art geheilte Person keine Rezidive bekomme *)? — Kann man endlich mit Vernunft glauben, daß Universalmedizin, wissenschaftliche Kenntniß, Lesen mit den Fingern, und Prophezeihen dadurch bewirkt werden kann, wenn ein junges Frauenzimmer von einem jungen Arzte bestrichen und gedrükt wird?

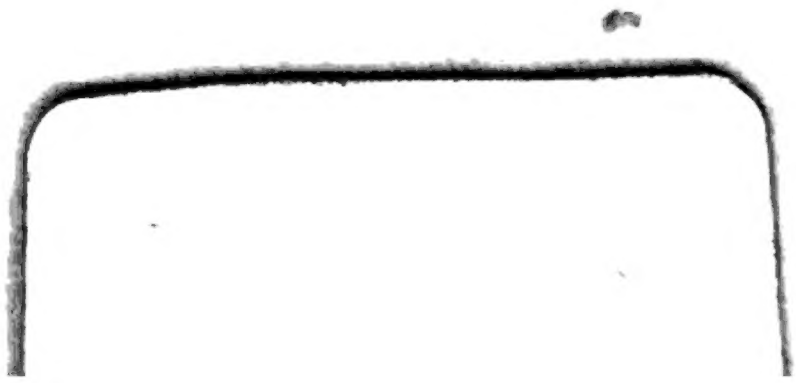
Thomas Akatholikus.

*) Der Vater der Demois. Sch. hat ziemlich heftig und feierlich gegen die Berl. Monatsschrift, in den Hamb. Korrespond. Beilage zu Nr. 77. vom 15. Mai 1787, setzen lassen: daß seine Tochter vollkommen gesund sei. Das steht ja aber auch gerade so, im Mai der Monatsschr. S. 484. Jst ist sie völlig hergestellt. — Das Rezidiv muß aber wohl wahr gewesen sein; denn sie hat es ja, nach Herrn Bickers zweitem Briefe S. 299, selbst prophezeihet. Mit dem mache der Vater es alst aus.

Digitized by Google

Digitized by Google

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 06454 6503



Digitized by Google